Hamerlings sämtliche Werke

in sechzehn Bänden.

Mit einem Lebensbild und Einleitungen herausgegeben

von

Michael Maria Rabenlechner.

Mit fünf Bildnissen, drei Abbildungen und einem Brief als Handschriftprobe.

Vierzehnter Band.

Inhalt: Lehrjahre der Liebe.



Leipzig.

Hesse & Becker Verlag.

Lehrjahre der Liebe.

Tagebuchblätter und Briefe.

Einleitung des Herausgebers.

„Stationen meiner Lebenspilgerschaft" war das letzte Buch, das Hamerling selbst herausgab; es erschien Mai 1889. Am 13. Juli desselben Jahres starb Hamerling.

Im Nachlasse fanden sich eine Reihe von Manuskripten, die für den Druck mehr oder weniger vorbereitet waren. So lag vor allem eine Sammlung von Tagebuchblättern und Briefen unter dem Titel „Lehrjahre der Liebe", als Ergänzung der Autobiographie, vollständig druckfertig vor; ferner fand sich eine Sammlung von Prosaaufsätzen und Prosaaphorismen (als Ergänzung der 1884 erschienenen beiden Prosabände); eine Mappe „Neueste und ältere Gedichte — nicht enthalten in den Sammlungen ‚Sinnen und Minnen' und ‚Blätter im Winde" — war umfangreich gefüllt; ein großes philosophisches Werk (allerdings Torso) „Die Atomistik des Willens" heischte Veröffentlichung; endlich eine kleine Sammlung venezianischer Geschichten „Venezianische Sagen. Nach italienischen Quellen."

Als erste Publikation aus dem Nachlasse erschien nun — Herbst 1889 — „Lehrjahre der Liebe, Tagebuchblätter und Briefe."

Das Buch muß, wie bereits betont, als Ergänzung einiger Partien der Autobiographie gelten.

„Meine Ferien in der Heimat 1851" und „1852" ergänzen den Abschnitt der „Stationen": „Lehrjahre und Wandertage." Dort spricht der Dichter über seine Sommer im Waldviertel: „. . . Ich könnte viel davon erzählen . . . aber ich will lieber früher oder später Urkundliches aus meinen Ferientagebüchern mitteilen, welche nicht bloß mein Tun und Treiben, Dichten und Trachten, Schwärmen und Träumen in der Heimat

am besten schildern, sondern auch einer Mädchengestalt ihr Recht widerfahren lassen werden, die beanspruchen darf, in der Geschichte meiner Jugend dem Leser vorgestellt zu werden: der ‚Lilie‘ von Schweiggers . . ., der Heldin eines noch vorhandenen Sonettenkranzes.“ Diese „Lilie von Schweiggers“ (geboren 26. Dezember 1826) hieß Genoveva Meister und starb als Notariatsbeamtenswitwe Dworzak 1. Februar 1905 in Bozen. — —

Das Tagebuch „Pauline“, das dritte Stück der „Lehrjahre“, ergänzt den Abschnitt „von der Mur zur Adria“ und behandelt ein sehr ernstes Verhältnis Hamerlings zu einem schönen Grazer Mädchen, der „Nora“ der „Stationen“. Auch der entschiedenste Bewunderer Hamerlings wird sich gestehen müssen, daß in diesen Tagebuchblättern, die sich tatsächlich wie eine Novelle lesen, der Mensch Hamerling nicht günstig wegkommt. Hamerling hat es übrigens auch selbst zeitlebens empfunden, daß er (freilich ein Opfer seiner häuslichen Verhältnisse und seiner leider zu großen Willensschwäche gegenüber seiner herrschsüchtigen Mutter) an dem Mädchen Pauline Quadri schwer gesündigt. Hamerling hat (in reifen Jahren) wie oft sein Verhalten bedauert und tat, zu Ruhm und Ehren gekommen, was er schließlich allein noch zu tun vermochte: — er rettete die Bedauernswerte wenigstens für die poetische Unsterblichkeit, ohne sich selbst dabei zu schonen. Das Sophokleische Motto, das er dem Tagebuche gab, besagt alles. (Ein authentisches Porträt des schönen Mädchens brachte dann der „Wiener Almanach“, 15. Jahrgang 1906, zwischen S. 240 und 241.) Es mag vielleicht hier weiter interessieren, daß kurze Zeit nach Erscheinen der „Lehrjahre“ die Dichterin Gräfin Edith Salburg den Stoff dieser „Pauline“-Tagebuchblätter zu einem einaktigen Schauspiel verarbeitete, betitelt „Robert Hamerling“. Das Grazer Stadttheater nahm das Stück an, die Rollen waren bereits ausgeschrieben, da legte die greise Mutter Hamerlings, die bekanntlich ihren Sohn um etliche Jahre überlebte, Protest ein gegen die Aufführung, die somit unterblieb. Die alte Frau fühlte wohl, daß die Pauline-Episode im Leben ihres Sohnes eine furchtbare Anklage gegen sie bedeute, und wollte, obgleich der Inhalt des Stückes der Mutter keineswegs nahe trat, an diese Affäre um alles in der Welt nicht gemahnt werden. Das Stück ist dann auch niemals im Drucke erschienen. — —

Die beiden letzten Teile der Lehrjahre kommentieren endlich zwei in den „Stationen“ erwähnte Episoden der Triester

Zeit, die Beziehungen Hamerlings nämlich zur Harfenvirtuosin Marie Mösner und die zu einer merkwürdigen Schauspielerin Antoinette Julius.

Für Marie Mösners Schicksale interessierte sich Hamerling übrigens auch noch in späterer Zeit, und als die Künstlerin schließlich einen Grafen Spaur in Salzburg geheiratet, ersuchte z. B. Hamerling den Schriftsteller Anton Breitner in Mattsee (bei Salzburg), über die Gräfin, soweit es ihm möglich, Forschung anzustellen und Hamerling von dem Erkundeten Bericht zu erstatten. Was denn auch Breitner gewissenhaft tat.

* *
*

Ob eine (vielleicht kommende) kritische Gesamtausgabe der Werke Hamerlings den Inhalt der „Lehrjahre der Liebe" so bringen wird, wie ihn der Dichter zusammengestellt hat, ist sehr fraglich. Eine historisch-kritische Gesamtausgabe wird wohl die ersten drei Abteilungen der „Lehrjahre der Liebe" unter die „Tagebücher Hamerlings" verweisen, die zwei letzten Abteilungen unter die „Briefe".

Hamerling hat umfangreiche Tagebücher geführt: von seinem 14. Lebensjahre an bis zu seinem Tode. Drei dieser Tagebücher bieten die „Lehrjahre der Liebe". Ein anderes Tagebuch, das „Tagebuch meiner Heimatreise im Jahre 1867", wurde im ersten Bande der Hamerlingbiographie des Herausgebers (Hamburg, 1896) veröffentlicht. (Dieser erste Band bietet auch aus den Jugendtagebüchern reichliche Proben.) Leider müssen die interessantesten Tagebücher des Dichters (aus den letzten zwei Jahrzehnten seines Lebens) laut testamentarischer Bestimmung vorläufig noch (und auf Jahre hinaus) versiegelt bleiben. (Sie finden sich wohlverwahrt im Hamerlingmuseum des Stiftinghauses.)

Zahlreich sind die vorhandenen Briefe Hamerlings; der rührige Böck-Gnadenau hat einen Teil derselben bereits in Buchform erscheinen lassen. Bezüglich der Briefe gilt freilich ein Gleiches wie für die Tagebücher: — für eine große Zahl Briefe ist die Zeit noch nicht gekommen.

Immerhin bieten die „Lehrjahre der Liebe" in unserer Ausgabe auch eine wertvolle Probe aus Hamerlings umfangreichen Tagebüchern und Briefen.

Inhaltsverzeichnis.

Meine Ferien in der Heimat. 1850.

Schweiggers, 18. August 1850.

Ich sitze gottlob wieder auf meinen Schlössern im Waldlande.

Am 8. fuhren ich und Bruckner mit dem Donaudampfer stromaufwärts von Wien ab. In Krems angelangt, setzten wir unsere Reise zu Fuße fort nach Stift Göttweih, wo wir nach fahrender Studenten Brauch die Gastfreundschaft der geistlichen Herren für ein Abendessen und ein Nachtlager in Anspruch nahmen. Man empfing uns freundlich, entschuldigte sich aber, wenn die Bewirtung, bei dem Umstande, daß in den Ferienmonaten täglich 12—20 wandernde Studiosen sich einzufinden pflegten — auch mehr, wenn das Wetter schön — nur eine frugale sein könne. Wir sahen das auch ein, aßen nicht mehr, als man uns vorsetzte, und schliefen dafür desto besser.

Am 9. machten wir uns zeitig auf und frühstückten in Cetium, welches Unwissende Mautern nennen, und verfolgten dann den Weg nach unserem nächsten Ziele, dem Stifte Mölk. Wir durchwanderten zunächst die Ortschaften Mauternbach, Ober- und Unterbergern, Schenkabrunn und Geyersberg. Bei letzterem Orte wird der Weg reizvoll; es tut mit einem Male die Welt der Berge sich auf, die kulissenartig hintereinander sich vorschiebend, steil gegen die Donau abstürzen. Durch eine Schlucht gelangten wir nach Langeck, das mitten im Bergwald liegt, wo wir zu Mittag aßen, dann ging es wieder durch eine überaus tiefe und romantische Talschlucht wohl eine Stunde lang abwärts. Riesige Bergwände treten von beiden Seiten enge zusammen. Allenthalben sprudeln kühle Wasser und eilen dem schönen Aggsbach zu, der den Grund der Talschlucht durchfließt. Wir erreichten mit ihm die Donau, die hier, in der sogenannten Wachau, bis Mölk zwischen hohen, steilen Waldhöhen eingeengt hin-

wallt*). Wir sahen die alte Burgruine Aggstein und verfolgten in olympischer Stimmung unseren Weg an den schroffen, waldigen Hängen hin. Wir rasteten an einer Felsenquelle, die mich entzückte, und welche mir auch die Anregung gab zu einem in Hexametern auszuführenden Gedichte**).

Nun erreichten wir Mölk. Prachtvolle Front. — Feste. — Markt. — Blonde Babenbergerin. — Gartenterrasse.

Dritter Wandertag:

Überfahrt ans andere Stromufer. Zu schön!

Lubereck (an der Donau fort, Zelting).

Weiteneck mit Schloß und Ruine. Links am Weitenbach fort, Höhe, Talschlucht bis Leiben.

Leiben. Schloß und Dorf. Schöne Föhren.

Pöggstall. Höhe (Aschelberg). Prospekt.

Kirchschlag. Von hier an fühlt man sich im Waldviertel.

Ottenschlag. Schloß.

Lugendorf. Abend. Idylle. Tiefe Stille. Wald. Flachland. Enger Horizont.

Grafenschlag. Bruckner hier daheim. Zum Essen geladen beim Pfarrer. Nächsten Tag ich nach Schweiggers.

20 August.

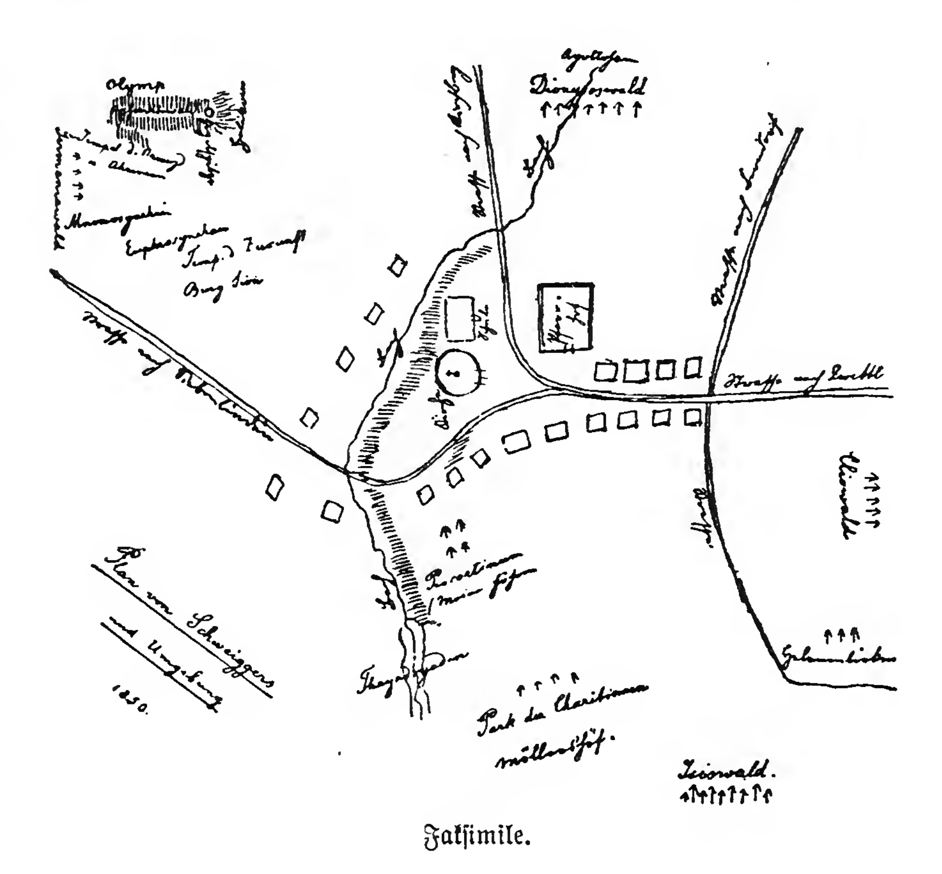
Ich will es einmal versuchen, eine landschaftliche Übersicht von Schweiggers zu entwerfen. Schweiggers liegt auf einer Art Hochebene, die man sich aber freilich weder als hoch, noch als eben vorstellen darf, und deren ziemlich engen Horizont im Süden der Wald, nach den anderen Richtungen waldige Hügel begrenzen. Bemerkenswert ist nur die Hügelreihe, welche im Nordwesten gegen die böhmische Grenze sich hinzieht. An ihrem Fuße liegen Engelstein und Großschönau, jenseits der Niederung, in welche nach dieser Seite die wellige Hochfläche von Schweiggers sich abdacht. Der Johannisberg hinter Großschönau zieht in dieser Hügelreihe, kegelförmig

---

*) Bruckner wollte Studentenlieder zu singen anheben, ich verwies diese Störung heiliger Waldes- und Bergesstimmen mit einem Sonette, das ich unter einer Eiche sitzend ausarbeitete, während er im kühlen Bache ein Bad nahm.

**) „Bergesquellen" in „Sinnen und Minnen", S. 174 (umgearbeitet).

ansteigend, den vorderen Abhang nackt, den rückseitigen von Wald umgürtet, mit seinem altersgrauen Kirchlein auf felsiger Spitze den Blick auf sich. Weder Großartigkeit noch Anmut zeichnet diese Rundsicht aus; aber welch ein idyllischer Geist schwebt über ihr! Welch eine bunte Mosaik von Feldern füllt diese welligen Flächen aus bis auf den Kamm der



Faksimile.

Berge hinauf, wo sie, wie unten, nur der dunkle Wald ablöst. Die Natur ist hier keine Kokette, sie ist ein naiv-schönes, einfaches Hirtenmädchen mit Waldblumen im Haar.

Da es den schönsten Plätzen und Plätzchen in der nächsten Umgebung von Schweiggers ganz und gar an Namen fehlte, so habe ich ihnen welche gegeben, wobei ich so sinnreich als möglich das alte mythische Griechentum ins Waldviertel übertrug.

Mein nächster und liebster Spazierort ist ein ganz kleines Wäldchen, welches man erreicht, wenn man hinter den oberen Häuserreihen des Orts über einige Felder aufwärts geht. Man überblickt von hier den ganzen Ort. Hierher komme ich täglich, am häufigsten in den Morgenstunden, lustwandle oder liege unter den Bäumen. Hier las ich 1846 die Ästhetik von Piskorz, das erste Buch dieser Art, das mir in die Hände fiel, weshalb ich das kleine Gehölz seither Piskortinum oder schlechtweg „Meine Föhren“ zu nennen pflege. Zwischen der Straße nach Siebenlinden und der Straße nach Kirchberg, hinter Manhartsschlag, liegt der Olymp, herwärts von diesem, mehr gegen erstere Straße, der Mnemosynehain, der Euphrosynehain, der Tempel der Zukunft, die Burg Sion, der Germaniawald. Geht man vom Pfarrhofe abwärts, dem Laufe des Baches folgend, so erreicht man den Dionysoswald mit dem Apollohain. An der Straße nach Zwettl, eine Strecke außerhalb des Orts, findet man den Kliowald, dahinter, gegen die andere Straße hin, die Helenenbirken, bei Möllershof den Park der Charitinnen, gegen Jagenbach hin den Isiswald. Verfolgt man den Bach, der Schweiggers durchfließt, rückwärts bis zu seinen Quellen, so gelangt man zu den Thaya-Dryaden.

Meinen Olymp beherrscht die Göttin der Schönheit und Liebe, deshalb heißt der Wald, der ihn bedeckt, der Aphroditewald, und weil der Schönheit und Liebe sich die Poesie gesellen muß, so nenne ich den anmutig mit Gesträuch bewachsenen Vorhügel des Olymps gegen Osten den Helikon; und weil mir mit Schönheit und Poesie die Erkenntnis in gleicher Reihe steht, so benamse ich die Spitze des Olymps die Hegelspitze. Und damit neben dem Schönen und Wahren auch das Gute nicht vergessen sei, gilt ein südlicher Vorhügel als Tempel des Ormuzd und Ahriman.

Der Dionysoswald ist geweiht dem herrlichen Gotte der besonnen-begeisterten Wonne und Freudigkeit, ihm, den die Böotier verkennen, und dessen getreuester Bacche ich bin.

Im Isiswald grüble ich über den Geheimnissen der Natur, im Kliowald sinne ich den Rätseln des Menschheitlebens nach. — Klio! — Was ist Geschichte? Geschichte ist ein Buch, von dem wir nur herausgerissene, vergilbte Blätter besitzen. Nimmermehr erscheint auf diesen Blättern

die Tatsache und das individuelle Leben so verständlich und so lebendig, wie in einem genialen Dichterwerk. Wer belauscht die Triebfedern längst vergangenen Tuns? Und wer vermag auch nur das selbsterlebte, gegenwärtige Ereignis in seinem Vorübereilen zu erfassen und unumstößlich festzustellen? Mit der Zuverlässigkeit der geschichtlichen Tatsachen steht es nicht anders, als es z. B. mit unserer Zoologie stehen würde, wenn jedes Tier nur einmal flüchtig an uns vorübereilend gesehen worden wäre. Aber wenn diese vergilbten Blätter auch die Tatsachen und die Wahrheit des individuellen Lebens nicht rein überliefern, eins bleibt doch möglich: den Geist ihrer Zeit darin zu vernehmen. Nimmer freilich werden diesen Geist diejenigen vernehmen, die immer nur starr auf die Buchstaben der trockenen Blätter schauen, bis ihnen die Organe selbst vertrocknet sind, mit welchen man Geist vernimmt! Nimmer werdet ihr Geist rauschen hören in verschrumpften Pergamentblättern, wenn ihr ihn nicht rauschen zu hören und zu verstehen gelernt in den Blättern säuselnder Wipfel!

Im Germaniawalde habe ich dem welterlösenden deutschen Geiste eine Stätte geweiht. Hier erscheinen dem Auge des Thuiskonsenkels im Abenddunkel die Geister Hermanns, Gutenbergs, Luthers, Goethes und Hegels. Hier sieht er den deutschen Aar brüten auf moosigem Gestein und die Schwinge prüfen zum Sonnenfluge der Zukunft. Hier erscheint ihm die hehre Mutter Germania und reicht dem Ahnungglühenden eine Leier, einen Schild und eine Rose:

> Zieh' hin, ein heiliger Bote,
> Und sing' in freudigen Tönen
> Vom tagenden Morgenrote,
> Vom kommenden Reiche des Schönen! —

Was die Burg Sion betrifft — unfern dem Germaniawalde gelegen — so sollte ich eigentlich vorderhand noch alles verschweigen. Sie birgt ein Geheimnis, eine Idee, ein Vorhaben, das nur langsam reifen wird. Der Name besteht, seit ich auf dem Dachboden des Onkels Leopold in Kirchberg ein altes, vergilbtes Buch gefunden, ein Trauerspiel: „Johann von Leyden" (Wien, bei J. Ochß 1793). Daraus hab' ich die Kunde vernommen, wie Johannes, der Prophet zu

Münster, ein Reich der Erkenntnis und der Glückseligkeit hat aufrichten wollen, ein „neues Sion“ — und dieser phantastische Schneider von Leyden hat mir's angetan, daß ich immer an ihn denken muß, und während alle Welt glaubt, daß er längst in seiner eigenen Asche gebettet schlafe, lebt er und besucht diesen Hain, und wenn die Wipfel desselben im letzten Strahl der Sonne glänzen, wie einst die Zinnen der Burg Sion zu Jerusalem, erzählt er mir heimlich von sich und seinem Schicksal und seinem neuen sionischen Reich zu Münster. Und ich sinne und sinne, wie ich das einmal schön und würdig nacherzählen könnte, schöner und würdiger, als es in dem alten anonymen Trauerspiel von 1793 geschehen. . . .

Bei den „Thaya-Dryaden“ hört der Poet die Dryaden des Wäldchens mit den Thayanixen plaudern. — Ich habe nämlich entdeckt, daß die Thaya hier bei Schweiggers auf einer Wiese entspringt, in der Richtung gegen Möllershöf. Einige Wiesenquellen sammeln sich zum Bach, der dann die Niederung sucht, den unteren Teil von Schweiggers und den Dionysoswald durchschneidet, sich nach Kirchberg am Walde wendet, wo er im Tiergarten schöne Kaskaden bildet und dann, von anderen Bächen geschwellt, seinen Weg nach Waidhofen fortsetzt. — Mit Geflüster sprechen die Dryaden aus den Föhren, und mit Geriesel antworten aus der Quelle die Nixen. Das Gespräch klingt kindlich, märchenhaft; denn die Bäumchen sind noch jung und klein, und die Gewässerchen ebenfalls.

Ich will nur noch den Euphrosynehain erwähnen. Derselbe ist nicht der Grazie geweiht, welche diesen Namen führt, sondern des Vetters und der Suleika dreijährigem Töchterlein, von ihren Erzeugern Rosine, von mir aber Euphrosyne geheißen. Ich weihe das anmutige Plätzchen dem lieben Kinde, weil es mich gerne küßt und herzt und sogar frisiert wie seine Puppe, wobei die Kleine, den Kamm in der Hand, mit mütterlichem Pathos ausruft: „Roberterl, halt still, heut muß's sein!“ — Mögen die Charitinnen ihr hold sein!

25. August.

O meine Heimatwälder, Heimathöhen,
O Heimatströme, Heimatblumen ihr,

Die ihr erscheint im alten Glanze mir,
Ein Lied zum Gruß beim frohen Wiedersehen!

Nun weiß ich erst, nun kann ich erst verstehen,
Daß ich nicht Fremdling ganz im Erdrevier,
Daß ich auch eine Heimat habe hier,
Wo ich mich froh und ruhig mag ergehen.

Im Meer ein Tropfen war ich — ruhelos
Strebt' ich nach dem geliebten grünen Lande
Und klagte, rauschend an den Strand, mein Los.

Nun ruh' als Perle Taues ich am Strande;
Doch nicht in einer Rose üpp'gem Schoß —
An eines Liljenkelches schneeigem Rande.

Dies Sonett entstand schon am 13., nachdem ich meine Heimat und meine Lilie wiedergesehen.

Ich lese jetzt die Sonette Petrarkas in der Ursprache und fühle mich dadurch angeregt, auch mein Empfinden gerade in diese Form zu gießen.

1. September.

Kirchtag. Musik und Tanz. — Meine Lilie. — Auch eine Helene von Schrems kennen gelernt und viel mit ihr getanzt. Bruckner bei mir zu Besuch, Teilnehmer am Kirchweihfeste.

Grafenschlag, 6. September.

Heute residiere ich zu Grafenschlag im Pfarrhofe. Ich habe Bruckner, der hier hauset, besucht, und der Pfarrer war kosmopolitisch genug, mich auf Abendessen, Nachtlager und Frühstück zu sich einzuladen. Den Nachmittag habe ich mit Bruckner, meinem wackeren Mitgesellen im Handwerke des Lebens, so gut als möglich benützt. Er hat mir seine Wälder und Berge gezeigt, und hat unter anderm ein ganz treffliches Exemplar der letzteren Sorte aufweisen können, den Guttenberg. Ganz unansehnlich erscheint derselbe vom Orte, und selbst von seinem Fuße aus gesehen. Aber nach einigem Steigen wird man schon durch einen weiten Gesichtskreis überrascht, der sich nach Norden und Osten hin öffnet. Erklettert man den schroffen, gebüschreichen Gipfel, so glaubt man, die Blicke nach unten und in die Weite hineinschweifen lassend, sich fast auf eine Alpenhöhe versetzt. Da grüßen von Osten der Loschberg und Wachberg herüber, da tauchen im Westen

die Flächen von Schrems, die Anhöhen von Weißenalbern und Siebenlinden auf. Überrascht verfolgt das Auge die Reihe waldiger Gipfel, die vom Losch- und Wachberge bis zum Johannisberge bei Großschönau sich hinziehen, und von diesem bis zum Brünlberge, der im Nordwesten imposant genug den Horizont und die Bergreihe schließt. In den Niederungen dieses Höhenzuges entspringt der Kamp. Schön liegt im Tale Rappottenstein. Rätselhaft-hochaufragend blickt über die Berge der schwarze Turm von Albrechtsberg herüber. Diese Berge sind freilich nur Ausläufer und Lückenbüßer, mit welchen die Alpen von jenseits der Donau her dem Böhmerwalde, wenn nicht die Hand, doch den kleinen Finger reichen; da aber das Größere nicht zur Hand ist, woran man sie messen könnte, so erschienen sie großartig genug.

Romantisch ist der westliche Abhang des Guttenberg. Er fällt hier ganz steil ab und ungeheure Felsenkanzeln laden ein, sich hinzulagern und in die Talschlucht, den Schwindel besiegend, niederzuschauen. Mancherlei Gesträuch und Gehölz umgürtet den Bergrücken, selbst einen Kirschbaum fand ich darunter. Reste alten Gemäuers erinnern an ein Nonnenkloster der Vorzeit, das hier gestanden. Die Sage umspielt den Berg. Erst neulich machten hier einige Bauern den Versuch, nach Schätzen zu graben; wir fanden die Erde an einer Stelle noch aufgewühlt.

Der Berg hat etwas einfach Großes, Deutsches, wie der Johannisberg bei Großschönau. Herde und Hirt nehmen sich da ganz patriarchalisch aus.

Befriedigt stiegen wir abwärts. Abends wurde beim Pfarrer recht gemütlich und lustig geschwatzt. Als ich spät mich in das mir angewiesene Schlafgemach verfügte, geriet ich über einen Bücherkasten und alte Zeitungen und tat mir hier noch ein paar Stunden gütlich.

7. September.

Abgesegelt von Grafenschlag und wieder im Hafen von Schweiggers glücklich eingelaufen.

12. September.

Vormittags nach Berndorf, von hier über Sallingstadt nach Hause. Mittags beim Essen Kontrovers über Religion.

Suleika sehr orthodox. Nachmittags im Charitinnenhain. „Lilie" in die Bäume inskulpiert und das Messer dabei abgebrochen. Gute Lehre hieraus geschöpft.

13. September.

Vormittags mit einem jungen Maler aus Wien gesprochen, der mir gefiel. Dann im Kliowald. Nachmittags in die Linden bei Schwarzenbach „Lilie" inskulpiert, dann gegen den Isiswald zugegangen und auf dem Abhange liegend ins romantische Tal von Jagenbach hinuntergesehen. Abends im Laden des Vetters mit der Rose geschäkert und ihr dabei die Kerze zerbrochen, die sie eben gekauft.

14. September.

Vormittags im Kliowald. Nachmittags auf dem Olymp, der Hegelspitze. Vier Stunden im Aphroditewalde herumgestiegen und beim Tempel des Ormuzd und Ahriman herausgekommen.

15. September.

Sonntag. Dem Hochamt beigewohnt, in Rührung geraten, und den Plan einer politischen Komödie entworfen: „Germania, oder des Teufels Glück und Ende". Nachmittags über Siebenlinden und die romantische Höhe, durch den Wald bis zum westlichen Abfall der Höhe, wo ich links ganz nahe Großschönau, rechts das Schloß von Weitra liegen sah. Abends mit der Rose geschäkert.

16. September.

Vormittags über Schwarzenbach bis zum Staudenhof; nachmittags bei den Thayadryaden; abends mit der Rose geschäkert.

17. September.

Vormittags nach Reichenbach. Einen weißen Pudel mitgelockt. Erfreut gewesen über diesen von einem lebenden Wesen mir erzeigten Beweis einer weder durch Pflicht noch durch Natur bedingten Anhänglichkeit. Nachmittags im Dionysoswald.

18. September.

Vormittags im Tempel der Zukunft. Nachmittags im Dionysoswald. Beinahe schon am Ausgange des Waldes sah

ich von der steilen, baumbewachsenen Wand, an deren Fuß der Thayabach und neben ihm der Waldsteig hinläuft, eine mächtige Felsenzinne durch die Bäume herabschimmern. Neugierig arbeitete ich mich durch das Gehölz und über die schlüpfrige Streu glatter Nadeln empor und erreichte triumphierend den herrlichen Felsenthron. Entzückt stand ich auf der moosigen Kuppe und blickte hinunter auf das wogende Meer von Föhrenwipfeln, durch welche die Waldwiese und der Silberstreif des Baches in der Tiefe sichtbar blieben. Freudetrunken weihte ich diesen Felsenaltar dem Dionysos. Eng und dicht umgatterten die dunklen Wipfel meinen luftigen Thron, tiefaufrauschend mit geheimnisvollen Schauern, als ob Geisterheere sie durchzögen. Raben kreisten vertraulich mit scharfem Gekrächz über meinem Haupte, als begrüßten sie den Gast. Ein Eichhörnchen begann dicht neben mir auf einem Föhrenstamme hin und her zu rutschen, mit dem eigentümlichen klappernden und klatschenden Geräusch, das es in solchen Fällen vernehmen läßt. Allmählich bemächtigte sich meiner ein wunderbares Gefühl von Abgeschiedenheit und Weltvergessenheit, als wär' ich geboren auf dieser Felsenzinne und hätte nie unten verweilt bei den Rosen und Dornen und Tauben und Nattern im Tale . . . .

Die Erinnerung abgestorben — mein vergangenes Leben versenkt in schwarze Nacht — nur ein blaues Augenpaar mir wie im Traum erscheinend . . .

Hoch oben auf den moos'gen Felsenfesten,
Die schwarze Föhrenwipfel dicht umsausen,
Wo Specht und Rabe ruft, Waldwasser brausen,
Und Schauer wehen in den breiten Ästen:

Hier thron' ich, weiß in diesen Waldpalästen
Nichts mehr von Tälern, Flächen, Mauerklausen,
Von Blumen, blonden Locken, die dort hausen —
Nichts mehr von jenen öden Erderesten.

Vergessen ganz ist meines Lebens Lauf!
Entwuchs ich ganz den ird'schen Tränenlaugen?
Weilt' ich hier immer? Kam ich erst herauf?

Nicht weiß ich's mehr — nichts will Erinnrung taugen.
Nur *ein* Gedanke dämmert dunkel auf,
Und wie im Traum seh' ich zwei blaue Augen.

Nachdem dies Sonett meiner Stimmung entquollen und ich nach Hause zurückgekehrt war, fand ich einen inzwischen angelangten Brief von Freund Hans Gebhart vor, worin er mir das interessante Urteil Grillparzers über sein Dramamanuskript „Zwei deutsche Kaiser“ mitteilt.

Abends im Laden des Vetters mit der Rose geschäkert und ihr dabei die soeben gekaufte Zichorienstange zerbrochen.

19. September.

Letzter Reigen.

Es braust der Tanz — die schönen Klänge locken —
Du mit den Augen voll des blauen Glanzes,
Mein Liebchen, folg' mir in den Strom des Tanzes
Zum letztenmal — dann läuten Abschiedsglocken!

Wir stürmen hin — doch weh', auf einmal stocken
Fühl' ich das Herz, mein Aug' wird trüb — als Ganzes
Seh' ich nicht mehr die Blumen deines Kranzes —
Er flattert, Liebchen, welk dir um die Locken!

Ein Schwindel faßt mich — halt — die Klänge schweigen,
Der Tanz verrauscht, der jubelnd erst erscholl;
In müde Gruppen rasch zerfällt der Reigen.

Und nun fahr' wohl — auf ewig fahre wohl!
Du, der ich wagte einst ein Herz zu zeigen,
Fahr' wohl, du meine Blume — fahre wohl!

Vormittags, bei greulichem Nebel, dies Sonett geschrieben, dessen Idee mir seit dem „Kirchtag“ im Kopfe lag. Nachmittags nichtsdestoweniger bei den Helenenbirken gewesen und „Lilie“ in die weißen Stämme geschnitten. Abends die Rose geküßt (ländlich, sittlich!), indem ich ungesehen und ungehört mich ihr hinter ihrem Rücken näherte. Ich wiederhole den Spaß heute zum zehnten Male, auch hat die Tür geknarrt und eine Nußschale gekracht, auf die ich trat, und die Rose hat nichts gehört, gar nichts — wiewohl Cousine Suleika anderer Meinung ist und viel hierüber sprach — desgleichen von einem gewissen nicht ganz reinlichen Rock, den die Rose an einem gewissen Sonntag getragen haben soll.

20. September.

Vormittags Griechisch und Historie; wegen Nebels nicht ausgehen können. Nachmittags mit meinem Justinus im Germaniawalde.

21. September.

Vormittags Nebel — Mathematik, Historie und Griechisch. Nachmittags im Aphroditewald, dann in Waldenstein.

Weil ich eben Zeit und Lust habe, so will ich einmal einen Nachmittag recht in der Länge und Breite beschreiben.

Zuerst ging ich (um 1 Uhr) gegen die Thayadryaden hinaus, dann hinüber nach Manhartsschlag am Fuße des Olymps, wo ich auf eine Birke stieg und „Lilie" ganz oben inskulpierte. Dann stieg ich durch das felsige und moosige Gehölz den Berg hinan. Auf der Hegelspitze amüsierte ich mich eine Zeitlang mit einem Eichhörnchen. Wie zart-behend das braunrote Tierchen mit dem breiten, haarigen Schweife den Föhrenstamm auf und nieder glitt und von der schwankenden Spitze eines Astes auf den eines entfernt stehenden Baumes hinübersetzte! Und das Geklapper, das es vollführte! Ich machte mir den Spaß, letzteres nachzuahmen und zog in der Tat die Aufmerksamkeit des herzigen Geschöpfchens in dem Grade auf mich, daß es sich still verhielt und mich horchend anblickte. Als ich dann aus den Bäumen ins Freie trat, stieß ich auf einen Bauer, der mich mit offenem Munde anstarrte, da er mein Eichhörnchengeklapper gehört haben mochte, und vielleicht einem unbekannten Waldungeheuer, dem jene wunderliche Art von Geschrei eigentümlich, auf der Spur zu sein glaubte. Ich ging wieder in den Aphroditewald zurück und schlenderte so eine Zeitlang hin, bis mir ein Platz auffiel, der mit dem üppigsten Moose gepolstert war. Ich sah hierin einen mir von den Dryaden bereiteten Sitz, lagerte mich hin und träumte, wie die Dryaden ihre grünen Samtteppiche festlich über die Felsenbänke gebreitet, Laubgezelte darüber errichtet, Kristallwasser rings umhergeleitet, die Waldvögel als Musizi bestellt und sich selbst das Haar mir zu Ehren mit Waldblumen bekränzt. Ich träumte, sie umkreisten und umtanzten mich, umschlängen mich mit Kränzen von Eichenlaub und neckten mein Herz mit allerlei Verheißungen. Ich aber erhob mich düster vom Fest der Dryaden. „Fort mit Kränzen und Träumen von Ruhm und winkenden Zielen der Zukunft!" rief ich. „Macht mir ein Herz geneigt, o, ein einzig Herz! Was hilft es mir, Geistern zu gebieten und bewirtet zu sein von Göttinnen,

wenn eine spröde Blume des Tals mir Glück und Ruhe raubt?"

Finster wie ein unglücklicher Berggeist, der einsam und ungeliebt zwischen seinen funkelnden Schätzen wandelt, schritt ich tiefer in den Wald und begann in meinem Unmut laut zu pfeifen, nach dem Beispiele der Helden Ossians.

Lauter und lauter gellte durch die Waldeinsamkeit mein Pfiff, schwärzer und schwärzer umstarrten mich die Tannen. Plötzlich vernahm ich unfern, zur Rechten, ein eigentümliches Klopfen. Ich schlich auf den Zehen der Richtung des Schalles nach, in der Erwartung, irgendeinen selteneren Vogel oder sonst ein Waldtier zu überraschen. Durch das finstere Gestrüpp mich drängend, gelangte ich auf einen kleinen freien Platz, in dessen Mitte eine einzelne, riesig-hohe Föhre stand. Jetzt war das Klopfen ganz in meiner Nähe; ich sah mich in der Runde um, konnte aber nichts entdecken. Ich trat dicht vor den Baum, das Klopfen war vor mir; ich trat hinter denselben, das Klopfen war hinter mir. Kein Zweifel mehr — das Klopfen war in der Föhre selbst! Es kam aus dem untersten, dicksten Ende des Stammes, als sei dieser hohl, und als klopfe jemand von innen so stark als möglich an die Rinde. Ich betrachtete den Baum genau: riesig ragte, wie gesagt, der auch ungewöhnlich dicke Stamm empor — kein Ast daran, nur ganz oben unter dem Gipfel einige Zweige — auch keine Öffnung, kein Spalt in der Rinde zu sehen, weder oben noch unten. Und doch klopfte, hackte etwas da drinnen! Sollte ein Geist dahinein gebannt sein, der Erlösung heischt? Sollte eine der kurz vorher verschmähten Dryaden mich necken wollen? Ich nahm einen Stein und klopfte von außen an die Rinde, den von innen kommenden Schall taktmäßig erwidernd. Das Klopfen dauerte fort. Ich horchte noch lange — bedauerte, daß man Waldbäume nicht mit einem Federmesser fällen kann, und fand am Ende, daß mir nichts übrig blieb, als still und sinnend meiner Wege zu gehen.

Seltsam angeregt, schritt ich weiter durch den tiefen, einsamen, finsteren Wald.

Endlich gelangte ich wieder hinaus in den freundlich heiteren, goldenen Sonnenschein. Ich befand mich am nordwestlichen Ende des Aphroditewaldes, hinter Reichenbach.

Nun schritt ich über einige Äcker und Wiesen. Noch immer nachsinnend über das rätselhafte kleine Waldabenteuer, stand ich eine Weile unschlüssig, welchen Weg ich weiter verfolgen sollte. „Der kennt sich a nit aus!“ sagte ein Bauer zu einem andern auf dem Felde. Jawohl, ich „kannte mich nicht aus“.

Wieder geriet ich in tieferes Berggehölz, auf eine sehr einsame Waldwiese, wo eine junge hübsche Bäuerin Heu rechte. Als ich an ihr vorüberging, hustete sie zufällig, aber auf eine ganz eigene zarte Weise. Hierauf verfiel ich, ich weiß selbst nicht wie, in verschiedene Betrachtungen über Liebe, Weiblichkeit u. dgl., bis ein wunderschöner Falter mit roten Flügeln, der schwirrend hin und her flatterte, meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Ich entbrannte in heißem Wunsche, das prächtige Ding zu besitzen, und tat ein Stoßgebet zu meinen Freundinnen, den Dryaden. Und siehe, der reizende Schelm flog nieder und begann zu kosen mit einer Waldblume. Ich zog den Hut und beschlich den Falter — worin ich wie im Berganlaufen, Baumklettern, Fußwanderungen, Inskulpieren von Namen in die Bäume u. dgl. mir eine namhafte Geschicklichkeit erworben habe. Der Hut schwirrte nieder über die Waldblume. Ich drückte ihn fest um dieselbe zusammen und dachte nun, wie ich ihn wieder heben könne, ohne daß mir der kostbare Gefangene von dannen flöge. Nach zehn Minuten angestrengten Überlegens hob ich den Hut sehr sacht und vorsichtig und gewann sofort die Überzeugung, daß mir der Falter unter dem Hute hervor nicht entfliehen könne, denn — er befand sich gar nicht darunter, sondern lag, wie ich nun bemerkte, etwas seitwärts tot im Grase, vom Hutrande beim Niederdrücken getroffen. Tief betrübt steckte ich ihn in eine Papiertüte, um wenigstens seinen Leichnam heimtragen und der Cousine Suleika zeigen zu können.

Nun kam ich auf eine gebahnte Straße. Es mochte 4 Uhr sein. Die Straße lief am Rande einer sehr schönen Waldung in nordöstlicher Richtung hin; zur Linken breitete ein Wiesengrund sich aus, von einem hübschen Bache durchrieselt. Nun kam ich in ein Dorf; ich erkundigte mich nach dem Namen, es hieß Zehenthöf. Die Umgebung gefiel mir: ich ging also weiter bis zu einer anderen Ortschaft, Neusiedl genannt. Und noch weiter wandernd erblickte ich einen weißen

Turm und ging los auf den Turm, und — war in Waldenstein, zwei Stunden von Schweiggers. Ich durchschritt das Dorf, traf am nördlichen Ausgange desselben eine romantische Waldhöhe und überlegte hier, ob ich nicht im Wirtshause nach einer schönen Schenkin sehen solle. Ich liebe schöne Schenkinnen — auf dem Lande — hasse aber den sauren Wein und habe überhaupt die Gewohnheit, auf Spaziergängen und Ausflügen nicht einzukehren, keine „Erfrischungen" einzunehmen. Man muß sich das nicht angewöhnen, um es entbehren zu können. Als ich aber auf dem Rückwege am Wirtshause vorbeikam, hörte ich eine feine Frauenstimme darin. Ich überwand also die Scheu vor saurem Wein, wich von meiner Gewohnheit und meinem Prinzipe ab und folgte der Sirenenstimme. Dieselbe gehörte jedoch keiner schönen Schenkin, sondern der Schullehrerin von S., die mit ihrem Manne eben anwesend war. Bruckner hatte mir von dieser Dame in unfreundlichem Sinne gesprochen; er kannte sie als frühere Haushälterin des Pfarrers in C., bei welchem er sich öfters in den Ferien aufgehalten. Ich knüpfte ein Gespräch mit ihr an und sagte, daß ich schon von ihr gehört, durch meinen Kollegen Bruckner. „So? Durch den Bruckner?" erwiderte sie giftig; „den haben wir in C. versprengt!" — „Warum das?" — „Ei, wir konnten doch keinen solchen Taugenichts behalten!" Ich blickte sie betroffen fragend an. „Als der Herr Pfarrer einmal nicht zu Hause war," fuhr sie fort, „da . . ." Ich spitzte die Ohren, zitterte und dachte nicht anders, als von einem fluchwürdigen Attentat meines Freundes auf die Butterfässer oder Zuckerhüte der Pfarrersköchin, wenn nicht gar auf ihre Person, vernehmen zu müssen — „da sagte er: Heute müssen Sie mir einmal kochen, was ich will, weil der Herr Pfarrer nicht zu Hause ist!" — (O Bruckner, Bruckner, glaubst du an keinen Gott?)

Sie fragte mich dann, ob es wahr sei, daß Bruckner in Wien sich von einem Mädchen „aushalten" lasse, er habe sich dessen ausdrücklich gerühmt. Ich konnte ihr versichern, daß ich als Bruckners bester Freund von einem solchen Mädchen nichts wisse, und daß, wenn es ein solches gebe, es meinen Freund schlecht beköstige und sehr oft hungern lasse.

Um 5½ Uhr brach ich auf und trat über Neusiedl, Zehenthöf und Reichenbach meinen Rückzug an. Bei Zehenthöf

ging ich quer über die Felder und dachte dabei an Comenius, wie er sagt: „Il viandante non abbandona la strada maestra per profittare della scorciatoja, qualora non sia un sentiero battuto.“ Ich verlor die kostbare Zeit, in den Kartoffeläckern mühsam umherhumpelnd. Auf die Straße zurückgelangt, beschloß ich, ein anderes Mal, wenn ich Eile habe, dem Comenius zu folgen, dessen Orbis pictus — ein Buch voll unanfechtbarer Weisheit und Wahrheit — ich eben jetzt in italienisch-griechisch-lateinischer Ausgabe studiere.

Zu Hause wußte ich durch die Erzählung von der verzauberten Föhre im Walde solches Aufsehen zu erregen, daß Suleika hinter dem Ofen erbleichte und der Vetter den Mund beinahe weiter auftat als nötig.

22. September.

Vormittags die zwei Sonette ausgearbeitet, zu welchen ich gestern im Aphroditewald die Anregung empfing.

Die Dryaden.

Heut deckten meine Liebchen, die Dryaden,
Den Fels mit Samt, wo kühle Wasser schäumen,
Umgatterten ihn dicht mit grünen Bäumen
Und luden Vögel auch zu Serenaden.

Ich bin ihr Gast, sie haben mich geladen;
Sie wollten sanft mein Herz mit Ruhmesträumen
Und Kränzen, die ein Dichterhaupt umsäumen,
Und Zukunftsahnungen in Wonne baden.

Dank eurer Huld, Dryaden, die mich rührte!
Doch ach, was hilft mir Ruhm, ein Kranz von Golde,
Was hilft's, daß Götterhauch ich um mich spürte,

Wenn ich vergebens schmacht' nach Minnesolde?
Wenn spröd' die Liebliche, die ich erkürte,
Vor mir verschließt des Herzens Blütendolde?

Der Berggeist.

Im Hochgebirg steht mein uralter Thron,
Kristall- und Goldpalast im Felsenschacht;
Da thron' ich über Wolkenzug und Nacht,
Ein Geisterfürst mit Zepter und mit Kron'.

Da rauscht der Wald, klingt Geisterflüsterton,
Da stürzt die Flut, hält Aar und Gnome Wacht,
Qualmt Dampf und Flamme, funkelt goldne Pracht —
Doch ewig einsam ist der Geistersohn!

Im Tal einst war ich, hoffte süße Rast,
Liebt' einer Jungfrau liebliche Gestalt:
Sie aber hat verkannt den edlen Gast.

Nun ist so düster Hochgebirg und Wald,
Einsam ist mein Kristall- und Goldpalast,
Von seinen Wänden Seufzerhauch nur hallt!

Nachmittags in meinem Park um Möllershöf. Dann bei den Thayadryaden etwas Griechisch vorgenommen. Abends die Rose überrascht und geküßt, wie gewöhnlich, während sie im Laden des Vetters etwas einkaufte, wie gewöhnlich, und indem ich vom Wohnzimmer aus mich durch die laut knarrende Tür an sie heranschlich, wie gewöhnlich, und sie nichts hörte, wie gewöhnlich. Noch etwas. Sie nahm zufällig, vor dem Laden stehend und plaudernd, ein Stückchen Kreide in die Hand. „Bitte, schreiben Sie hier etwas auf den Ladentisch!" sagte ich. — „Was denn?" — „Bloß ja oder nein — bloß eines dieser beiden Wörtchen!" — Sie lachte und weigerte sich. Wir kamen auf etwas anderes zu sprechen. Nach einiger Zeit aber kritzelte sie, mitten im Gespräch, so leichthin etwas auf den Laden hin. Mein Blick streifte das Geschriebene — es war ein holdes süßes Ja. Sie lächelte, ich errötete, erschrak beinah', wußte mich nicht zu fassen, faßte mich aber doch und tat, als hätte ich nichts gesehen.

23. September.

Endlich — meine Lilie wiedergesehen!

La riscontrai, cammin facendo a passeggio pel villaggio, stando ella dianzi ad una casa e ragionando con qualcuno. Affrettato il mio passo, passai dinanzi ad essa, salutandola, al mio parere, d'un aria d'amoroso cordoglio. Ed ella — contracambiando la mia salutazione, mi fece vedere — o bell' ora! — spuntare una — una rosa sulle sue guance tenere — una rosa dolce, infinitamente dolce!

O vista angelica, o conforto, o speme, o solazio dopo lunghi martiri!

Bella, dolce rosa, non ti dimenticherò mai, non mai sfiorirai!

Ma bella, dolce rosa, chi è tuamadre? Sei tu figlia b'amore? — Ah nò, certo no! — o della pietà, la quale dene avrebbero meritata la conzone, le lagrime d'un poeta?

Ma qualsiasi la tua origine, mi godrò del tuo fiore, del tuo odore! —

Das übrige in Sonetten, die ich sogleich zu Dutzenden entworfen.

Übrigens Vormittag mit Petrarka in der Burg Sion.

Nachmittags im Isiswald und in Jagenbach. Dann der Cousine Suleika geholfen beim Abpflücken („Abrebeln") der Holunderbeeren, wobei viel Jokus getrieben wurde.

24. September.

Vormittags Nebel, Griechisch, Historie. Dann in meinen Föhren mit Justinus. Nachmittags bis hinter Rieggers mit Petrarka.

Di sera baciata la Rosa, dal dietro sorprendendola.

25. September.

Nachmittags im Tempel der Charitinnen. Der Herbst reißt von meinen lieben Birken die gelblichen Blätter und warf sie mir, mit gelber Schrift beschrieben, als Fehdebriefe vor die Füße. Ich legte mich auf einen Haufen solcher Fehdebriefe des Herbstes und sah von den gelben Blättern auf die schwarzen meines Petrarka. Aber auch von diesen wandte ich bald den Blick auf die roten — die blutigen Lettern, welche der scharfe Diamantrand eines spröden Lilienkelches in mein Herz geritzt. — O Petrarka! Entsagen, oder den Reiz der Geliebten sich durch den Tod entblättern sehen, das ist noch erträglich. Aber die Qual, welche die Götter für mich ausgesonnen! Ich bin verzaubert, immerdar in den Kelch einer Lilie zu starren, in ewiger Sehnsucht harrend, bis . . . Doch ich setze lieber die beiden Sonette her, die ich heute an besagtem Orte gedichtet:

Liebeszauber.

Petrarkas Lieder hab' ich aufgeschlagen,
Doch immer seitwärts blick' ich von den Blättern,

Und les' in eigner Brust viel tiefre Lettern,
Viel ärgre Schmerzen und viel heißre Klagen.

Auf ewig der Geliebten zu entsagen,
Verlieren sie in des Geschickes Wettern,
Sehn ihrer Schönheit Rose sich entblättern —
Das sind noch linde Schmerzen, leicht zu tragen.

Doch das ist Qual und Zauber, Stund' um Stunde
Das Aug' versenken müssen, unbewußt,
In eines Liljenkelches schnee'gem Grunde;

Und hoffen müssen in wahnwitz'ger Lust
Auf einen Laut aus totem Blumenmunde,
Auf einen Schlag in kalter Liljenbrust.

Nur eine Blume.

Wo bist du, meine Blume? Lange Wochen
Hat neidisch dich verborgen mir die Ferne;
Ich habe dich gesucht, ach, nah' und ferne,
Und meine Klag' in Liedern ausgesprochen.

Hat deine Blüte auch ein Wurm durchstochen,
Ich schau' sie liebend noch — noch schau' ich gerne
In deine süßen blauen Augensterne,
Sind es auch Veilchen, die ein Nord gebrochen.

Weißt du, daß eine Rose, hold und lose,
Selbst lüstern nur nach Lieb' und Liebesruhme,
Mich trösten will mit freundlichem Gekose?

Doch sieh — in meines Herzens Heiligtume
Stiehlt sich vergebens ein die schönste Rose;
Nur dein gedenk' ich, stille weiße Blume! —

Als ich, zu Hause angelangt, diese beiden Sonette eben niederschrieb, kam durch Macarius ein Gruß von der Lilie an mich, mit der Frage, warum ich ihr „die Liebe aufgesagt habe?"

O Lilie!

Ich brachte die Sonette erst gelassen zu Papier, dann nahm ich den Liebesboten vor und befragte ihn, peinlich genug, um den eigentlichen Hergang der Sache. Worauf er angab, die Lilie habe ihn gefragt, ob ich noch hier sei, und, nachdem er dies bejaht, habe sie ihn beauftragt, mich zu grüßen und mich zu fragen, warum usw.

O meine Lilie! Die Worte, die aus deinem Munde kommen, sind nicht so fein, so wunderzart, wie die Rosen, die ich am 23. auf deinen Wangen habe erblühen sehen. Indessen, ich will absehen von der ländlich-, fast bäurisch-scherzhaften Form deiner Frage; ich will nur ergründen: was ist der Gedanken- und Gefühlsgehalt, der unter jener scherzhaften Frage sich birgt? Willst du mir einen Vorwurf daraus machen, daß ich mit meinem Liebesleid dir nicht unverhohlener, brüsker auf den Leib rücke — schon darum, weil manches mich gekränkt, und weil ich bei dir als gebranntes Kind das Feuer fürchte?

Nachdem ich jene Auskunft von dem Boten erhalten habe ich studieren wollen und eine halbe Stunde lang in meine „Stenographischen Siegel und Monogramme" nach Heger sehr fleißig hineingesehen, bis ich nach Ablauf der halben Stunde plötzlich bemerkte, daß ich meine „Stenographischen Siegel und Monogramme" nach Heger vor mir habe. Inzwischen war ich mit mir selbst so ziemlich darüber ins reine gekommen, daß jener etwas täppische Gruß der Lilie immerhin eher den guten als den bösen ominibus beizuzählen sei.

Noch ein Gedanke kam mir übrigens. Sollte die Lilie von ihrer Schwester, der Rose, gehört haben, daß ich mit dieser im Laden des Vetters zu scherzen pflege, und sollte sie hierin einen Abfall von ihr selbst erblicken? — Ist's meine Schuld, daß immer nur die Rose in den Laden des Vetters kommt und niemals sie, die Lilie, selbst?

Nach all diesen Ereignissen habe ich kein Bedenken getragen, im großen Mörser den Mohn zu stoßen für die Mohnnudeln, welche Cousine Suleika zum Abendessen bereitete.

26. September.

Wieder ein Sonett geschrieben. Es lautet:

Zukunft.

Oft glaub' ich, Blume, dich, für die ich glühte,
Als eines andern trautes Weib zu sehn,
Im Hause walten, an dem Herde stehn,
Das zarte Kind, das solcher Reiz umsprühte!

Ein Falter wird — o Stachel dem Gemüte! —
Auf meiner holden Blume Kelch sich blähn,
Der Wind wird Blatt um Blatt an ihr verwehn,
Ein Sproß sich nähren von der weißen Blüte.

Und ich? Ich werde, Wanderlust zu kosten,
Durch Länder ziehn, verwandelt, ohne Klage,
Und unter Palmen ruhn im fernen Osten.

Dann kommen wohl, wie alte, liebe Sage,
Mir in den Sinn, die mir im Westen sproßten,
Die Lilje und der Jugend goldne Tage.

Heut habe ich mir einmal Weißenalbern näher angesehen und bin auch im Gasthause eingekehrt.

27. September.

In Kirchberg bei Onkel Leopold.

28. September.

Vormittags nach Schweiggers zurückgekehrt. Nachmittags mit Petrarka im Isiswalde. Abends baciato la Rosa, sorprendendola dal di dietro. „Jesus, was war denn das?" rief sie, ungemein erstaunt. (Die gute Seele denkt wohl im stillen: „Lassen wir ihm seine Freude.")

29. September.

Nachmittags im Dionysoswald mit Petrarka. Heute habe ich meine Sonette durchgesehen und gefunden, daß sie sehr gewöhnlich, sehr alltäglich sind. Diese Überzeugung — mag sie nun begründet oder durch die Stimmung des Augenblicks veranlaßt sein — hat mich sehr mißmutig gemacht. Ich werde meine poetischen Anmutungen lieber unterdrücken, da nun einmal nichts Ausgezeichnetes daraus werden zu wollen scheint.

30. September.

Vormittags im Dionysoswald. Ich setzte mich auf den Dionysosaltar, schlug den Justinus auf und wollte mich in ihn vertiefen. Nach einer halben Stunde jedoch war folgendes Sonett fertig:

Im Walde.

Ich les' im Wald, an moos'gem Felsentische,
Was auf den Baum des Wissens ward gepfropft,
Was Pforten öffnet, die der Wahn verstopft —
Und du, mein Herz, eilst seitwärts durch die Büsche?

Du freust dich nur des Walds, der Morgenfrische,
Schaust auf den Tau, der von der Föhre tropft,
Verfolgst den Specht, der hoch im Wipfel klopft,
Und merkst im Waldbach auf die flinken Fische?

O Herz! Jüngst fluchtest du des Nordens Qualmen,
Und lechztest zu genießen und zu wirken.
Nun zwitscherst du mit Lerchen eitle Psalmen?

Du schmachtetest nach östlichen Bezirken,
Im Wahn, beruhigen können nur die Palmen;
Nun können es die Föhren und die Birken?

Ich verfolgte dann den Specht, der, während ich dies Sonett machte, im Wipfel über mir klopfte, eine Weile von Baum zu Baum. Dann schrieb ich noch ein zweites Sonett: „Meine Föhren". Denn ich schreibe immer zwei auf einmal, und könnte eigentlich unzählige hintereinander schreiben, höre aber beim zweiten aus diätetisch-ästhetischen Rücksichten auf.

Nachmittags auf dem Olymp von Regen überrascht; Schutz gesucht in Manshalm unter einem Kirschbaum.

Meine Föhren.

Einsam, wo Schauer wehn und Schatten düstern,
Bei Föhren, die den moos'gen Fels umgattern,
Wo Spechte klopfen, Raben heimisch flattern,
Da weil' ich, nach Waldeinsamkeit nur lüstern.

Euch lieb' ich, meine Föhren; euer Flüstern
Faß ich in Lieder; fern des Tales Nattern,
Leb' ich bei euch als traulichen Beratern,
Mit euch, statt Freunden, Liebchen und Geschwistern.

Wohl möcht' ich einst mit Zedern euch vertauschen,
Und Tempes säuselnden Platanenchören,
Wohl hört' ich gern des Ostens Palmen rauschen —

Doch sterben möcht' ich unter meinen Föhren,
Den trauten Märchen noch einmal zu lauschen,
Noch einmal meiner Jugend Klang zu hören.

1. Oktober.

Nachmittags spazieren gegangen gegen den Isiswald.

2. Oktober.

Vormittags in meinen Föhren; nachmittags in dem sehr romantischen Waldtal hinter Manshalm. Herrliche Waldszene. Föhrenumgürtete Bergwände, im Schiffe des Tals ein Bach. Ein starkes Unwetter brach los und begeisterte mich zu dem Sonett:

Gewitter im Walde.

Es braust der Forst, die Wetterwolken fliegen,
Der Waldstrom schwillt von wilden Regengüssen,
Gestein und Trümmer stürzen hingerissen,
Und krachend sich die hohen Wipfel biegen.

Die Tiere tief sich in die Klüfte schmiegen —
Wer leitet mich aus diesen Finsternissen?
Doch — bei der Blitze Schein, dem ungewissen,
Seh' ich vor mir die sichre Grotte liegen.

Ich lagre hin in weichem Moose mich.
Sieh', da erscheint die Schönste mir der Schönen
Und neigt zu mir sanft mit Gekose sich.

Und während fernher die Gewitter dröhnen,
Erschließt mein Herz wie eine Rose sich
Und stillt den Sturm mit Lieb' und Liedestönen. —

Nun kann mir die Hölle selbst nichts mehr anhaben: selbst aus Donner und Blitz und Unwetter mache ich ein Sonett.

Aus Regen und Wind in die warme Stube heimgekehrt, verlebte ich einen paradiesischen Abend mit Cousine Suleika. Ich schrieb mein Sonett, das ich im Walde und auf dem Heimwege im Kopfe fertiggebracht, ins reine. Suleika guckte mir über die Achsel und fragte, was ich da schreibe. „Vom Gewitter," versetzte ich, „und, wie du siehst, von der Schönsten der Schönen". — „Wer ist denn die?" fragte sie. Ich schrieb schweigend weiter und nach einer Viertelstunde fragte sie neuerdings: „Nun wer ist denn die?" — Da rückte ich mit allen meinen Sonetten heraus und las sie ihr vor und schwatzte von Poesie und Ruhm, und Unsterblichkeit der Dichterliebchen usf. Es entspann sich ein langes,

langes Geplauder, eine trauliche Idylle, deren Reiz noch vermehrt wurde durch das Geflacker und Geknister des Herdfeuers, bei welchem Cousine Suleika die Abendsuppe kochte.

3. Oktober.

Nachmittags mit Petrarka im Dionysoswalde. Es ist eine rührende Erscheinung: ein großes, reiches Herz, das mit seiner ganzen Liebe, seiner ganzen Poesie, einem einzigen Gegenstande sich hingibt. Seiner Laura weiht Petrarka jede Regung seines Herzens, jeden Klang seiner Leier, ein ganzes Leben lang! — Ich glaube, ich werde mit meiner Liebe, meiner Poesie, mich nie so beschränken können. Ich bete in der Welt des Schönen nicht einen persönlichen Gott an, sondern wo das Göttliche, das Schöne mir erscheint, im Kelch der Blume, im Rauschen der Föhre, im blauen Aug' eines Mädchens — da knie ich hin und bete an — und liebe — und besinge ... Ich verehre die Frauen als den Auszug, die Quintessenz, den Mikrokosmus des Schönen, aber ich kann nicht umhin, das Ganze noch lieber zu haben als den Auszug. Ich liebe mehr als ich ans Herz drücken, mehr als ich mit Armen umfangen kann. Meine Liebe ist unendlich wie das All, und meine Poesie allumfassend wie meine Liebe.

Alles einzelne sprüht nur Funken der Schönheit und entlockt mir deshalb auch nur Funken der Liebe.

Ist das der Unbestand eines jugendlichen Dichterherzens und werde ich einmal anders lieben?

Der Dionysoswald zeigte sich mir heute in neuem Lichte. Der Himmel war von schweren Regenwolken verhangen, die Umgebung von Nebel verschleiert. Tief in den Wald hing der bewegliche Nebel herein, so daß es schien, als rauchten die Wipfel. Die Äste waren wie bereift und traten unter dem weißen Dunstschleier mit eigentümlichem Ausdruck und in ungewohnter Färbung hervor. Der ganze Wald starr, lautlos, nur der regengeschwellte Waldbach wälzte die trübgelben Fluten heiser murmelnd durch die Öde hin. Ich begab mich eilig auf meinen Dionysosaltar, überließ mich dem wundersamen Eindrucke dieser Waldszenerie, in welcher die zerrissenen Nebelschleier gespenstig zwischen den Bäumen und

Büschen hin und her wallten. Ich dachte an die Geister Ossians.

Ich schweifte dann noch einige Stunden im Gehölze umher, schmale bemooste, wurzelüberwachsene Waldsteige verfolgend. Ein Geräusch drang durch die Waldstille zu mir; ich hielt es für das Geflüster der Thayanixen und gelangte auch bald an den Bach, dessen Lauf verfolgend ich mich am leichtesten aus dem Walde hinaus und nach Schweiggers zurechtzufinden hoffte. Aber die bösen Nixen führten mich immer tiefer in mir unbekannte Waldwildnisse hinein, und ich entdeckte endlich, daß ich nicht dem Thayaflüßchen, sondern einem durch den Regen stark geschwellten Seitenbache desselben gefolgt und weit vom Ziele abgekommen war. Es war die Nacht bereits eingebrochen, als ich heimkam in die trauliche Stube zur Cousine Suleika, die schon mit einiger Angst auf mich gewartet hatte. Ich plauderte wieder eine Ofenidylle mit ihr durch.

Übrigens habe ich auch heute ein Sonett, „Waldeswiderhall“, gedichtet, das aber nicht sonderlich gut ausgefallen. Die Nebelwaldszene denke ich auch noch poetisch auszugestalten *).

4. Oktober.

Nachmittags im Aphroditewald. Abends sprachen ich und Suleika sehr ernsthaft von der Liebe, d. h. von der Liebe im allgemeinen. Aber Frauenwesen pflegen das Allgemeine immer ins Besondere, Individuelle herabzuziehen. Suleika sagte: „Mir ist es gleichviel, ob ich häßlich oder garstig bin. Ich habe nun einmal meine Eroberung gemacht. Ich brauche keinem zu gefallen und mir darf keiner gefallen.“

5. Oktober.

Nachmittags im Tempel des Ormuzd und Ahriman. An die böse, böse Scheidestunde gedacht, die immer näher und näher rückt. Wenn ich doch etwas wüßte in Wien, worauf ich mich freuen könnte! Ich weiß nichts, als etwa den Anakreon und den Sophokles, die auf meinem Bücherschrank stehen und die ich nun endlich werde übersetzen können. Denn

---

*) Geschah erst viel später in der Hymne: „Waldgang im Herbste“ (Sinnen und Minnen).

ich habe an nebligen Vormittagen soviel Griechisch zusammenstudiert, daß ich nun auf Spaziergängen mit mir selber und mit Cousine Suleika an traulichen Abenden einiges auf Hellenisch parlieren kann. In der Tat, die Cousine Suleika ist nicht ohne alles Griechisch; ich habe ihr z. B. das Wort ἔσθει*) eingelernt, dessen sie sich nun bei Tisch ganz fertig gegen mich bedient. Cousine Suleika ist überhaupt sehr gelehrig; sie hat mir z. B. Lieder abgelauscht, die ich in meinem Kämmerlein einsam gesungen.

Es fallen bereits rührende Szenen zwischen ihr und mir vor, als Vorspiele des Abschiedsjammers, d. h. Späße und Neckereien. Sie versprach sich meiner zu erinnern, so oft sie ihren Haubenstock ansehe. Darauf ich: wenn sie eines Haubenstocks bedürfe, um sich meiner zu erinnern, so brauche sie sich nur in den Spiegel zu sehen und könne den hölzernen entbehren. Darauf sie: eben des hölzernen bedürfe sie zu recht lebhafter Erinnerung usf.

6. Oktober.

Ich habe heut wieder nachgedacht, ob es in Wien außer dem Anakreon und dem Sophokles wirklich nichts gebe, worauf ich mich freuen könnte. Es fiel mir doch noch etwas ein. Da ist zum Beispiel mein bescheidener Klimperkasten, will sagen mein Klavier. Ferner die Hofbibliothek. Und ist denn ein gewisses liebliches Schwesternpaar nichts, das ich jeden Sonntag sehe, von mir „die Blume" und „das Vöglein" getauft, von der übrigen Welt aber Leopoldine und Amalie Köfferlein geheißen? Ja, ist dies Schwesternpaar nicht beinahe wert, daß man Lilie und Rose und Suleika und Dionysoswald und Charitinnenhain und den Olymp selber samt der Hegelspitze darüber vergißt?

Mittags 11½ Uhr.

Eben komme ich aus der Kirche, wo ich der hochämtlichen Chormusik lauschte. Herrlich war das Offertorium. Gelockt von den Engelstimmen der Klarinette, hob der Diskant der Schullehrerstochter wie das Herz einer Nonne sich himmelan. Wohl schienen die eitelweltlichen Klänge der Violine des jüngeren Schulgehilfen sie zurücklocken zu wollen, aber mah-

*) Iß!

nend und warnend brummte der Baß des älteren Schulgehilfen dazwischen, und schrecklich dröhnte die Orgel ihres Vaters, des alten Schulmeisters, wie die Stimme des Gerichts.

Abends.

Wieder einmal mit der Rose geschäkert. Heute war sie ein allerliebster Schatz und recht freundlich. Man will mich damit necken, daß man sagt, *ὅτι στέργει ἐμὲ. ἀλλ' οὐ δύναμαι πείϑεϑαι.* Ich weiß recht wohl, woran ich mit ihr bin. Von der Lilie nichts zu sehen und nichts zu hören. Übrigens war ich heute nachmittags in meinen Föhren, dann im Kliowald.

7. Oktober.

Mittags habe ich mich auf des Vetters großer Wage gewogen und mit unsäglichem Vergnügen gefunden, daß mein Gewicht nunmehr auf 98 Pfund gestiegen, während ich bei meiner Ankunft deren bloß 93 gehabt.

Im	Jahre	1846	wog	ich	85	Pfund
"	"	1847	"	"	89	"
"	"	1848	"	"	92	"
"	"	1849	"	"	92	"
"	"	1850	August		93	"
			Oktober		98!!!	

Cousine Suleika fand sich durch diese meine rapide Gewichtszunahme unendlich geschmeichelt, indem sie dieselbe, gewiß nicht mit Unrecht, den vielen Mohnnudeln, Fleischknödeln, Hasen, gebratenen Hühnern und Tauben zuschrieb, mit welchen sie mich während meines Hierseins genährt hat.

7. Oktober, nachmittags.

Jetzt habe ich etwas auf dem Herzen, was ich nicht so leicht niederschreiben und aus der sprudelnden Sprache der Empfindung in die stammelnde des Wortes übersetzen kann.

Nachmittags vom Olymp heimkehrend, kam ich an dem Hause vorbei, in welchem meine Lilie wohnt. Ich bemerkte im Garten ein Mädchen in blauem Kleide, das ich für die Rose hielt. Als ich näher kam, glaubte ich die Lilie in ihr zu erkennen. Und seltsamerweise mußte ich, noch näher

kommend, neuerdings zweifeln, ob ich die Lilie oder die Rose vor mir habe. Die Statur schien mir höher, das Gesicht sanfter gerötet, zarter, als ich es je bei der Lilie gesehen. Schon hatte ich grüßen wollen, aber ich zauderte, nicht wissend, wie ich mit diesem Wesen daran sei. Es kann ja auch ein ganz fremdes Mädchen sein, dachte ich, und schon wollte ich ohne Gruß vorübergehen. Da blickte sie mich an und grüßte zwar nicht, aber über ihr Antlitz flog ein seltsames Lächeln — das ich weiter mit keinem andern Beiwort entheiligen will — und in ihren Zügen lag ein Ausdruck, wie ich ihn nie und nirgends weder an ihr, noch sonst einem weiblichen Wesen gesehen, und in welchem Liebreiz, Innigkeit und Ernst in wundersamer Weise gemischt erschienen. Das ernste Lächeln des in unbeschreiblicher Lieblichkeit aufblühenden, zarten Angesichts überzeugte mich nun, daß ich keine Fremde, daß ich auch nicht die Rose, daß ich die Lilie selbst vor mir habe. Ich grüßte und ging unendlich verlegen an ihr vorüber; aber ich schäme mich vor ihr dieser Verlegenheit nicht.

Nein, nie habe ich sie geliebt — nein, nie war sie schön — meine Lieder sind Lüge — aber heut war sie schön — heut habe ich sie geliebt!

Ich habe die Lilie nie brennend geliebt, und ich werde sie vielleicht nie brennend lieben — aber einen Moment durchzuckte mich nach dieser Begegnung der Blitz der Liebe mit all seinen Wonnen und all seinen Schmerzen! Ich lief mehr als ich ging in meine Föhren und warf mich unter die Bäume auf den Boden hin.

Vor mir stand das süße, süße Bild, und mein Herz quoll über von wonneseliger Ahnung, gemischt mit einem Gefühle unendlicher Wehmut. Ich drückte das Gesicht tief ins Moos — und — dichtete kein Sonett — nein — was ich tat, das wissen nur die Waldblumen, auf welchen meine Augen lagen.

Nun ist alles vorbei, ich bin wieder idyllisch-selig und kann morgen wieder Sonette an meine Lilie dichten.

O! die sanfte, flüchtige Liebesregung tönt vielleicht unsterblich im Liede, und den einzigen stummen Zeugen höchster Leidenschaft trocknet die Sonne nach wenigen Minuten aus dem Kelch einer stillen Blume weg!

(Ein Sonett, welches das Erlebnis des heutigen Tages wiedergibt, kam erst am 15. März des folgenden Jahres zur Ausführung und dürfte in diese Abschrift des Tagebuches passend einzuschalten sein:)

Begegnung.

Nein, Lüge war's, was ich bis heut gesungen,
Nie liebt' ich sie, nie war sie reizumfangen;
Erst heut ist all ihr Reiz mir aufgegangen,
Erst heut hat sie mein ganzes Herz bezwungen!

Ich fand sie heut — lang war mir's nicht gelungen! —
Und sah sie, ach, unendlich zarter prangen;
Mit süßen Röslein rührten mich die Wangen,
Und tief ist mir ihr Blick ins Herz gedrungen.

Und wie ein Hirsch, des Herz der Pfeil durchschossen,
Sucht' ich den tiefsten Wald, mich auszuklagen,
Von allem Lärm des Tages abgeschlossen.

Wie mir geschehen, kann ich euch nicht sagen;
Die Gräser wissen's, die im Walde sprossen,
Auf denen lange meine Augen lagen.

Kirchberg, 8. Oktober.

Heute machte ich dem Onkel Leopold hier in Kirchberg noch einen Abschiedsbesuch. Ich habe soeben den schönen Schloßgarten durchwandert und die Zypresse, welche von jener am Grabe Napoleons auf St. Helena stammt, wieder besehen.

Nun aber liege ich im Grase an einem gar traulichen Plätzchen im Tiergarten. Dies Plätzchen verdient wohl etwas genauer beschrieben zu werden. Geht man ein paar Schritte vom Eingange in den Tiergarten nicht den geraden Hauptweg fort, sondern verfolgt den Fußpfad zur Rechten durch eine Pflanzung hoher Birken neben einem rauschenden Bache hin, so gelangt man alsbald zu einer Art von griechischem Tempelchen, einer kleinen Rotunde, deren Kuppel von einigen Säulen getragen ist. Dieses Tempelchen umrauschen herrliche Birken und Fichten, und umflüstern die Fluten eines lieblichen Weihers. In den Weiher stürzt sich ein künstlich angelegter Fluß, der durch eine breite Allee ungeheuerer Fichten in Kaskaden herabrauscht und weiter oben in einer

terrassenförmigen Rundung aus drei künstlichen Brunnen seinen Ursprung nimmt. Blickt man von der Rotunde rückwärts über die Gartenmauer, so sieht man ganz nahe ein weißes, nettes Häuschen herüberschimmern. In diesem weißen Häuschen ist jener Poet geboren, der eine Lilie in Sonetten verewigt, der aber leider, just wie die Bourbonen, die da drüben im stolzen Schloß ein Asyl gesucht, kein Glück bei und mit den Lilien hat.

Er selbst besang dies Plätzchen in dem Sonette:

„Meine Wieg' umrauschten schöne Bäume" usw.

Und nun liegt er, derselbe Poet, hier im Grase und zeichnet flüchtige Gedanken auf flüchtige Blätter.

Er schaut in die Wolken und auf das gelbe Laub zu seinen Füßen, und denkt an eine Königstochter, an Luise von Bourbon, die vor sieben Jahren Gefallen fand an den Reimen des dichtenden Knaben und seine Mutter eine glückliche Mutter nannte. Da schwebt sie vor mir — ich sehe sie — o du süßes Königskind, du hast ja eine holde Gestalt und liebe Augen wie meine Lilie! O komm doch einmal her zu mir und laß mich dir recht tief in die Augen schauen, und sage mir, ob ihr auch Herzen habt, ihr Königstöchter?

So weit hatte ich gekritzelt, da versank ich in einen Traum, in welchem mir das Bild der Lilie und das der Königstochter ineinander verschwammen. Der Lilienkelch gestaltete sich zu einem Diadem mit scharfen Rändern, und als ich die holde Gestalt an mich riß, da stieß ich mir die scharfen Spitzen des Diadems ins Herz. Ich glaubte zu verbluten, zu sterben; aber als das heiße Blut verströmt war, da fühlte ich mich wieder froh und leicht und merkte sogar im Traum, daß alles nur ein Traum gewesen.

Ein recht wunderlicher Traum! Denn ein Lilienkelch ist am Ende doch kein Diadem, und die Lilie von Schweiggers ist kein Königskind, sondern die Tochter Genovefa des verstorbenen Ortschirurgen Meister, und die Lilienprinzessin Luise von Bourbon ist Herzogin von Parma geworden und wiegt auf Mutterarmen einen viel kleineren Roberto!

9. Oktober.

Vormittags von Kirchberg wieder nach Schweiggers zurückgekehrt.

Morgen werde ich abreisen.

Ich habe heute Abschied genommen von meinem Olymp und von den olympischen Tagen! Geben die Götter, daß mir doch etwas von der olympischen Stimmung bleibe!

Die Lilie habe ich also vorgestern zum letztenmal gesehen.

Auch von der Rose habe ich Abschied genommen, indem ich sie im Laden des Vetters unzählige Male, in gewohnter Weise, durch Überrumpelung auf Nacken und Wangen küßte. Dabei ging die eben gekaufte Kerze an drei Stellen in die Brüche, so daß der gute Vetter sich veranlaßt sah, dieselbe durch eine neue, unversehrte zu ersetzen. Bei dieser Gelegenheit sah ich, wieweit die feindselige Stimmung gediehen ist, die zwischen der Cousine Suleika und der Rose gegenwärtig herrscht. Suleika erging sich, nachdem die Rose sich entfernt hatte, in bitterbösen Reden über sie; nie habe ich sie so aufgeregt gesehen. Sie mag wohl einen Grund dazu haben.

Von ihr habe ich im Grunde auch schon Abschied genommen. Ich bat sie, da eben ein Blumenstrauß im Wasserglase vor uns stand, um eine Blume zum Andenken. „Gibst du mir eine rote oder eine weiße Rose?“ fragte ich. Sie gab mir keine von beiden, sondern eine grüne Reseda.

In Kirchberg, bei Onkel Leopold, der immer gern die Zeitereignisse bespricht, ist mein Blick von den ruhigen Studien und Bestrebungen und den Angelegenheiten des Herzens, die mich hier beschäftigten, wieder ins Weite hinaus und auf den Weltlauf gelenkt worden. Der Kontrast des idyllischen Lebens, das ich seit ein paar Monaten führte, mit den politischen und nationalen Kämpfen des Tages hat allerlei in mir angeregt, was ich durch folgendes Sonett in Kirchberg selbst zum Ausdruck brachte:

Liebesbotschaft.

Ich sog der Liebe Milch aus deinen Brüsten,
Natur, indes ihr, blut'ge Waffen, klirrtet,
Und mit der Liebe Flammenschwert umgürtet,
Geh' ich, mich gegen Haß und Krieg zu rüsten.

Daß alle doch der Liebe Botschaft wüßten,
Mit der mein Herz ihr Waldesstimmen rührtet,
Mit der ihr Bergeslüfte mich umschwirrtet,
Mit der, o Flut, mich deine Tiefen grüßten!

Ich höre Bruderwaffen klirrend tönen,
Ich sehe haß- und mordentbrannte Züge —
Mir ruft ein Gott: Zieh' hin, sie zu versöhnen!

Führ' du, mein Lied, die Liebe denn zum Siege:
Du mußt den Klang der Schwerter überdröhnen,
Ein Grabgesang der Zwietracht und dem Kriege.

Meine Ferien in der Heimat. 1851.

Wien, 20. Juli.

Seit einigen Tagen besteht meine Hauptbeschäftigung darin, die Landkarte des Erzherzogtums Österreich vor mir auszubreiten, den rechten Arm auf den Neusiedlersee jenseits der Grenze, den linken auf die Salzburger Alpen gestützt, die Blicke schweifend von Wien über Heiligenkreuz und Lilienfeld bis zum Ötscher, vom Ötscher zur Donau zurück, von der Donau über Krems nach Schweiggers. Ja, es ist der Ferienreiseplan, der mein Dichten und Trachten jetzt in Anspruch nimmt. Ich gedenke mit Bruckner den Ötscher zu besteigen und ein bißchen in die Welt zu sehen. Die Wanderung wird ganz zu Fuße gemacht; ich freue mich darauf, denn wandernd schaue ich, und im Schauen bin ich

„Selig wie der Himmelsknabe,
Der der Jungfrau Schleier hält."

Die Ferne sei mein Reich, mein Zepter der Wanderstab. Schließlich raste ich in der Waldheimat.

24. Juli.

Heute hatte ich die letzte Sanskritstunde bei Professor Boller. Ich scheide nicht ohne Rührung aus dem Kollegium, in welchem ich, beinahe möchte ich sagen trauliche Stunden verlebte — bildete ich doch beinahe das ganze Kollegium! — in welchem ich vertraut wurde mit den Urlauten menschlicher Rede, und mein Blick zum erstenmal von den Blüten des Westens weg auf die Strahlen des Ostens hingelenkt wurde.

Heiligenkreuz, 26. Juli.

Begriffen in der Erfüllung dessen, was ich gerne als meinen schönsten Erdenberuf betrachten möchte — des Wanderns — sitze ich behaglich in einem Gemache des Stiftes Heiligenkreuz und ruhe von der Pilgerschaft des ersten Tages aus.

Gestern nachmittags fuhr ich in Gesellschaft Bruckners mit der Eisenbahn bis Mödling; von dort traten wir die Fußreise an und durchwanderten die Brühl. Gleich hinter Mödling tat das berühmte Felsental der „Klause" die Riesenpforten vor uns auf. Ungeheure schroffe Kalksteinmassen türmen zu beiden Seiten sich empor, bald kühn sich zuspitzend, bald in gewaltigen Vorsprüngen auslaufend. Föhren wuchern im ragenden Gestein auf schwindelnden Höhen; zartes, aber energisches Pflanzenleben triumphiert über die Steinriesen und trotzt ihnen Raum ab. Die Burg Lichtenstein erscheint rechts auf der Höhe; weiterhin tritt großartig auf einer waldumgürteten Bergkuppe die Krone der Reize dieses Tals hervor: die Burg Mödling. Schönes, rauschendes Gewässer, ohne welches keine Gegend Leben hat, führt der Schwechatbach diesen Bergen zu.

Allmählich nimmt der Waldwuchs überhand, die Wände des Tales legen sich in sanfteren Abhängen auseinander, auf welchen Felder und schöne Gebäude in großer Anzahl sichtbar werden; die ernste Schönheit des Gebirges wird durch das Anmutige der Zutaten mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt. Künstliche Ruinen machen hier neben den echten sich breit, was nicht zu billigen, da eine künstliche Ruine ohne den Reiz der Erinnerung und einer wirklichen Vergangenheit noch unter den Wert einer Theaterkulisse herabsinkt. Selbst das Malerische, das ein solches Machwerk an sich haben könnte, wird durch das geschmacklos Lügenhafte seiner Scheinexistenz verkümmert. Das wäre vielleicht zuviel gesagt von Ruinen in Parkanlagen, aber noch zu wenig gesagt ist es von künstlichen Ruinen, die man in freier, großartiger Natur neben die echten hinpflanzt.

Als wir aus der Brühl hervortraten und die gewaltigen Berge hinter uns hatten, zeigte sich eine alltägliche Gegend ohne sonderlichen Reiz. Wir kamen über Graden

und über eine waldige Höhe, den Sandriegel, der großen Straße folgend, nach Heiligenkreuz, das ziemlich unansehnlich in einem Talkessel am Sattelbache liegt. Das Nachtlager nahmen wir nach wandernder Studenten Brauch im Stifte. Beim Abendessen sah ich die „Sängerknaben", und dachte an Raphael Donner, der hier, selbstverständlich auch an mich selber, der ich im Stifte Zwettl diesem edlen musikalischen Berufe oblag.

27. Juli.

Wir besuchten heute morgens unsern ehemaligen Kollegen Zwieauer, der jetzt als Kleriker des Stiftes Zwettl die theologische Schule in Heiligenkreuz besucht. Dieser stellte uns dem Prior vor und erwirkte uns die Erlaubnis, den heutigen Tag noch hier im Stifte zubringen zu dürfen, was uns um so gelegener kam, da das Wetter sich sehr unfreundlich anließ. Zwieauer machte nun für uns den Führer und wies uns alle Merkwürdigkeiten des Stiftes. Ich hatte mich am meisten auf die Schöpfungen der beiden Meister Giuliani und Altomonte gefreut, welche durch ihre Bildwerke diese Räume verherrlicht haben. Der Kreuzgang, der, im Viereck umlaufend, ein Gärtchen einschließt, ist mit Bildern aus dem Leben des heiligen Bernhard, ferner mit zwei Bildhauerarbeiten von der Hand Giulianis geziert. Mich sprachen insbesondere die letzteren an; von einer derselben, die heilige Magdalena vorstellend, wie sie dem Heiland die Füße salbt, konnte ich mich fast gar nicht trennen: es ist eine Gruppe voll Leben und von süß-anmutigem Ausdruck. Ich eilte im Verlaufe des Tages, fast leidenschaftlich angeregt, immer wieder auf einige Momente zu meiner süßen Magdalena zurück, so oft wir in die Nähe des Kreuzgangs kamen.

Im Kreuzgang steht auch ein schönes Wasserbecken, in einer Rotunde, deren Fenster mit uralten Glasmalereien geschmückt sind.

Vom Kreuzgange gelangt man in das „Kapitelhaus", einen einfachen Saal mit neuen Glasmalereien und dem Grabe Friedrichs II. des Streitbaren, auf welchem ein sehr schlecht gearbeiteter, verstümmelter Ritter liegt. Zwieauer führte uns auch in die Anlagen, welche am Abhange des Berges, unmittelbar hinter dem Stifte vor kurzem gemacht

worden sind. Ganz oben steht ein hübscher runder Turm, von welchem aus man eine schöne, aber beschränkte Aussicht genießt. Gegen 9 Uhr begaben wir uns in die Kirche und besahen dort Werke Giulianis und Altomontes, wie auch die Grabmäler der beiden hier ruhenden Meister. Nach dem Hochamte geleitete uns Zwieauer in das Naturalienkabinett, wo ich viel Interessantes fand; den größten Eindruck aber machte mir eine ägyptische Mumie, die hier grausenhaft aus einer Ecke hervorgrinst. Seltsame Gefühle, urweltliche Schauer, möchte ich sagen, erfaßten mich beim Anblick dieser der Vernichtung abgetrotzten Reste organischen Lebens. Ein tief aufregender Gedanke: diese Knochen, diese Zähne, diese langen Haare, dieser Byssus sind vielleicht 3000 Jahre alt, und doch unversehrt, fast unverändert! Ich blickte lange in die großen, tiefen Augenhöhlen der Mumie, und mir war dabei zumute, als schaute ich von einer schwindelnden Höhe in einen tiefen Abgrund hinab!

Im Gemälde- und Kupferstichkabinett empfing ich keinen Eindruck von besonderer Art. Bei der Mittagstafel im Refektorium hatte ich Gelegenheit, das schöne Gemälde Altomontes, die Speisung der Fünftausend und andere kleinere Wandgemälde zu besichtigen.

Nachmittags gingen wir mit Zwieauer nach Meierling, wo vom Garten des Gasthauses aus eine sehr schöne Aussicht in das Tal sich eröffnet, welches die gegen Baden hinziehenden Höhen bilden. Besonders anziehend ist ein hoher, steiler Felsberg, der zur Linken sich auftürmt. Wir gingen auf einem angenehmen Waldwege über die Spazieranlagen am Sattelbach und den Kreuzweg, der Heiligenstatuen von Giuliani voll gewinnender Anmut aufweist, nach dem Stifte zurück.

28. Juli.

Im Morgengrauen, um $3\frac{1}{2}$ Uhr verließen wir Heiligenkreuz bei anfangs regnichtem, windigem Wetter. Wir kamen durch Alland — schöne Gegend, Bergkessel — und Kroisbach; dann überschritten wir den Hafnerberg, von dessen Höhe sich ein herrlicher Rückblick bot. Rings hohe Berge, Kalkwände und Risse. Rechts: Kloster auf einem Berge. Zur Linken glaubten wir in der Ferne eine goldig leuchtende

Morgenwolke zu sehen, während sonst noch alles im Dunkel lag: es war aber die von den ersten Sonnenstrahlen beleuchtete Höhe des Schneebergs. Ein unvergeßlicher Anblick. Über die Ortschaft Hafnerberg und eine wilde, pittoreske Höhe gelangten wir um 7 Uhr nach Altenmarkt, am Fuß einer kolossalen Waldbergreihe. Dann über Dornau und Kaumberg zum Araberg, dessen Höhe mit der schönsten Burgruine prangt, die ich bisher gesehen. Die Gegend ist dann eine Weile ohne sonderlichen Reiz; nur der Rückblick auf den Araberg immer außerordentlich imposant. Um 12 Uhr Hainfeld erreicht, wo wir zu Mittag aßen. Dann über Gültenbach, St. Veit und St. Johann. Göttliches Tal am Ufer der Traisen von St. Johann bis Lilienfeld. Während dieser Wanderung trat die Sonnenfinsternis ein, für welche wir uns schon mit rauchgeschwärzten Gläsern versehen hatten. Die Traisen entzückte mich durch ihr kristallklares Gewässer. So stellte ich mir den griechischen Peneus vor.

Um 5 Uhr trafen wir im Stifte Lilienfeld ein, besahen den Park von innen, das Wohnhaus des Dichters Castelli von außen und anderes. Bruckner fühlte sich sehr unwohl und ganz appetitlos; er zog deshalb vor, sein Nachtquartier im Gasthause zu nehmen, während ich mich zu den geistlichen Herren ins Stift verfügte. Ich wurde vom Prior sehr menschenfreundlich aufgenommen, und nach dem Abendessen führte mich ein äußerst gemütlicher und gesprächiger Geistlicher Arm in Arm in ein komfortables Schlafgemach. Très bien! Aber ganz gut lief die Sache doch nicht ab; denn ich hatte mich kaum zu Bette gelegt, so wurde ich von einem Schüttelfroste befallen. Ich schlief jedoch ein und damit war es abgetan. Es scheint, daß das ungemein erfrischende, aber eiskalte Gebirgswasser, dem ich nach der Ermüdung und Erhitzung des Tages begierig zusprach, diese Unordnung in meinem Gefäßsystem hervorrief.

29. Juli.

Nachdem ich Bruckner bei den „Drei Lilien" abgeholt, brachen wir um 6 Uhr morgens auf. Auf der Tagesordnung stand die Besteigung des Ötscher. Aber Bruckner fühlte sich noch nicht völlig hergestellt: das erregte Bedenken. Überdies war es empfindlich kalt, und, was das Schlimmste,

ein dichter Nebel breitete sich weithin über die Gegend. Nach langer Überlegung fügten wir uns der Notwendigkeit, das winkende Ziel, das unsere Phantasie so lange schon zum voraus beschäftigt hatte, links liegen zu lassen und die Richtung nordwärts gegen St. Pölten einzuschlagen. Über St. Johann, Rothnau und Klasterbrunn kamen wir um 10 Uhr nach Wilhelmsburg. Zu Mittag gegessen beim „schwarzen Mann". Schöne Wirtstochter — ein sumadevhâ, wie der alte Indier sagt. Um 1½ Uhr ließen wir Wilhelmsburg und die sumadevhâ und die schöne Traisen hinter uns, neben welcher bisher unser Weg sich hingezogen, in herrlichen Bergwaldgegenden, wo, namentlich an der Wehr außerhalb Klasterbrunn, die Rückblicke auf das Gebirge sich höchst malerisch gestalteten. Von 3¾ bis 5½ Uhr weilten wir in den Mauern St. Pöltens, besichtigten die Kirche und den Domherrnhof und nahmen dann unsern Weg über einen Berg, an dessen schattigen Abhang sich traulich Viehofen lehnt, mit einem Schlosse. Herrlicher Rückblick von der Höhe des Berges auf St. Pölten, das Steinfeld und die im weiten Kreise umhergelagerten Bergriesen, über welche großartig aufragend der Ötscher herüberwinkte. Es gab uns einen Stich ins Herz bei dem Anblick!

Um 6½ Uhr traten wir zu Kleinheim in das erste Gasthaus links und fanden hier eine paradiesische Schenkin. Griechisch edler Gesichtsschnitt, wundersame Weiße der Haut. Drei Handwerksburschen hatten wir zu Tischnachbarn, von welchen einer ein sehr humoristischer Kauz war. Als wir merkten, daß er satirische Seitenblicke auf das Wasser warf, das wir statt des schlechten, sauren Weins zum Abendessen tranken, boten wir ihm ein Glas davon an und verlangten, er solle uns Bescheid tun. „Das da," rief er, „das mag ich nicht einmal in den Stiefeln haben, geschweige im Magen!" Dann begann er sich über ein fremdes Pilgerpaar, einen Pilger und eine Pilgerin, auszulassen, mit welchen er und seine Genossen auf der Straße zusammengetroffen waren. „Saubere fromme Pilgerschaft!" rief er. „Herumziehen in Klöstern und Pfarrhöfen und dabei gut essen und trinken! Und just Pilger und Pilgerin! Sapperment, ich werde Pilger und suche mir auch so eine Pilgerin wie die! Auf dem Wagen ist sie gesessen, ganz schwarz angezogen, sogar der Hut war

schwarz, und der Unterrock und alles; und er hat mit dem Esel, der das Fuhrwerk zog, auf Italienisch geflucht, was das Zeug hielt, und dann haben die beiden wieder zu beten angefangen, daß der Staub aufging! Ha, ha, ha! Gelacht haben wir bei dem Anblick, daß uns die Rippen krachten!“ — In diesem Tone ging es fort, und so fehlte uns neben der stillen Augenweide des Anblicks der paradiesischen Schenkin auch die lustigste Unterhaltung den ganzen Abend über nicht.

30. Juli.

Früh 4½ Uhr verließen wir Kleinheim und nahmen erst in Stazendorf einen Morgenimbiß. Der Ötscher tritt von da an zurück; wir waren beinahe froh, seines aufdringlichen, vorwurfsvollen Herüberwinkens nun endlich ledig zu sein. Wir wanderten eine Zeitlang durch flaches Land, dann ging es bergan auf schattenlosem Wege, bis Göttweih, dann über Meidling und Furt nach Mautern. Hier schrumpfen die Bergriesen zu Rebenhügeln am Donauufer ein.

Um 9½ Uhr waren wir in Stein an der Donau. Granitmassen ziehen von hier längs des Stromes sich türmend zu beiden Seiten hin. Die Pietät für die historische Erinnerung, daß in der Burgruine oberhalb des Städtleins Dürnstein Richard Löwenherz gefangen gesessen, hinderte uns nicht, Dürnstein ein elendes Nest zu nennen und zu verwünschen, denn diese sogenannte „Stadt“ ist armseliger als jedes Dorf, und die Art von Gasthaus, die wir nach langem Suchen in dem romantischen aber öden Felsenneste ausfindig machten, hatte uns nicht einmal ein Mittagessen zu bieten, so daß wir zornig und hungrig in der Mittagshitze fürbaß zogen. Erst Weißkirchen hatte einen warmen Löffel Suppe für uns. Hier rasteten wir und setzten erst spät unsere Wanderung nordwärts fort. Wir genossen von der Höhe den herrlichen Rückblick auf die Donau, die Donauberge und weiterhin die Alpen. Fern im Süden tauchte noch einmal des Ötschers in Abendnebeln verschleiertes Bild empor. Fahr' wohl, du Riese im Süden! Wir haben dich zwar, wie Moses das gelobte Land, nur von ferne gesehen, aber wir haben ein halbes Jahr lang von deiner Besteigung gesprochen und uns auf dich gefreut! Das ist doch auch etwas.

Zu Himberg langten wir um 8 Uhr an, zogen aber

bei wetterleuchtendem Nachthimmel noch ½ Stunde weiter fort bis Kottes, wo unter ergötzlicher Entfaltung ländlicher Wirtshauskomik uns ein Nachtlager bereitet wurde.

31. Juli.

Nachdem früh morgens auch die ländliche Frühstückskomik zu ihrem Rechte gekommen, wanderten wir über Kottesschlag, Heinrichs und Sallingberg bis Grafenschlag, dem Heimatorte Bruckners, dem Wohnsitze seiner Eltern.

1. August.

Mittags setzte ich meinen Weg solo nach Schweiggers fort.

Schweiggers, 2. August.

Schweiggers steht auf seinem alten Platz, der Vetter Koppensteiner und Cousine Suleika leben und befinden sich wohl, die Wälder grünen und rauschen, die Thayanixen flüstern wie zuvor — nur eines fehlt: es gibt hier keine „Lilie" mehr. Sie ist fort. Sie ist in Wien.

Nach dem Tode ihres Vaters, des Ortschirurgen, hatte die Witwe einen sogenannten „Provisor" aufgenommen, und da sie selbst für eine Heirat nicht mehr in Betracht kam, so hatte der Provisor die angenehme — und doch auch wieder unangenehme — Wahl zwischen den beiden Töchtern, zwischen der Lilie und der Rose. Nach langer Überlegung entschied er sich für die Rose, vielleicht weil sie die gutmütigere ist — die Lilienkelchspitzen sind bekanntlich etwas scharf. Nun schnürte die Lilie ihr Bündel und sucht ihr Glück in Wien.

Die Binderin, auch eine Cousine von mir, hat neulich mit der Mutter der Lilie gesprochen und diese hat ihr gesagt, die Lilie sei jetzt ganz anders als vorher, viel gesetzter und gescheiter und habe das frühere laute Lachen ganz verlernt.

3. August.

Zu meiner freudigen Verwunderung gewahre ich, daß ich nach der unfreiwilligen Pause, die ich während meiner Reise im Sanskritstudium gemacht, mehr Sanskrit verstehe als

vorher. Das Übersetzen geht rascher und leichter vonstatten, und die Grammatik haftet mir besser im Gedächtnis, als vor einigen Wochen. Eine solche nicht allzulange Pause scheint uns also jene Frische des Geistes und dem Gegenstande jenen Reiz der Neuheit zurückzugeben, der bei der ununterbrochenen Beschäftigung mit einem Gegenstande unmerklich verloren geht. Ich habe eine ähnliche Erfahrung auch schon beim Klavierspiel gemacht. Nach Verlauf der zwei Monate, die ich jährlich auf dem Lande zubringe, entfernt von meinem Klavier, kehre ich nicht bloß mit gesteigerter Lust dazu zurück, sondern glaube auch in der Fertigkeit und Sicherheit fortgeschritten zu sein.

8. August.

Auf den Höhen von Jagenbach herumgeschweift. Mein Studium ist jetzt Sophokles in der Ursprache, dazu Physik und Chemie. Ich stelle auch kleine chemische Versuche an. Den Abend bringe ich meist in „meinen Föhren“ (dem „Piscortinum“) zu, auf und nieder wandelnd, sinnend, dichtend, wohl auch mit Tannenzapfen Ball spielend, und sonstige Leibesübungen betreibend, bis die Sonne hinter der „Burg Sion“ hinabgesunken ist.

12. August.

Ich weiß nicht, wie es kommt, und was es bedeuten soll, daß ich gegenwärtig, durch die Wälder schweifend, immer unwillkürlich Melodien erfinde und vor mich hinsumme und zu dieser Art von Musikdichtung jetzt fast mehr aufgelegt bin als zum Versemachen. Übrigens zeigt sich mir die Tonmuse auf dem Lande auch insofern immer günstiger, als meine Stimme sich kräftigt und ich damit zu höheren Noten hinaufreiche als in der Stadt. Hätte ich doch wenigstens meine Gitarre hier, um von Polyhymnias flüchtiger Gunst einigen Vorteil zu ziehen!

Es ist doch schön, auf einsamen Waldstellen, im Moose liegend, wenn auch von den Föhren noch so eng umsäumt, doch immer das unendliche Blau des Himmels über sich zu haben, wohin der Blick emporsteigen und sich im Grenzlosen verlieren kann. Was wäre die Welt, was wären alle

Blumen der grünen Erde, fehlte es an diesem immer und überall möglichen Ausblick ins Unendliche?

13. August.

Die Leute haben noch immer die schlechte Gewohnheit, mich zu fragen, „was ich werde“. Nun, ein Mensch will ich werden! Aber das kann ich den Neugierigen nicht so kurzweg sagen; sie würden es für Scherz halten, oder für Spott! In der Verlegenheit pflege ich zu sagen, ich wolle Astronom oder Philolog oder Dichter oder sonst etwas werden. Tatsächlich aber will ich nichts von alledem so eigentlich „werden“. Freiwillig werde ich mich nie in dieser Weise selbst beschränken. Es wird sich ja zeigen, was ich bin. Kann denn der Mensch etwas anderes werden, als er ist?

15. August.

I.

Wieder nun in meinen Reichen,
Berg' und Wald und dunkler Tale Schlund,
Grüß' ich meine Föhren, Eichen,
Meinen Felsenthron im Waldesgrund.

Springen, Nixen, eure Bronnen?
Weht der Elfen Chor vom Felsenast?
Habt, Dryaden, ihr umsponnen
Mir mit Moos die Stätten meiner Rast?

Habt ihr meine goldne Laute
Treu gehütet in der Felsenkluft?
Gebt zurück die anvertraute,
Hell von Klängen beb' aufs neu' die Luft!

II.

Meine Rosen blühen wieder,
Meine Sterne gehen wieder auf.
Wieder steigt der Quell der Lieder,
Schönes Leben neu beginnt den Lauf.

Lange wund von argen Pfeilen
War mein Herz, zum Tode krank und wund;
Bergeslüfte nun es heilen,
Waldeselfen machen es gesund.

Wieder steigt der Quell der Lieder,
Schönes Leben neu beginnt den Lauf;
Meine Rosen blühen wieder,
Meine Sterne gehen wieder auf.

Diese Verse schrieb ich heute. Auch erweckte abends eine Lilie, welche in dem, vor den Fenstern des von mir bewohnten Hinterstübchens liegenden Gärtchen prangt, in mir folgende

Erinnerung an meine Lilie.

Da schwankt die weiße Lilie
Im Mondlicht hin und her;
Die hohe süße Lilie,
Sie macht das Herz mir schwer.

Was mag es wohl bedeuten?
Wenn ich die Lilje seh',
Mahnt mich's verklungner Zeiten,
Beschleicht mich altes Weh'.

Ein Liljenpaar von Wangen
Kommt mir dabei in Sinn;
Es bringt dies weiße Prangen
Mir Leid von Anbeginn.

20. August.

Wenn auch der Anblick der Lilien, besonders bei Mondschein, mir trübe Gedanken weckt, so sehe ich doch bei fröhlichem Tageslichte von meinem Hinterstübchen gerne hinaus auf den hochstämmigen Blütenflor; die prachtvollen Blüten türkischen Mohns, die in allen Schattierungen des Rot prangenden Nelkenbüsche und die süßen duftigen Rosen im Gärtchen. Je länger ich die Blumen betrachte, desto klarer wird es mir, daß Gott nicht der Vater, sondern der Bräutigam der Welt ist. Schreibt er ihr nicht auf Blumenblättern die duftigsten Liebesbriefe? Hätte er bloß väterlich für sie zu sorgen, so würde er sich damit begnügen, das Korn im Felde reifen zu lassen. Es wird eine Zeit kommen, wo die Welt diese Liebesbriefe verstehen lernt und sich mit bräutlichem Entzücken an die Brust desjenigen wirft, den sie bisher als ihren Vater mehr gefürchtet als geliebt. Dann werden sie ganz *ein* Herz und *eine* Seele sein, sie werden

erkennen, daß sie eigentlich eins und nur um der Liebe willen zwei sind. Das Kind dieser höchsten Ehe aber wird die Schönheit sein.

25. August.

„Sei würdig dieser grünen Zweige,
Des Blumendufts, der Einsamkeit!"

Diese Worte meines alten Lieblingsdichters Johann Mayrhofer kamen mir heute recht lebhaft in den Sinn, als ich in einer engen, dunklen Waldschlucht am Rande des Bachs auf einem bemoosten Felsblocke, meinen Gedanken überlassen, lag. Würdig sein der Gesellschaft, des Umgangs, den man pflegt, das ist fast selbstverständliche Regel; man muß sich seiner Genossenschaft verähnlichen, oder wird von ihr ausgestoßen. Sollte nicht auch der Verkehr mit der Natur gewisse Anforderungen an uns stellen? Sollten wir ohne Mißmut, ohne Unzufriedenheit mit uns selbst unvollkommen und ungeregelt zu erscheinen vermögen, wo, seine ewigen Normen schön und selig erfüllend, ein bedeutendes Naturleben uns umgibt? Sollten wir gerne häßlich sein unter soviel Schönem? Sollte, wo soviel Göttliches ausgestrahlt wird, nichts davon auf uns übergehen? Es geschieht gewiß, wenn wir uns dessen auch nicht immer bewußt sind. Denn wie die Potenzen der natürlichen Welt, Wärme, Elektrizität u. dgl., nach Ausstrahlung, Mitteilung, Gleichgewicht streben, so will sich gewiß auch das Schöne, das Göttliche in der äußeren Natur mit dem, was in unserer geistigen und seelischen Natur ist, ins Gleichgewicht setzen.

26. August.

Das Sonett „Ermüde nicht" geschrieben. („Sinnen und Minnen" S. 143.) Auch entstand in diesen Tagen das kleine Gedicht „Elfenrede":

Was legst du an Waldespforten
Dein lüstern lauschendes Ohr? usw.

(Später in „Venus im Exil" eingeflochten).

28. August.

„Selbstbekenntnisse“ sind eine löbliche Sache, besonders wenn man sie sich selbst macht. Ich lege daher in dieser kleinen Chronik auch ein Selbstbekenntnis nieder, zu dem ich heute veranlaßt bin: Ich habe noch immer nicht gelernt, mich selbst zu beherrschen. Sich selbst beherrschen! Es hieße die Welt beherrschen, wie sich selbst erkennen die Welt erkennen hieße. Ja, sich selbst beherrschen und sich selbst erkennen — das wäre erst die Verwirklichung des wahren Ich, des wahren Seins. Jenseits dieses zu erstrebenden Doppelziels würde der Sterbliche aufhören und der Gott beginnen.

29. August.

Soeben erfahre ich, daß der Kaiser die Minister und den Reichsrat unter seine alleinige Verantwortlichkeit gestellt hat und die gänzliche Aufhebung der Verfassung vom 4. März in Aussicht steht, die man an die Stelle der ursprünglichen, vom Reichstag beratenen gesetzt hat. Immerhin! Werft auch den Strohmann, der nach dem Tode der Freiheit den trauernden Hinterbliebenen als Scheinersatz zur Schau gestellt wurde, in die Rumpelkammer! — Die Freiheit von 1848 ist wie mein blauer akademischer Legionsrock vom selben Jahre: zerrissen und verschlissen hängt er im Schrank, die Ärmel sind an den Ellbogen durchlöchert, die Knöpfe baumeln locker oder fehlen, die Knopflöcher sind ausgerissen usf. Mögen ihn nun vollends die Schaben fressen!

31. August.

Nachmittags im Euphrosynehain gewesen und Haselnußernte gehalten, die quantitativ und qualitativ sehr ergiebig war. Besonders große „Böcke“, darunter ein neunfacher, den ich der Mutter nach Wien mitbringen werde.

2. September.

Seliges Genügen ist's, durch pfadlose Wälder schweifen, oder, in wilder Waldschlucht am Rande des Gießbachs liegend, der über bemooste Gesteinstrümmer tanzt, zu ruhen. Seliges Genügen ist es auch, in geselligem Kreise, wo Aphro-

dite und Dionysos den Reigen führen, sich freudeberauscht zu bewegen. Verhaßt aber bleibt Philistergesellschaft, und Straßenstaub, und wirres Menschengedränge, und die Pein, eine endlose Zeit lang seichte Schwätzer anhören zu müssen.

4. September.

Nach Kirchberg zu Onkel Leopold gegangen und Besitz ergriffen vom reizenden Dachstübchen, das noch traulicher ist als mein Hinterstübchen zu Schweiggers.

Kirchberg, 5. September.

Vormittags in den Wäldern herumgeschweift und viele schöne Steine gefunden. Es ist mir auf meinen Wanderungen schon sehr verdrießlich, daß ich in der Naturgeschichte noch so wenig bewandert bin. Ich freue mich sehr auf die Zeit, wenn ich nach Abschluß meiner laufenden Studien meine Neugier auch in diesem Punkte werde befriedigen können. Vorderhand bin ich darauf angewiesen, mit den Blumen und Steinen bloß zu *spielen* — wie ein Kind.

Beim Nachhausekommen habe ich mir von des Onkels kleinem Zieh- und Nährsohn Ludwig im Garten die verschiedenen Blumen und Kräuter nennen lassen, die ich nicht kannte, und machte so wenigstens die Bekanntschaft des Majorans, des Salbeis, des Lavendels, des Ysops, des Wermuts, der Krauseminze und anderer.

Die Nachtviolen sind mir für immer geheimnisvoll-lieb und wert geworden durch Mayrhofers Nachtviolenlied:

> Nachtviolen! Nachtviolen!
> Dunkle Augen, seelenvolle!
> Selig ist es, sich vertiefen
> In das samtne Blau! usw.

Der kleine Ludwig ist ein außerordentlich begabter Knabe, voll von Anlagen, wie sie sich in einem achtjährigen Knaben wohl selten in solcher Frühreife zusammenfinden dürften. Er hat bei mir Sanskritschrift und Stenographisches gesehen und soviel lebendige Neugier dafür verraten, daß ich mich veranlaßt fand, ihm die beiderseitigen Alphabete aufzuschreiben und zu erklären. Er begann sogleich mit Eifer und Erfolg

die wunderlichen Zeichen nachzubilden. Seine Sanskritbuchstaben fielen prächtig aus. Ich fand ihn heute in einem Drama von Schiller lesend und forderte ihn auf, mir eine Stelle daraus zu deklamieren. Es war die „Jungfrau von Orleans", die er vor sich hatte. Er begann also eine Stelle daraus laut zu lesen und tat dies mit gewaltigem, dabei aber gar nicht übel angebrachtem Pathos, mit einem Ausdruck, überraschend wahr und ganz dem Leben abgelauscht. Nun kam aber die Stelle, wo es heißt: „Komm herein, du Chatel! Meister Ludwig, der von französischer Aussprache nicht die entfernteste Idee hatte, tat sein Bestes und rief mit gebieterischem Nachdruck:

„Komm herein, du Kathl!"

Ich brach in ein helles Gelächter aus, in welches der Knabe zuletzt selbst mit einstimmte.

Hierauf stellten wir ein Scheibenschießen an mit einer Windbüchse, welches Schießwerkzeug ich nie zuvor in die Hand bekam. Mein erster Schuß ging — durchs Küchenfenster, alle folgenden aber ins Schwarze.

Schweiggers, 7. September.

Heute ist hier „Kirchtag". Gleich nach Mittag stellten die Musizi auf dem Platze vor dem Büschingerschen Gasthause sich auf und legten los mit einigen heiteren Tonstücklein. O diese naiven Klänge einer Dorfmusik! Die pure, helle Lustigkeit spricht aus ihnen und doch zerreißen sie mir das Herz. Ich habe mich aufgemacht und bin spazieren gegangen, aber das drollig-herzrührende Gequieke und Gefiedel verfolgte mich über alle Felder und Hügel hinaus.

Eine hübsche Fremde in schwarzem Anzug habe ich auch schon bemerkt, eine Schremserin, wie man mir sagte, Tochter eines Kürschners, die über Nacht hier bleiben wird, und deren Bekanntschaft ich beim Tanze in Büschingers Gasthaus zu machen gedenke. Sie gefällt mir; werde ja sehen, ob sie ein Engel oder eine Gans ist. Aber ist nicht jedes junge Mädchen beides zusammen?

8. September.

Der Kirchtag ist vorüber. Ich ergreife den Pinsel, oder richtiger den Griffel, oder noch richtiger die Feder, um zu

schildern, was ich erlebte. „Heil Mus'! et cetera." — Bei meiner Rückkehr vom fluchtartigen Spaziergange fand ich das musikalische Unheil auf einen bedenklichen Grad gestiegen. Die nunmehr aus allen Wirtsstuben des Orts erbrausenden Ländler, Walzer und Polkas vereinigten sich zu allem eher als zu einem harmonischen Ganzen. Die wie im Wettkampf ringenden Tonmassen beleidigten das Ohr, sprachen aber das Gemüt an durch den gemeinsamen Grundton sprudelnder Lustigkeit, der sie durchwaltete, sie zu einer Art Einheit und Harmonie verwob, aus welcher man die einzelnen falschen Töne nicht mehr heraushörte.

Die sanfte Helene von Schrems, die Heldin meines Kirchtags-Tanzvergnügens vom vorigen Jahre, war auch schon angekommen; auch eine Frau H. aus Schrems hatte vorläufig bei Vetter Koppensteiner zu Besuch sich eingefunden, die mich durch die Bemerkung in Verlegenheit setzte, daß doch „alle Studenten so schön gewachsen seien."

Gegen 8 Uhr verfügten wir — d. h. Vetter Koppensteiner, Cousine Suleika, ich usw. — uns in Büschingers Tanzlokalitäten. Großer Drang und Ellbogenkampf am Eingang! Vor uns kreist ein undurchdringlicher Wirbel von Tönen und Menschen! Mit der Zeit aber findet sich auch Raum. — Nun, Satyr, der du mein Tintenfaß umgaukelst, entweich, sonst ergeht es dir wie dem Teufel bei Luther! Von jetzt an muß die Sache ernsthafter behandelt werden. Ich hatte es vor allem auf die schwarze Schöne von Schrems, die Kürschnerstochter, abgesehen. Ich dachte von ihr bemerkt zu werden und wollte sie aus Koketterie ein wenig warten und schmachten lassen, bevor ich sie zum Tanz aufforderte. Sie nahm aber — etwa in derselben Absicht? — gar keine Notiz von mir. Das ärgerte mich sehr. Auch sonst machte ich kein Glück. Das versetzte mich in eine äußerst melancholische Stimmung, und als nun gar die schöne Helene von Schrems auf meine Frage: „Haben Sie mir schon verziehen, daß ich Sie voriges Jahr halb zu Tode getanzt?" die dumme Antwort gab: „So? Davon weiß ich gar nichts mehr?" Da bebte ich scheu und verletzt wie die Sensitive zurück. Ich fürchtete, die Nacht werde eine langweilige, peinliche für mich werden. Damit nun dieselbe später in der Erinnerung das Interesse der Sonderbarkeit für mich habe,

faßte ich den Entschluß, gar nicht zu tanzen. Diesen Entschluß machte jedoch nach einiger Zeit ein aufmunternder Blick aus den hübschen Augen der Tochter des Wirts, der Büschinger Lisi, zuschanden. Ich sah das Vergehen der schönen Helena mit milderen Augen an, und ich stürzte mich mit ihr in den Wirbel einer brausenden Polka. „Sie habe ich ja heute noch gar nicht tanzen sehen!" sagte sie. Dieser verbindliche Beweis von Aufmerksamkeit versöhnte mich vollends. Ich tanzte nun oft mit ihr; ich tanzte auch mit vielen andern, ich tanzte mit der Maurer Pepi, ich tanzte mit der hübschen Büschinger Lisi, ich tanzte mit der schönen Baumgärtnerin (einer jungen Bauersfrau aus der Umgebung von Kirchberg), ich tanzte mit allen — nur nicht mit der schönen Schwarzen von Schrems. Dabei spähte ich aber immer heimlich nach dieser aus, um aus ihren Mienen zu erkunden, ob sie sich ärgere. In der Tat merkte ich, daß sie, als ich den Paris der schönen Helena spielte und meinem Gespräche mit ihr den Anschein eines Liebesgeflüsters gab, aufmerksam auf uns war und einmal sogar, an uns vorbeigehend, meine Helena mit festen Blicken musterte.

Für diese kam nun aber die Zeit, fortzugehen. Ich bedauerte dies sehr und sie, wie es schien, desgleichen, denn als sie mir die Notwendigkeit des Fortgehens enthüllt und wir einander zum Scheiden gerüstet eine Weile stumm gegenüberstanden, da flüsterte sie mit warmer Empfindung die Worte: „Wenn sie nur noch schnell einen aufspielen möchten!"

Und dies Stoßgebet — es blieb nicht unerhört. Einer Polka brausende Töne erklangen, und wir folgten den lockenden. Als sie verstummten, schieden wir mit folgendem kleinen Zwiegespräch:

Sie begann: „Es ist vielleicht das letztemal, daß wir mitsammen tanzen!"

„Wie das? Ich komme auch künftiges Jahr nach Schweiggers, und Sie wohl auch?"

„Ich nicht. Ich ziehe fort von Schrems."

„Vielleicht nach Wien?"

„Ja, zu einer Verwandten von mir."

„Wirklich? Nun, da haben wir einander ja näher als bisher und es ist leicht möglich, daß wir noch eine Polka zusammen tanzen."

„Das würde mich sehr freuen. Leben Sie wohl!“

„Auf Wiedersehen!“

Es war längst Mitternacht vorbei. Ich saß eine lange Zeit für mich allein und versank in Träumereien. Ich dachte an den „letzten Reigen“, den ich voriges Jahr mit der Lilie getanzt, und den ich leider zwar nicht in meinem Tagebuche beschrieben, aber in einem Sonette besungen habe. Um die Erinnerung an diesen letzten Reigen zu dämpfen, zu betäuben, hätte ich wieder einen solchen tollen letzten Reigen vor dem Fortgehen tanzen mögen. Aber mit wem? Die Lilie — ach, so fern! — Ihre Schwester, die Rose — jene Rose, die ich voriges Jahr so oft im Laden des Vetters über zehn krachenden Nußschalen hinweg von hinten überrascht und auf Nacken und Wange geküßt — die Rose war da, aber als Braut — als Braut des Herrn Chirurgen Weißbrot. Hole der Kuckuck die Bräute anderer Leute — es ist nichts mit ihnen anzufangen. In der Verzweiflung kam mir der tolle Gedanke: wie, wenn du den wilden Schlußreigen tanztest mit der schwarzen Schönen von Schrems? — Aber mit dieser zu tanzen habe ich ja verschworen — habe geschworen, mich an ihr zu rächen, sie zu strafen für den Übermut, mit welchem sie sich erkeckt hat, einen aus Wien anwesenden Studenten gar nicht zu bemerken! Aber ließe sich nicht am Ende der Tanz und die Rache vereinigen? Könnte ich mich nicht eben dadurch am gründlichsten an ihr rächen, daß ich mit ihr tanzte, tanzte, tanzte, bis keine Faser von ihr mehr zusammenhielte, bis sie, in ihre Atome aufgelöst, in meinen Händen zerflatterte und zerstäubte?

Der Gedanke erfüllte mich mit einer Art grausamer Wollust. Ich schritt auf sie zu.

„Fräulein,“ sagte ich, „mit Ihnen habe ich noch gar nicht getanzt!“ — Sie lächelte sehr fein, so fein, als ob sie sagen wollte: „So ist's; aber warum denn eigentlich, du Tropf?“

Na, warte!

Ich faßte sie, ohne weiter ein Wort zu sagen, und riß sie fort, stürmte hin, raste, daß mir selber schwindelte. Kein Korybant auf dem Tmolus kann ärger gerast haben — selbst der tote Wilhelm in Bürgers „Lenore“ kann die Entführte auf seinem gespenstigen Rosse nicht ungestümer und rast-

loser mit sich fortgerissen haben, als ich die schöne Tochter des Kürschners von Schrems mit mir fortriß. Jeden Augenblick war ich eines Hilferufes von ihr, oder der Auflösung in ihre Atome gewärtig, und da sie dazu doch noch keine Miene machte, so warf ich ihr mitten im Rasetanz mit giftigem Hohn die Worte zu: „Sind Sie etwa schon müde, mein Fräulein? Wünschen Sie etwa auszuruhen?“ — „O nein!“ versetzte sie kurzatmig, aber unbefangen, „wenn ich Ihnen anders nicht zu schlecht tanze!“

Ich stürmte weiter, und als die Musik verstummte, da stand sie zwar mit hochwogendem Busen und krebsrot erglühtem Gesicht, im übrigen aber komplett und nett und unversehrt vor mir und lächelte freundlich.

Auch gut. Mein Hauptzweck war erreicht. Ich hatte mich ausgetobt. Ich verabschiedete mich mit zwei Worten von der Schwarzen und schickte mich an, den Tanzort zu verlassen. Bevor ich die Türe erreichte, sah ich die kleine Schwester der Schwarzen auf einem Stuhle in einem Winkel eingeschlummert. Da ein großes Gedräng im Raum herrschte, dachte ich, daß die Schwarze ihr Schwesterlein vermissen und vielleicht lange suchen könnte. Ich hielt es also für meine Pflicht, sie von meiner Entdeckung zu unterrichten, um so mehr, da das Kind eben wegen des langen tollen Tanzes mit mir von ihrer Seite gekommen und gleichsam verloren gegangen war. Ich kehrte zurück und sagte ihr: „Ihr kleines Schwesterchen ist dort drüben auf einem Sessel eingeschlafen!“ — „Ich danke, ich danke!“ antwortet sie und eilt nach der angedeuteten Stelle hin. In diesem Moment läuft ihr aber das Kind schon munter entgegen. „Sie scheint (!!!) indessen wach geworden zu sein!“ bemerke ich — und im Augenblick wird mir auch die entsetzliche Albernheit dieser Bemerkung klar. Sie aber nimmt mit edlem Wohlwollen ihren Teil von dieser Albernheit auf sich, und antwortet verlegen-höflich, ernsthaft, ohne den leisesten Anhauch von Ironie: „Wahrscheinlich!“

Es ist nicht zu beschreiben, wie mich dieses Zartgefühl, diese schonende Nachsicht dem Mädchen näher brachte. Ich war sofort überzeugt, daß sie mehr Engel als Gans sei; aber jetzt war es auch 4 Uhr morgens und die Leute verloren sich. O Schwarze, warum fanden wir uns so spät!

Früh 6 Uhr war ich schon wieder auf den Beinen und ging spazieren bis Waltersschlag, eine Stunde weit. Schöne Gegend, weite Umsicht, gleichsam die vereinten Gesichtskreise von Schrems und Schweiggers. Ich blickte lange nach Schrems hinüber, und gedachte zweier Mädchen, die dort weilen, und die heute vielleicht auch ein bißchen an mich denken. Es fragt sich nur, was sie denken? Die Schwarze wird denken: „Seltsamer! Erst vernachlässigt er mich die ganze Nacht durch auffallend, und bevor er geht, tanzt er mit mir wie rasend! Schließlich spricht er dummes Zeug!" Wollte mich an ihr rächen — und habe mich nur „kompromittiert". Aber es tut nichts. Es war doch auch schön, und ich befand mich den ganzen Tag über in köstlicher Stimmung, wie immer, wenn ich mich tanzend tüchtig ausgetobt.

9. September.

Schon öfter hatte man mir vom hiesigen Färber erzählt: daß er ein närrischer Kauz sei und über Religion und Priester Schimpfreden im Munde führe; ferner daß er geäußert, ich müsse, dem äußeren Ansehen nach, ein „sehr gescheiter Mensch" sein, weshalb er gerne einmal sich mit mir in einen Diskurs einlassen möchte. Zufällig kam er heute in den Laden des Vetters, um einen Kessel zu kaufen, als ich eben auch darin war. Der Vetter bot ihm einen Stuhl an und brachte, weil er sich von den Reden des Färbers und seinem Gespräch mit mir einen guten Spaß versprach, ein politisch-religiöses Thema aufs Tapet. Der Färber tat einige kernige Aussprüche, verständig und gemütvoll, und geriet schließlich in so begeisterten Eifer, daß er den sämtlichen Anwesenden ernstliche Zustimmung und mir ein freudiges Erstaunen abnötigte. Von Gerechtigkeit und Liebe sprach er mit einer fast mystischen Innigkeit, und doch klar, verständig, ohne einen Anflug von eigentlicher Schwärmerei. Er sprach davon, wie notwendig es sei, daß der Mensch durch eigenes Nachdenken sich aufzuklären strebe, und wie er selbst noch vor wenigen Jahren so gedankenlos in den Tag hineingelebt „gleich einem Kalbe"; wie er aber nun von allem sich „einen Begriff zu machen suche", von allem sich überzeugen wolle, wie er ferner sich fortwährend „prüfe",

wie er bei seiner Arbeit „spekuliere", und wie ihm allmählich gar vieles so ganz anders bedünke, als es der gewöhnliche Glaube der Menschen ist.

Ich fragte ihn, ob er gern lese; er antwortete, daß er ein Buch besitze, aus welchem er sehr viel Aufklärung geschöpft habe: das Erbauungsbuch von Eckhartshausen. Darin lese er sehr gerne, aber eine gewisse Stelle sei ihm noch immer nicht recht verständlich. Und nun sagte er zu meinem Erstaunen diese ganze, gewiß seitenlange Stelle auswendig her. Ich suchte sie ihm nach Kräften zu deuten, worüber er sich sehr erfreut zeigte. Späterhin erzählte er, der Schneider Breßlmeyer im Stifte Zwettl habe ihm einmal ein handschriftliches Gedicht von mir zu lesen gegeben; sein Lebtag habe er „so was Schönes nicht gelesen". Auf mein Befragen sagte er, es habe von einem verlassenen Kinde gehandelt; es stellte sich heraus, daß er ein Gedicht meine, welches aus meiner Knabenzeit stammte. Noch zweier andern Lieder gedachte er, die ihm sehr gefielen, und deren eines er von einem wandernden Handwerksburschen, das andere von einem umherziehenden Harfenisten gelernt, welchem er nachgelaufen, um das Lied, nachdem er es von ihm gehört, zu erhalten. Er sagte nun beide Gedichte mit guter Betonung her; es waren einfache, natürliche Lieder.

Es schien dem Manne so wohl zu geschehen, daß er sich einmal recht aussprechen konnte! Wohl zehnmal nahm er seinen Kessel auf, um fortzugehen, immer stellte er ihn wieder hin, um sich neuerdings in sein Thema zu vertiefen.

Unter anderm tat er die Äußerung, wenn es einmal dazu käme, allem Unrecht auf Erden ein Ende zu machen, so wollte er gerne dafür sein Leben hingeben; ja, wenn es sich auch nur darum handelte, den einzigen Ort Schweiggers „glücklich zu machen", so wäre ihm der Preis seines Lebens dafür nicht zu hoch.

Fast der ganze Vormittag ging in diesen Gesprächen hin. Mir wurde der Mann unendlich wert; ich betrachtete ihn nur immer mit Rührung und Verwunderung.

Ich habe mir das Bild und Wesen dieses einfachen, ungebildeten, aber begeisterten Mannes tief eingeprägt und werde in meinem „König des neuen Sion", einer Dichtung, zu welcher ich im vorigen Jahre durch die Lesung eines alten

Trauerspiels die Anregung erhielt, solche Charaktere zu zeichnen haben.

Kann es einen erfreulicheren Anblick geben, als den eines solchen Mannes, in welchem die Macht des Göttlichen sich so rein und unmittelbar betätigt?

Mir ist es eine höhere Befriedigung, meine Ideen von einem solchen Natursohne und Selbstdenker bestätigt zu sehen, als in dickleibigen, philosophischen Werken die Beweise dafür zu finden.

14. September.

Von meiner Mutter einen Brief erhalten. Ein unbedeutender Brief — und doch habe ich ihn wohl zehnmal gelesen. Ich bin gewiß nicht sentimental; aber ich muß gestehen, es ist immerhin ein süßes Bewußtsein, eine Mutter zu haben. Wenn ich an die meinige, entfernt von ihr, denke, so sehe ich sie stets von einer Art Nimbus umgeben.

15. September.

Auf dem nachmittägigen Spaziergange habe ich Novalis' Hymnen an die Nacht wieder gelesen. Diese Hymnen sind mir unendlich lieb, ohne doch die ausschließliche Stimme meines Herzens zu sein. Denn bin ich auch mit Novalis ein Bräutigam der süß-geheimnisvollen Nacht, so glaube ich doch auch ein Kind des Lichts zu sein.

16. September.

Meine Geliebte ist die Nacht — mein Freund der Mond.

Wenn ich abends zwischen meinen stillen, hochstarrenden Föhren auf und nieder wandle, da werden der Wald und meine Seele immer dunkler, düsterer. Steigt aber sodann der volle Mond herauf, da wird es im Wald und in der Seele wieder hell. Was wäre die Nacht ohne den Mond? Tränen und Lieder werden flüssig in seinem Licht.

Nur der Mond ist mein Gespiele,
Meine Freundin nur die Nacht:
Sie gewähren in der Stille,
Was die Seele glücklich macht.

Heimreise nach Wien. (Blatt ohne Datum.)

Im Hause des Postmeisters Martini zu Kirchberg, wo ich mich kurze Zeit aufhielt, um mit der Post meine Heimfahrt nach Wien über Horn und Meissau anzutreten, war mir eine erfreuliche Erscheinung die Tochter des Hauses, nicht mehr jugendlich, aber reizend gekleidet und voll jener ernsten Seelenanmut, die mich an Frauenwesen immer am meisten bezaubert. Wie ein Kreuz am Wege den frommen Pilger, so andachterregend und tröstlich ist mir die Erscheinung der Schönheit auf der Wanderung, zumal wo ich sie nicht erwarte und wo sie mit ihrer Umgebung irgendwie in einem Gegensatze steht.

Der Weg von Kirchberg nach Schwarzenau führte über Hirschbach und Vitis und bot kein besonderes Interesse. Der Horizont ist ziemlich eng, die Gegend ein waldiges Flachland; nur der Rückblick auf die westliche Waldhügelkette, besonders auf die Weitraer Berge, gewährt einigen Reiz. Schwarzenau liegt in einem Tal und hat ein ganz herrliches Schloß mit roten Ecktürmen. Hier sagte man mir, daß die Post erst in einer Stunde abgehen werde. Ich entschloß mich, vor dem Posthause im Freien zu warten und machte mich auf einige Langeweile gefaßt. Indessen kam eine hübsche Magd aus den Wohnzimmern des Postmeisters und fragte mich, ob ich nicht lieber drinnen warten und mir's bequem machen wolle. Eine Minute später saß ich in einem warmen, traulichen Gemach, an der Seite eines hübschen Frauenzimmers, das am Nähtischchen arbeitete. Ich fühlte mich recht behaglich und ließ mich in ein zwangloses Geplauder mit dem Mädchen ein, einer Nichte des Postmeisters, von Waidhofen hier eben zu Besuch. Ich tat einen Blick in eine Mädchenseele, die mir schon etwas lange und vergeblich nach einer verwandten Seele zu suchen schien, und da ich mich in gleichem Falle befindlich fühlte, so hatte ich mich bald in den Bann einer herzlichen Sympathie eingesponnen, und die Post ging mir nach drei Stunden — statt einer — noch immer zu früh ab. Nun kam ich durch das nette Scheideldorf, das schöne Göpfritz mit seinen stattlichen Gebäuden, weiterhin durch Horn und Meissau, von welchem Städtchen ich nicht viel sah, weil die Nacht schon eingebrochen war, endlich über Weikersdorf nach Stockerau, von wo das Dampfroß

mich in sausender Eile der Residenz zuführte, über die große, bebüschte Ebene hin, welche der Strom mit seinem Silber stickt. Es war trüb und regnete, als ich in Wien ankam, aber ich schritt von Entwürfen und Hoffnungen erglühend durch die belebten Gassen meiner stillen Behausung zu.

Pauline.

Tagebuchblätter aus den Jahren 1853—54.

Ἀνδρί τοι χρεὼν
μνήμην προσεῖναι, τερπνὸν εἴ τί που πάθοι.
Soph. Ajas. v. 520.

Diese Aufzeichnungen wurden zu Graz in den Jahren 1853—54 mit stenographischer Schrift aufs Papier geworfen und später in folgendem unverändert ins Reine geschrieben.

Robert Hamerling.

November 1853.

Ach, das holde, süße Kind hat einen Liebsten! Als wir heut zum Besuch dort waren, stand sie mit meiner Mutter am Fenster; plötzlich legte sie schalkhaft mit blitzenden Äuglein den Finger auf den Mund, blickte lächelnd in die Gasse hinab und zeigte der Mutter verstohlen einen jungen Mann. Das ist ihr Geliebter, Heinrich B. mit Namen. Sie liebt ihn glühend, schon seit einigen Jahren, mit aller Innigkeit einer ersten Jugendliebe. Denn der junge Mann ist fast mit ihr aufgewachsen, er wohnte früher jahrelang im Hause, hatte bei der Familie als Studiosus ein Zimmer gemietet. Das habe ich nach und nach jetzt alles erfahren. Sie hat mir, nach kurzem schelmischem Leugnen, nun auch selbst von ihm erzählt, und da sie einmal angefangen, so kommt sie immer wieder auf ihn zurück, viel öfter, als mir lieb ist. Denn hab' ich mit dem herzigen Mägdlein nicht schon an manchem Abend vertraulich gescherzt und geplaudert, hab' ich nicht schon mehr als einmal ihre Hand in der meinigen gehabt und mit ihren weißen, weichen Fingerchen gespielt? Das alles hat sie harmlos geschehen lassen, auch selbst er-

widert. Aber sie ist ja noch fast ein Kind. Und ich? Was bin ich anders? Trotz der zwei Dezennien, die ich jetzt hinter mir habe? Was hab' ich denn erlebt? Ist sie nicht eine Matrone gegen mich, mit ihren mehrjährigen Liebeserfahrungen? Was ist aber nun anzufangen? Soll ich mich aus ihrer Nähe verbannen, weil sie liebt? Um meinetwillen? Ich werde freilich, wie immer, das Glücksalmosen eitler Illusionen und flüchtiger Anregungen wieder mit Ach und Weh bezahlen müssen, aber der Dichter lebt vom Leben; o, ich sehne mich glühend nach den Quellen des Lebens, sollte ich auch nichts davon abschöpfen dürfen, als den poetischen Schaum und Duft, der um sie schwebt. Oder soll ich sie um ihretwillen meiden? O Himmel, ich werd' ihr nicht gefährlich werden, ich werde selbst durch meine kühnsten poetischen Kapriolen keine Verwirrung in ihrem Herzen anrichten. In dieser Beziehung brauche ich mir keinen Gewissensskrupel zu machen. Ich kann sie, wenn mir's der idealen Anregung wegen dienlich scheint, poetisch zart umflattern und umwerben, ganz ohne Gefahr. Ich bin nicht dazu geboren, Weiberherzen zu betören, besonders wenn sie schon ausgefüllt sind von einem süßen Geheimnis. Ich fühle jetzt zum erstenmal eine gewisse Befriedigung über das, was mich früher so tief betrübt hat: daß ich schönen Frauen unter allen Umständen nahe bleiben darf — ohne Gewissensskrupel.

10. Dezember.

Pauline besucht und die Lieder an Sidonie in Gruppes Musenalmanach für 1852 — meine erste und bis jetzt einzige Publikation — ihr vorgelesen. Auch die handschriftlichen, an sie selbst gerichteten Verse — von mir als Scherz ausgelegt und von ihr so aufgenommen. Sie gebeten, ja niemals einen Poeten auch nur mit einem zärtlichen Blick zu beglücken; Poeten müßten durchaus unglücklich sein. Auch möge sie niemals, was ich immer sage und treibe, glauben, daß ich verliebt sei. Es sei das alles nur Scherz und poetisches Geflunker; ich sei es so gewohnt. Sie erwiderte lebhaft: „Aber ich weiß es ja, ich weiß es! Wahrhaftig, ich muß lachen, daß Sie immer glauben, Sie müssen sich gleich entschuldigen, wenn Sie ein Wort gesagt haben. Ich weiß ja, daß alles Scherz ist! Wenn ich es für Ernst hielte,

so dürfte ich es ja gar nicht anhören!" — Ich sagte ihr unter anderem auch, wie froh ich sei, daß die früher von mir besungenen Liebchen mich alle nicht wiedergeliebt hätten, da ich jetzt nicht wüßte, was ich mit ihnen anfangen sollte, und daß ich es als eine große Unbequemlichkeit empfinden würde, wenn sie mich geliebt hätten und mir treu geblieben wären bis auf den heutigen Tag. In solchem Ton ging es fort — aus Gewissenhaftigkeit: denn ich hielt es für meine Pflicht, den Ernst der Lieder zu paralysieren, die ich vorzulesen mir nicht hatte versagen können. Ich will durchaus nicht, daß sie glaube, ich sei verliebt. Sie lud mich zu öfterem Kommen dringend ein. Ihr alter Papa sitzt den ganzen Tag in seiner Kanzlei, hat aber, neben grenzenloser Liebe, so grenzenloses Vertrauen auf seine Tochter, überdies auch soviel Respekt vor mir, daß er nicht gar zu viel einwenden würde, wenn ich Paulinchen zuweilen auch in seiner Abwesenheit besuchte, ohne weitere Aufsicht als die der Magd, die natürlich meist in der Küche oder in sonst einem Winkel des Hauses beschäftigt ist.

11. Dezember.

Gegen 4 Uhr nachmittags kam Pauline auf Besuch zu Mutter. Sie erzählte, daß Heinrich seit einiger Zeit böse sei und sich nicht sehen lasse. Ich tröstete sie und sagte, daß es nichts zu bedeuten habe, wenn zuweilen kleine Wölkchen durch den Himmel der Liebe hinfliegen. Sie lud mich dringend ein, sie doch zu besuchen.

13. Dezember.

Mittags bei Pauline. Die Lotte von Eggenberg bei ihr getroffen, ihre beste Freundin, ein sehr verständiges Mädchen. Es wurde meiner Lieder im Musenalmanach Erwähnung getan und von einem derselben der erste Vers zitiert; Pauline wußte gleich auch den folgenden aus dem Gedächtnis herzusagen. Lotte war sehr artig; Pauline sehr naiv und mutwillig: sie machte die anfängliche Förmlichkeit meines Gesprächs mit Lotte nicht selten durch eine scherzhaft-kecke Zwischenrede zuschanden, und zog die letztere mit dem Interesse auf, das ich an ihr nehme.

14. Dezember.

Mittags bei Pauline. Lotte war wieder bei ihr; si
bleibt einige Wochen da zu Besuch, was mir lieb ist, d
ich infolgedessen Pauline, die nun nicht mehr allein is
ungescheuter besuchen kann. Pauline war sehr reizend un
so heiter, wie ich sie selten gesehen. Ich fragte, ob etw
ein Friedensfest (mit Heinrich) gefeiert worden? Sie er
widert, „ich irrte mich gewaltig, es sei vielmehr ungefäh
das Gegenteil geschehen." „Immerhin," sagte ich, „wir
dieser Sommerschnee bald schmelzen, und die Blumen werde
wieder leuchtend zutage treten, die er bedeckt." „Wenn nu
diese Blumen der Frost nicht tötet," gab sie zurück; „da
könnte sehr leicht der Fall sein." Ich erschrak fast, ic
dachte nicht, daß das Mädchen auch so energisch zürne
könne. Die Verstimmung scheint in der Tat weit fortge
schritten; nach vereinzelten Andeutungen zu schließen, is
Eifersüchtelei von seiten Heinrichs an derselben schuld.

Ich vermutete hinter der übertriebenen Fröhlichkei
Paulinens ein geheimes Leid, aber sie war so zwanglo
heiter, dabei so schön, so zart, und so freundlich gegen mich
daß ich nicht recht wußte, was ich von ihr und von ihre
Empfindungen für Heinrich denken sollte. Wir trieben viele
Scherz und ich ernannte Lotte feierlich zu meinem „Freunde"
weil sie so lebensklug, so heiter und so männlich-verständi
ist, Paulinen aber zu meinem Schwesterlein. Beim Fort-
gehen, als Pauline mich hinausbegleitete, spielte ich wiede
darauf an, daß die Glocken der Versöhnung und des Frie-
dens mit Heinrich bald erklingen würden. „Glauben Si
das nicht," sagte sie und reichte mir mit ihrer kindliche
Herzlichkeit und Lebhaftigkeit die Hand.

15. Dezember.

Abends Pauline und Lotte bei uns zum Besuch. Einige
Schmerz wegen Heinrich war bei Pauline bemerkbar. Si
war nicht mehr so resolut wie gestern. Sie sagte höchs
naiv, sie wolle noch ein, höchstens zwei Monate warten
wenn er es so fort treibe, so betrachte sie das Verhältni
als aufgelöst. Einen solchen Termin kann man sich scho
gefallen lassen.

16. Dezember.

Mittags bei Pauline und Lotte. Heinrichs Aktien sind entschieden im Steigen begriffen. Die Mädchen waren beide etwas verstimmt; ich setzte mich daher zum Klavier. Pauline sah zum Fenster hinaus: Heinrich ging vorbei. „Aber nicht einen Blick hat er heraufgeworfen," sagte Pauline zu Lotte, und riß noch ein anderes Fenster auf, um dem Grollenden weiter in die Gasse hinein nachzusehen. Ich phantasierte inzwischen ruhig auf dem Piano weiter. Nach einiger Zeit stand Pauline auf und ging hinaus. Mein prophetisches Gemüt sagte mir, daß sie draußen weine. Als sie wieder hereinkam, sagte ich, ruhig weiter phantasierend: „Nun? schon ausgeweint, liebes Schwesterlein?" Sie sah mir aufs äußerste betroffen ins Gesicht, als verwunderte sie sich, daß ich ihr Geheimnis erraten, obgleich sie die Spuren ihrer Tränen sorgfältig entfernt hatte. Sie dauerte mich wahrhaft; ich suchte sie zu trösten, war brüderlich zärtlich und ließ Witzraketen zu ihrer Belustigung aufsteigen, so daß sie wieder lachte und guter Dinge war. Ich versprach ihr goldene Berge von Heinrich und seiner Liebe.

18. Dezember.

Pauline hat meiner Mutter davon erzählt, wie wunderbar ich vorgestern erraten habe, daß sie im Verborgenen geweint; sie könne das nicht begreifen. Sie habe geweint aus Ärger, weil ein junger Mensch, der mit Heinrich vorübergegangen, so höhnisch nach ihr hinaufgesehen habe.

20. Dezember.

Mittags bei Pauline. Ich traf nur Lotte, die mir sagte, daß Pauline inzwischen zu meiner Mutter gegangen sei. Weiterhin erzählte sie mir, daß Heinrich in Eggenberg gewesen und dort bei ihrer Familie nachgefragt habe, warum Pauline auf ihn böse sei. Er hatte sich den Anschein gegeben, als sei er der Gekränkte und Gemiedene. Als Pauline zurückkam, gratulierte ich ihr zu dem besseren Wetter, das sich eingestellt. Sie wollte aber nichts davon wissen und schien es nicht gern zu hören, daß Lotte geplaudert hatte. Später ging es wieder ziemlich lustig her, und die Mädchen erzählten mir von der vergangenen Thomasnacht,

und wie sie Los gezogen hätten. „Ich und die Lotte,“ sagte Pauline, „wir haben beide drei Zettel genommen und auf jeden derselben einen Namen geschrieben: auf den ersten Zettel den Namen desjenigen, den wir am meisten lieben, auf den zweiten Zettel den Namen desjenigen, den“ — hier wußte sie nicht recht, was sie sagen solle, endlich fuhr sie fort: „den wir ein bißchen weniger lieb haben, auf den dritten Zettel einen Unbekannten. Diese Zettel haben wir uns nachts unter das Kopfkissen gelegt, und als wir früh morgens erwachten, da zogen wir mit geschlossenen Augen eines dieser Zettelchen hervor. Und wen glauben Sie, das wir gezogen haben?“ — „Nun?“ — „Ich Sie und die Lotte den Heinrich!“ — Dabei machten die beiden Mädchen sich unendlich viel zu lachen, wie es eben in solchen Fällen die Art von jungen Mädchen ist. Mir dagegen gibt die Sache mancherlei zu grübeln; ich kann nur derjenige gewesen den man „ein bißchen weniger lieb hat“: aber das ist wohl nur eine improvisierte, neckische Umschreibung meiner Freundes- und Vertrautenwürde. Zu Hause sagte mir die Mutter, daß Pauline auch ihr von diesem Vorfall erzählt habe. Auch habe sie unter vielem Lachen geäußert, daß ihr Vater glaube, ich sei in sie verliebt. Die Mutter erwiderte, das sei ja möglich. „O nein,“ sagte Pauline, „ich kenn' den Robert besser! Zuweilen könnte man freilich glauben, er sei verliebt, aber gleich stürzt er alles wieder um und entschuldigt sich.“ Sie sagte ferner, daß ich an der Lotte viel Gefallen zu finden scheine; sie schließe dies unter anderm auch daraus, daß ich sie früher nie besucht habe, und erst jetzt öfter komme, weil die Lotte da sei. In Beziehung auf Heinrich hat sie nur wenige Andeutungen über das Vorgegangene fallen lassen und ohne besondere Freudenäußerung über die, wie es scheint, angebahnte Versöhnung. Sie sagte, es sei doch eine bedenkliche Sache, daß der Vater ihn durchaus nicht haben wolle; ohne den väterlichen Willen könne und wolle sie nicht die Seinige werden.“

22. Dezember.

Mittags bei Pauline und Lotte. Ich äußerte, daß ich in der Thomasnacht einen merkwürdigen Traum gehabt, und da Pauline ihn durchaus wissen wollte, so gab ich ihr folgenden

wunderliche Seitenstück zu ihrer Thomaserzählung improvisando zum besten:

„Es war mir, liebes Schwesterlein, als ob wir einander heiraten sollten. Da fiel uns aber auf einmal ein, daß wir ja Geschwister seien und darum nicht heiraten dürften, bevor wir Dispens erlangt hätten. Wir wanderten daher selbander nach Rom und baten den heiligen Vater um Dispens, indem wir ihm sagten, daß wir gerne heiraten möchten, aber Geschwister seien. „Nun," sagte der heilige Vater, „es mag drum sein, ich will euch dispensieren, wenn nur kein anderes Hindernis vorhanden ist. Da zogst du plötzlich ganz traurig eine Schachtel hervor und öffnetest sie, und als ich einen Blick hineinwarf, da sah ich, daß sie voll war von ganz kleinen, winzigen Kinderchen, kaum fingerlang. Ich erschrak sehr und fragte dich, ob denn diese Kinderchen alle dir gehörten? „Freilich," sagtest du, „ich bin ja Witwe und diese Kinder sind aus meiner ersten Ehe." — „Das ist nun allerdings ein Hindernis," sagte der Papst; „wenn ihr euch heiraten wollt, so müßt ihr erst diese Brut ins Wasser werfen; sind sie doch alle Heidenkinder und ungetauft." Mich dauerten aber die armen Kleinen und ich erklärte, da ich Dichter sei, und auch etwas weniges zaubern könne, so wolle ich sie in irgend etwas anderes verwandeln. Ich gab dir die Schachtel zurück, und als du hineinblicktest, da waren lauter weiße Rosen darin. Darüber hattest du Freude und betrachtetest sie lang: bald aber beklagtest du dich, daß die weißen Rosen so traurig und unerfreulich aussähen, und wolltest rote dafür haben. „Wenn ihr rote Rosen haben wollt," sagte der Papst, „statt dieser weißen, so müßt ihr dieselben mit eurem Herzblute rot färben." — Darauf besannst du dich lange und sagtest endlich: „Nun wohl, ich will sie mit meinem Herzblute rotfärben." — „Ist nicht mehr nötig," sagte ich, „verehrtes Fräulein"; denn ich hatte mir inzwischen das Blut schon abgezapft und die Rosen damit rot gefärbt. — „Ach, das hast du schön gemacht, lieber Robert," riefst du aus; „dafür sollst du nun gleich einen Kuß haben." — „Ach," sagte ich, „dazu ist es nun eigentlich zu spät; ich habe mir ja das Herz aufgeschnitten . . ."

Lotte fand den Traum sehr interessant; Pauline sprach

sich nicht darüber aus, schien aber dadurch zum Nachdenken angeregt.

Nachmittags brachte mich der Zufall neuerdings mit den beiden Mädchen zusammen. Ich brannte wieder viel buntes Witz- und Gefühlsfeuerwerk ab, besonders Paulinen gegenüber. Diese wollte zuletzt bemerken, daß Lotte verstimmt sei, weil ich sie vernachlässigte; sie deutete sogar ein paarmal mit etwas boshaftem Lächeln verstohlen auf ihre, wie sie sich einbildete, schmollende Freundin. Im übrigen war Pauline zutraulich, wiewohl ernst. Es ist nicht zu leugnen, daß Pauline in Augenblicken eine gewisse Wärme mir gegenüber entwickelt, die ich zu meinen Gunsten deuten könnte, wenn ich ein Narr wäre. Ich glaube bemerkt zu haben, daß Wärme und Zärtlichkeit in ihrem Temperament liegen. Gewiß ist aber, daß sie mich in gewissem Sinne wohl leiden mag und sich, als harmlos-naives, lebensfrisches, reizendliebes Kind, gern auch mit dem wunderlichen Poeten unterhält, der sie mannigfach anzuregen weiß. Und das ist mir auch ein vollkommen genügender Triumph.

23. Dezember.

Ich muß leider gestehen, daß ich und die beiden Mädchen es mitunter ein bißchen toll treiben. Es kommt in kindischem Mutwillen manches Mal so weit — wie? Das weiß ich selbst nicht, es ergibt sich so eines aus dem andern —, daß ich Lotten und zuweilen sogar mein Schwesterlein Pauline mit einem Küßchen, natürlich in Scherz und in Ehren, verfolge: wobei letztere freilich es immer so einzurichten weiß, daß ich nur die Wangen und nicht die Lippen treffe. Heute waren wir aber alle drei zusammen noch kindischer und mutwilliger als sonst. Pauline war viel hingebender. Sie wehrte sich zwar auch, wie sonst, gegen meine scherzhaften Liebkosungen, aber es lag in ihrer Strategie doch etwas Eigentümliches, das mich noch mehr bezauberte und entflammte. Sie besann sich zuweilen erst etwas spät, gab sich einen Moment wie selbstvergessen hin, und wußte, wenn sie auf der einen Seite versagte, auf der andern zu entschädigen. Wenn ich sie scherzend ein wenig an mich drückte, wendete sie den Mund und das Antlitz seitwärts, aber es

drückte sich dabei der hintere Teil ihres Köpfchens wie unwillkürlich fester an meine Brust.

Wenn man das alles so beschrieben liest, so sollte man freilich meinen, daß Pauline etwas für mich empfindet. Mir selbst, wenn ich das Geschriebene wieder überlese, macht es, obgleich ich mich der größten Objektivität befleißige, einen bedeutungsvolleren Eindruck, als mir die Wirklichkeit gemacht hat. Es mag dies daher rühren, daß in meinem Tagebuche nur die schönen, die lichten Momente wie an die Schnur gereiht sind: aber in der Wirklichkeit, ach, da gibt es auch viele kalte, gleichgültige Momente; Momente, wo Pauline von mir nichts weiß und wo ihr Auge sehnsüchtig nach dem Grollenden in die Ferne schweift.

24. Dezember.

Weihnachtsabend — in Paulinens Hause zugebracht, wo eine kleine Gesellschaft versammelt war. Pauline war in ihrem geschmackvollen Anzuge sehr reizend; sie empfing mich äußerst warm. Ich hatte in der Konditorei ein sehr nettes, kleines Kochgeschirr aus Zuckerwerk gekauft, und auch ein winzig kleines, allerliebstes Büblein in der Wiege. Diese Sächelchen stellte ich verstohlen auf den Toilettentisch Paulinens, damit sie dieselben dort zu angenehmer Überraschung gelegentlich entdecke. Ich entfernte mich dann für ein paar Augenblicke, um Freund Cicigoi zu holen, der auch eingeladen worden war. Pauline begleitete mich mit einem Lichte hinaus. Draußen vor der großen Gittertür, durch welche man auf die Stiege gelangt, blieb ich noch ein wenig plaudernd bei ihr stehen. Sie bat mich, ja nicht lange wegzubleiben. Ich stand schon außerhalb des Gitters, aber ich lehnte noch mein Gesicht an die Stäbe des Gitters und blickte ihr in die wunderschönen Augen. Es war ein seltsamer süßer Moment. Ich war in einer Art von Taumel, wußt' nicht, wie mir geschah, und schwatzte das albernste Zeug. Ein solcher Taumel muß ansteckend sein, denn Pauline benahm sich nicht viel klüger. Während ich nämlich ihre Hand in der meinen hielt und ihr mit verliebter Gedankenlosigkeit ins liebreizende, warmbelebte Gesichtchen starrte, bat sie mich neuerdings, ja recht bald zurückzukommen. Ich erwiderte scherzend: „In

ein paar Stunden hoffe ich wohl wieder hier zu sein." Sie sagte, wenn es so stehe, so lasse sie mich gar nicht fort. „Ich weiß nicht," fuhr ich fort, „ob ich überhaupt heute noch zurückkomme." Es war dies der offenbarste Scherz, denn ich ging ja eben nur fort, um meinen Freund, der ganz in der Nähe war, zur projektierten Unterhaltung herbeizurufen, was, wie Pauline recht wohl wußte, in ein paar Minuten geschehen konnte. Es schien aber, als wäre sie gleich mir benebelt; statt mir ins Gesicht zu lachen, sah sie mir in die Augen wie ich ihr, und erwiderte nach einer Pause ganz ernsthaft, wie gedankenlos vor sich hinstarrend und doch wieder sehr innig: „Nein — kommen Sie ganz gewiß wieder zurück," und dabei sah mich das holdselige Mägdlein an, als ob ich gestiefelt und gespornt vor ihr stände, bereit, eine lange Reise in einen fremden Weltteil anzutreten.

Ich entfernte mich endlich und brachte nach wenigen Augenblicken meinen Freund C. zurück. Inzwischen hatte Pauline die Bescherung auf ihrem Toilettentisch entdeckt. Sie führte mich dazu hin, und nachdem ich ihr bestätigt hatte, daß die Sächelchen von mir herrührten, zeigte sie eine kindische Freude. Und nun ging es um das kleine Wiegenkindlein her gar lustig zu. Während die übrige Gesellschaft im Zimmer nebenan sich unterhielt, liebkosten wir das kleine Püppchen, wiegten es, machten Pläne, wie wir es kleiden und erziehen wollten u. dgl. Dabei berührten unsere Stirnen und Wangen sich zuweilen, und einen Augenblick kam mein Gesicht auf ihren Busen zu ruhen, der durch einen dünnen Flor gar warm und wonnig hindurchglühte. Sie zuckte verschämt empor, und in ihrem Gesichte lag ein schmerzlicher Ausdruck. Ich fixierte später diesen Moment in folgenden Versen:

Ach unsre Herzen fanden
  Sich einen Moment voll Lust:
Ich lehne mein glühendes Antlitz
  An deine wogende Brust.

Dein Busen ist warm, und wonnig
  Durchglüht er den zarten Flor;
Mein Lieb', was zuckst du so schmerzlich
  Und so verschämt empor?

O laß mich dir ruhn am Busen!
Scheint Frevel dir seine Glut?
Ich will sie stillen und kühlen
Mit meiner Tränenflut.

Lotte kam und erinnerte uns, daß es Zeit sei, sich der Gesellschaft anzuschließen. Wir folgten ihr, und es wurde nun ein Spiel arrangiert, bei welchem es Nüsse gab. Nach einiger Zeit kam Paulinens Papa aus seiner Kanzlei nach Hause. Da bei dieser Gelegenheit alles aufstand und man sich von den Plätzen etwas entfernte, wollte Pauline, die bisher nicht neben mir gesessen, kurzweg den bisherigen Platz Lottens an meiner Seite einnehmen. Aber Lotte ging wieder herzhaft auf ihren Stuhl zu und nötigte dadurch stillschweigend Pauline zum Rückzug. Ich bat indessen Lotte ganz einfach, mich zwischen sich und Pauline setzen zu lassen, und so waren die Gemüter, das meinige mit eingeschlossen, beruhigt. Im übrigen ließ sich wenig tun, denn der Papa saß mir und Paulinen gerade gegenüber und hatte uns immer im Auge. Kupido weiß jedoch auch mit geringen Mitteln oft viel zu leisten. Unsere Hände kamen oft auf dem Tische nebeneinander zu liegen. Da machte nun der kleine Finger meiner rechten Hand zuweilen einen kleinen Streifzug unter die Finger ihrer linken, ohne daß ein Mensch dessen gewahr wurde. Auch unter dem Tisch begegneten unsere Hände sich auf Augenblicke, und das holde Mädchen war dann gar nicht träge, meine Finger zwischen die ihrigen einzuklemmen. Dabei machten wir die ernsthaftesten Gesichter von der Welt, blickten einander kaum an und schienen nur mit dem Spiele beschäftigt. Es kann nichts Zarteres, aber auch nichts Süßeres geben, als ein so verstohlenes, vor aller Welt Augen geübtes und doch von aller Welt unbemerktes Kosen. Da Lotte mir ebenfalls ihren freundlichen Willen beweisen wollte — ich war ja wie der Hahn im Korbe — so knackte sie während des Spieles Nüsse für mich auf und legte die Kerne vor mich hin. Als dies Pauline sah, so tat sie ihr es nach. Ich dachte, ich müsse doch heute einen besonders guten Tag haben, weil die Mädchen mit mir gar so liebenswürdig waren. Meine Laune war darum auch die rosigste.

Später jedoch schien Pauline etwas nachdenklich zu

werden und kam meinen Scherzen nicht mehr so kindlich-harmlos entgegen. Sie blickte trüb ins Licht, vermutlich dachte sie an Heinrich. Ich sprach darauf eine halbe Stunde lang nur mit Lotte, und zwar sehr vertraulich. Dann aber wandte ich mich wieder zu Pauline, und weil ich fürchtete, sie halte mich für gekränkt durch ihre Zurückhaltung, so flüsterte ich ihr wieder einmal im unerhörtesten poetischen Wortschwall eine weitläufige und großartige Liebeserklärung ins Ohr. Sie schien aber durch diesen Scherz im Augenblicke nicht erbaut und unterbrach meine Tirade mit den Worten: „Ach ich bitte Sie, sprechen Sie doch nicht gar so sehr drauf los!" — Da man also von dieser Seite meinen Humor für diesmal nicht mehr goutieren wollte, so wendete ich den Überschuß derselben der Gesellschaft zu. Es herrschte die heiterste Stimmung und man trennte sich erst gegen 12½ Uhr nachts.

Der heutige Tag hat mir mehr als einer der früheren gezeigt, daß Paulinens Freundschaft für mich in der Tat in manchen Augenblicken sich zur Zärtlichkeit und Innigkeit steigert. Aber eben dieser Tag hat mir auch klarer als einer der früheren gezeigt, daß sie von solchen Anwandlungen immer zurückkommt, und sich bald wieder auf Heinrich und auf ihre Liebe besinnt. Ich wünsche es ja auch nicht anders. Ich nehme die geist- und gemütanregenden Momente, die mir der Umgang mit Pauline beschert, nach öde durchseufzten Jahren meiner ersten Jugendzeit mit einer Art von Instinkt als eine Gabe des Himmels hin und kann immer noch nicht glauben, daß Paulinen durch mich eine ernste Gefahr erwachsen sollte. Wenn ich nur darüber Gewißheit hätte, ob die erwähnte Zärtlichkeit und Wärme Paulinens auf Rechnung der Freundschaft und etwa noch des Temperaments fallen kann, oder ob man darin schon notwendig ein Symptom erwachender Herzensneigung finden müsse. Wäre letzteres der Fall, nun, dann gälte es freilich, ihr Lebewohl zu sagen. Die nächsten Tage werden — ich denke aufmerksam und möglichst kühl zu beobachten — die Sache wohl endgültig ins reine bringen.

25. Dezember.

Dieser Christtag wird mir unvergeßlich bleiben. — Abends waren Pauline und Lotte bei uns. Lotte unterhielt

sich mit der Mutter und mit Freund C., ich mit Pauline. Sie saß auf dem Sofa, ich auf einem Sessel neben ihr, traulich zu ihr geneigt, in bester Laune: „Ich habe mich nun schon ganz an Sie gewöhnt,“ sagte ich unter vielen anderen scherzhaften und ernsten Dingen; „schade, daß Sie mich nicht leiden können.“

„Wissen Sie das so gewiß?“ antwortete sie nach einer Pause. „Wenn leiden können so viel ist als lieb haben,“ versetzte ich, „so weiß ich es freilich gewiß. Ich habe einen äußerst klaren Blick . . .“

„Was habt Ihr wieder miteinander?“ unterbrach unser Gespräch die Mutter, die meine letzten Worte gehört hatte. „Was zankt er da wieder mit Ihnen?“ fuhr sie zu Pauline gewendet fort.

„Er hat recht gehabt, diesmal hat er ganz recht gehabt“ . . . versetzte Pauline.

Nicht diese Worte an sich, die ich hätte für Scherz nehmen können, aber der Ton, in welchem sie gesprochen waren, machte auf mich einen höchst eigentümlichen Eindruck. Es lag in diesem Tone nichts Scherzhaftes, Neckisches; vielmehr etwas Spontanes, etwas Ernsthaftes. Pauline hatte die Worte fast nur halblaut vor sich hingesprochen: sie schienen ihr gewissermaßen entschlüpft. So kam es, daß ihre Rede mich frappierte, verwirrte, in vollkommene Bestürzung versetzte. Ja, ich war gekränkt, verletzt und dankte Pauline mit kalter Höflichkeit für die Präzision und Klarheit ihres Ausspruches. „Aber was habe ich denn gesagt?“ rief sie, einigermaßen erschrocken über die leidenschaftliche Gereiztheit meiner Rede. „Sagen Sie doch, was habe ich gesagt?“ — „Wie?“ versetzte ich, „verlangen Sie im Ernste, daß ich es Ihnen ins Gedächtnis zurückrufe? Sie waren so gütig, zu bestätigen, daß ich wirklich einen klaren Blick habe...“ — „Nun freilich,“ rief sie, auf meine Augen deutend, „freilich haben Sie einen klaren Blick!“ — Ich erstaunte über die Gewandtheit, mit welcher das Mädchen ihrem Ausdruck rasch eine unverfängliche Deutung zu geben wußte, ließ mich aber durch diese geistreiche Wendung nicht irremachen. Ich versicherte ihr, daß ich nicht durch ihren Ausspruch, sondern einzig dadurch befremdet sei, daß sie plötzlich ganz ungebeten eine solche Erklärung abzugeben sich

veranlaßt glauben konnte. Sie beteuerte, durch meinen tiefen Ernst in nicht geringe Bestürzung versetzt, sie habe ja nur gescherzt. Ich bat sie, nicht aus Höflichkeit ihr Wort wieder zurückzunehmen. „Nein," erwiderte sie, „wenn ich einmal etwas im Ernst sage, so nehme ich nichts mehr zurück. Aber meine Rede war nicht Ernst: so etwas im Ernste zu sagen, wäre ja offenbare Grobheit gewesen." — Ich blickte schweigend vor mich hin. „Sind Sie jetzt wirklich böse?" fragte sie, und sah mich dabei mit glühenden Wangen und treuherzigen Augen so wahrhaft flehend an, daß ich nahe daran war, mich von meiner Bestürzung zu erholen. Aber ich sah in den glühenden Wangen und treuherzigen Augen schließlich doch nur das gute Herz, die mitleidige Seele, die es schmerzlich empfand, daß ich gekränkt war und mich abhärmte. „Bereuen Sie nicht," sagte ich, „was Sie sich haben entschlüpfen lassen. Die Wahrheit ist am Ende doch immer erwünscht, wenn sie auch ungebeten sich kundgibt." — „Wäre das, was ich sagte, die Wahrheit, so hätte ich es nicht gesagt!" — „Es ist also nicht die Wahrheit?" — „Nein!" — Pauline betonte dies Nein mit einer Entschiedenheit, der man die Absicht wohl anmerkte, mich um jeden Preis zu versöhnen. Ich fuhr aber fort, mich in einer gewissen, höflich-kühlen Entfernung von ihr zu halten, worüber sie, wie es schien, Verstimmung und Ärger empfand. Zum Unglück widerfuhren mir an demselben Abend auch von anderer Seite her Kränkungen, die mich aufs äußerste niederdrückten. Es schien sich alles gegen mich verschworen zu haben. Was mich bei dem Begegnis mit Pauline so nachhaltig ergriff und schmerzte, war nicht eigentlich eine persönliche Kränkung und noch weniger die Zerstörung von Hoffnungen, die ich etwa früher genährt hätte. Es ist etwas anderes, was mich in solchen Fällen immer tief und schmerzlich berührt. „Ut ameris, amabilis esto," sagt Ovid, und von diesem ersten und einzigen Grundsatz aller ars amandi bin ich so tief durchdrungen, daß ich, wenn irgendwo mir Gleichgültigkeit oder Kälte begegnet, nur mir selber die Schuld beimesse und mich bitterlich darüber härme, daß ich nicht liebenswürdig bin. Ich härme mich wie Goethes Tasso, nicht sowohl über das, was mir geschieht, als über das, was mir das Geschehene bedeutet. Die Frage, ob ich geliebt

werden, d. h. liebenswürdig sein könne, stelle ich bei jeder Begegnung mit einem schönen Mädchen an das Schicksal, und daß diese Frage bis jetzt noch niemals mit voller Klarheit und Entschiedenheit beantwortet worden ist, das hat mich in den meisten Fällen nicht um des einzelnen Mädchens willen, sondern darum gekränkt, weil ich an meiner Liebenswürdigkeit, an der Möglichkeit, geliebt zu werden, verzweifeln mußte. So kommt es auch, daß, obgleich ich von Pauline nichts hoffte noch beanspruchte, die unverlangte Erklärung, die sie abgab, doch einen schmerzlichen Eindruck auf mich machte. So sehr ich auch die lieblichen Illusionen, die sie mir oft machte, zurückweisen zu müssen glaubte, so sehe ich doch jetzt, wie sehr, wenigstens in dem soeben angegebenen Sinne, mein Herz bei demselben interessiert war. Ich habe einmal ein Lied gedichtet, worin es hieß,

„. . . daß nichts die Rosen
Der Wangen, und nichts der Schlag
Des Herzens bedeuten, und daß man kosen
Auch ohne Liebe mag.“

Diese Strophe liegt mir jetzt immer im Sinn. Die „Fragen an das Schicksal“ sind mir auf eine gute Weile verleidet. Was Pauline betrifft, so soll sie mich nie wieder so sehen, wie sie mich gesehen hat: sie soll mich überhaupt so bald nicht wiedersehen.

26. Dezember.

Der Augenblick, in welchem irgendein Leid uns am schwersten aufs Herz fällt, ist der des Erwachens am Morgen nach dem Tage, an welchem es uns betroffen. In Schlummer und Traum vergessen wir, was uns drückt, aber wenn wir erwachen, fällt der Gedanke an unser Unglück uns gleich wieder wie mit Tigerkrallen an. Nachdem ich gestern die halbe Nacht in bitteren Empfindungen hingebracht, spannen sich am Morgen die betrübten Gedanken über mein jüngstes Erlebnis unermüdlich weiter. Sofort aber drängte sich mir die Erwägung auf: Soll ich entschieden und für immer mich von aller Gemeinschaft mit Pauline lossagen, oder soll ich den Verkehr zwar fortsetzen, aber auf dem Fuße kalter Höflichkeit und ernster Zurückhaltung? Das erste fiel mir

schwer, sehr schwer, aber auch das zweite war nicht leicht, ja vielleicht noch schwerer als das erste. Kalte Höflichkeit und ernste Zurückhaltung legten mir einen unnatürlichen Zwang auf und bildeten überdies eine sehr zweifelhafte Schutzwehr, die jeder wärmere Augenblick wieder einzureißen drohte. Ich grübelte sehr lange über dieser Alternative und fand sie schrecklich. Da ging mir plötzlich der Gedanke eines vernünftigen Mittelweges auf. Wie wär' es, dacht' ich, wenn du weder ganz mit Pauline brächest, noch dich kalter Zurückhaltung beflissest, sondern noch diesen Vormittag dich aufmachtest, in aller Gemütsruhe und Heiterkeit Paulinen und Lotten einen Besuch machtest und dabei so tätest, als wäre gar nichts vorgefallen? Hätte Pauline nicht glauben müssen, wenn ich mich kalt und verletzt gezeigt hätte, daß ich Anspruch auf ihr Herz gemacht, und jetzt um der Treue willen grolle, mit welcher sie an ihrem Heinrich festhalte? So durfte ich sie von mir nicht glauben lassen. Ich ging und besuchte die beiden Mädchen. Pauline empfing mich mit einem unwillkürlichen Ausruf der Freude. Da sie noch etwas an ihrer Toilette zu ordnen hatte, so sprach ich indessen mit Lotte. Diese fragte mich, warum ich denn gestern abend plötzlich so ernst geworden sei. Ich antwortete mit Scherzreden, zeigte mich durchaus heiter und unbefangen. Pauline trat zu uns: ich bemerkte nun erst, daß sie niedergebeugt, fast krank aussah. Die „Amarant" von Redwitz lag auf dem Tisch, ich schlug das Buch auf und deklamierte den Mädchen das Kapitel „Der erste Kuß" vor, wofür ich, da ich eben nicht übel disponiert war, vielen Beifall erntete.

Später brachte ich absichtlich, doch in ganz heiterer Weise, das Gespräch auf den gestrigen Abend und drückte meine Freude über die Anerkennung aus, die mir in betreff des „klaren Blickes" widerfahren sei. „Wenn ich aufrichtig sein soll," versetzte Pauline, „so habe ich von einem klaren Blicke bei Ihnen bis jetzt nicht viel bemerkt!" — „Wenigstens scheint dieser klare Blick zuweilen etwas getrübt zu sein!" fügte Lotte hinzu. Ich fragte, ob ich meinen klaren Blick nicht kürzlich erst bewiesen, indem ich erriet, daß Pauline im Verborgenen geweint hatte, und ob es nicht ferner ein Beweis für meinen klaren Blick sei, daß ich das, was Pauline mir gestern sagte, längst erkannt und niemals im

geringsten bezweifelt hatte." — „In einem dieser beiden Punkte haben Sie sich aber doch geirrt," versetzte Lotte mit einem gewissen mysteriösen Ausdruck. „Jawohl," bestätigte Pauline. Dabei sahen die beiden Mädchen, fast möchte ich sagen feierlich aus. Die ernsten, fast schmerzlichen Blicke, mit welchen sie sich ansahen, waren mir auffallend, machten mich wieder an meinen jüngsten Erkenntnissen irre und verdrehten mir den Kopf aufs neue.

Bevor ich mich entfernte, sah ich das kleine Wiegenkindchen an, das Angebinde vom Christabend, und fragte Paulinen, ob wir es nicht lieber aufessen wollten als aufbewahren. Sie riß es mir mit größtem Eifer aus der Hand und brachte es in Sicherheit. Schließlich äußerte ich noch, ich wolle das gestrige Wort gern vergessen, wenn sie mir nur nicht damit habe zu verstehen geben wollen, daß ihr mein bisheriges Benehmen unliebsam und lästig gewesen sei. Sotane Auslegung und die Erwähnung dieser ganzen Sache überhaupt schien die gute Pauline herzlich satt zu haben, und machte in ihrer Niedergeschlagenheit keinen weiteren Versuch, sich zu rechtfertigen, sondern bat mich nur, nicht weiter von dieser Angelegenheit zu sprechen. Sie überließ es Lotten, als ich Abschied nahm, mich hinauszubegleiten, vermutlich um nicht draußen unter vier Augen noch eine Bemerkung über die leidige Angelegenheit vom „klaren Blick" ausstehen zu müssen.

27. Dezember.

Ich glaubte in der gestrigen Niedergeschlagenheit Paulinens wieder die Spur schmerzlicher Gedanken an Heinrich bemerkt zu haben. Mit einem Gasel in der Tasche, das sich auf diesen Umstand und zugleich auf das Vorkommnis vom Christtag in versöhnlichster Weise bezog, wanderte ich heute mittags wieder zu den beiden Mädchen. Pauline war aber zufällig eben lustig gelaunt, hüpfte und lachte fortwährend. Sie zeigte mir mit kindischer Freude das kleine Püppchen, das sie auf ein kleines rotes Pölsterchen gelegt, mit einem kleinen Flor bedeckt und mit einem seidenen Bändchen festgebunden hatte, was sich allerliebst ausnahm. „Der liebe Kleine!" rief ich, „wenn er nur auch getauft wäre!" — — „Gut," sagte Pauline, „Robert — Berterl — Werterl soll

er heißen!" — „Also Werter?" versetzte ich; „nun, eine Lotte haben wir auch; nicht wahr, Pauline, wenn er herangewachsen ist, dann müssen unser Werter und unsere Lotte ein Paar werden!" Dieser Gedanke fand heiteren Anklang und wurde sogleich aufs lustigste weiter ausgesponnen. Lotte bewies gleich den besten Willen für ihren kleinen Verlobten und stickte ihm in den Flor, mit dem er zugedeckt war, ein großes W.

Pauline nahm eine kleine Nuß aus der Tasche und fragte mich, ob ich sie kenne. Es war eine durch besondere Kleinheit auffallende Nuß, die ich ihr am Weihnachtsabend mit dem Bedeuten übergeben hatte, dieselbe gehöre für den Kleinen. In dieser fröhlichen Stimmung befanden wir uns sehr wohl, es wäre mir aber doch lieb gewesen, die Mädchen etwas ernster zu sehen, denn ich hatte ja mein sehr ernsthaftes neuestes Gasel in der Tasche, und konnte mir von demselben nur dann eine Wirkung versprechen, wenn die Mädchen dafür die rechte Stimmung hatten. Ich versuchte daher einiges Ernsthafte aufs Tapet zu bringen, und nachdem mir dies gelungen, rückte ich mit meinem Gasel hervor:

Ich zürne nicht um jenes Wort, das kalt von dir gesprochen ist:
Mich schmerzt es tief, daß gar so schwer es gleich an dir gerochen ist.
Mein eignes Herz vergeß ich ganz und auf das deine blick' ich hin
Und sehe, wie es siebenfach von scharfem Pfeil durchstochen ist.
Ich sehe, wie du tief gebeugt, gleich einer stillen Blume, welkst,
Um jenen, der so ferne dir, so fern seit langen Wochen ist.
In tiefer Nacht da wach' ich auf, und denke wie mein eigner Gram
Nichts gegen jener Triebe Glut, die schmerzlich in dir kochen, ist.
Wie sollt' ich zürnen, daß dein Ohr nicht meiner Liebesrede lauscht,
Wenn dumpf von deinen Seufzern es und deines Herzens Pochen ist?
Wie sollt' ich zürnen, daß du kalt mein heißentflammtes Herz durchbohrst,
Wenn still im Liebesgrame nun das deine selbst gebrochen ist? —

Die Mädchen lauschten diesen Reimen mit größter Spannung: die Wirkung auf sie schien eine außerordentliche. Lotte sprach ihren Beifall sehr lebhaft aus, und Pauline war sichtlich ergriffen. Nachdem ich so diesen Trumpf mit Erfolg

ausgespielt, entfernte ich mich befriedigt. Ich denke nicht daran, Heinrich gefährlich zu werden und ihn bei Pauline zu verdrängen, aber ein klein wenig Schadenfreude gegenüber den geschniegelten Herren Pflastertretern und Mädcheneroberern empfinde ich doch, wenn ich, der stille, unbeholfne Poet, zuweilen doch auch etwas weniges durch holde Musenkunst auf Frauenherzen wirke.

28. Dezember.

Mittags bei Pauline und Lotte. Ich traf Pauline beschäftigt, Gedichte aus Daumers „Frauenbildern und Huldigungen", einem Buche, das ich ihr auf dringendes Bitten geliehen hatte, abzuschreiben. Neugierig warf ich einen Blick auf ihre Abschrift, und zu meinem Erstaunen fand ich da Gedichte, die von glühender, verschwiegener, verkannter Liebe handelten — Gedichte, die doch wohl der Ausdruck ihrer eigenen Gefühle sein mußten — andere als solche pflegt ein junges Mädchen nicht abzuschreiben —, auf ihr Verhältnis zu Heinrich aber in keiner Weise paßten. Sie las mir unaufgefordert einige derselben vor, und zwar eben diejenigen, die am wenigsten auf Heinrich paßten, mit einem Ausdruck und einer Betonung, überdies mit einer so auffallenden Hervorhebung des Du in manchem Gedichte, daß ich in eine eigentümliche Verlegenheit geriet, über welche ich mir wieder durch Scherz hinwegzuhelfen suchte. Ich pries den Daumer glücklich und sagte, daß ich von Neid geplagt werde, da man seine Gedichte so hoch halte und die meinigen darüber vernachlässige. „Glauben Sie das nicht," sagte Lotte, „man merkt sich sehr genau, was in Ihren Gedichten steht." Pauline schrieb inzwischen immerfort aus Daumer ab, woran ich sie auf neckische Weise zu hindern suchte „aus Neid gegen Daumer". Da nahm Pauline ein Blatt Papier und fing an, mein im Musenalmanach befindliches Gedicht an Sidonie: „Nach deiner Reize Bronnen" aus dem Gedächtnisse niederzuschreiben. Ich bat sie, ihre Zeit nicht so zu verschwenden; sie ließ sich aber nicht stören und schrieb das ganze Gedicht wörtlich bis zu Ende. Welche ungeahnten Dinge! Sie weiß Lieder von mir auswendig! Mein Herz beschlich ein eigentümliches Gefühl.

Nachmittags erhielten wir Besuch von den beiden Mäd-

chen: Ich begleitete sie dann zurück in ihre Wohnung. Auf dem Wege sprach ich mit Paulinen ziemlich ernst und sagte ihr unter anderm, daß ich die Notwendigkeit einsähe, mich ihr gegenüber zu ändern. Sie zitierte halblaut vor sich hin aus einem Gedichte, das sie vormittags abgeschrieben: „So wie du bist, so . . .“ Der Schluß lautet: „so liebt man dich.“ Um ihr noch etwas genauer den Puls zu fühlen, sagte ich ferner, es freue mich von ihr bemerkt zu haben, daß sie nicht bloß solche Gedichte aus Daumer abgeschrieben, die ihre eigenen Empfindungen ausdrückten, sondern auch für andere ein ästhetisches, ihrem Geschmack Ehre machendes Interesse genommen, die zu ihrer Gefühlswelt in gar keiner Beziehung stünden, oder höchstens sie an Momente und Phasen aus den ersten Zeiten ihrer Liebe zu Heinrich erinnern könnten. „O,“ sagte sie, „es haben sich durchaus nicht alle Gedichte auf Heinrich bezogen!“ — Mir kam der Gedanke, daß die nicht auf Heinrich bezüglichen Gedichte sich auf einen Dritten, mir Unbekannten, bezogen haben könnten.

Ich ging mit den Mädchen in die Wohnung hinauf und blieb bis gegen 10 Uhr. Es war Kugelmeier, der drollige kleine Zeichenmeister da, der mit dem Papa konversierte und mir so Gelegenheit verschaffte, mit den beiden Mädchen ungestört zu plaudern. Pauline gab ihm, so oft er aufstehen und fortgehen wollte, einen flehenden Wink, zu bleiben. Es war dies wieder ein höchst merkwürdiger Tag für mich. Mein Herz befindet sich in einer seligen und doch auch wieder qualvollen Verwirrung, aus welcher mich die nächsten Tage befreien müssen.

31. Dezember.

Mittags überbrachte ich Paulinen meine bisher an sie gerichteten Lieder und Gaselen, in ein kleines feines Büchelchen zusammengeschrieben. Ich zeigte es ihr anfangs nur, sie nahm es mir aber aus der Hand und bewies großen Gefallen daran. Ich bat sie, es mir aufzubewahren. „Ich hätte es Ihnen ohnedies nicht mehr zurückgegeben,“ erwiderte sie. Dann setzte sie sich aufs Sofa und begann die Gedichte durchzulesen, obgleich dieselben einzeln ihr schon früher bekannt geworden waren. Sie lächelte oft dabei und hatte be-

sondere Freude an den Gaselen, weil sich bei diesen alles „so hübsch reime". Nachdem sie das Heftchen durchgelesen, wendete sie sich zu mir mit den Worten: „Nun sagen Sie mir aber, gehören diese Gedichte wirklich mir?" „Kein Mensch," erwiderte ich, „hat auf dieselben ein größeres Anrecht." Es knüpfte sich hieran ein weiteres trauliches Geplauder und Gekose. Lotte war ausgegangen. Wir waren allein. Ich kleidete meine Vermutungen wegen des „Dritten", auf welchen sich gewisse Gedichte bezögen, in einen Scherz. „Es gibt keinen Dritten," sagte sie lebhaft und bestimmt. „Ich weiß nur soviel," fuhr ich fort, „daß ich diesen Dritten in Heinrichs Namen prügle, wenn ich ihn finde." — „Das werden Sie nicht," versetzte sie lachend, und fügte hinzu: „Sie verkennen mich doch immer und ewig!"

Ich trug in diesen Tagen stets das Gefühl in mir herum, es müsse bald der Augenblick eintreten, der mich von Paulinen trennte. Das stimmte mich nur weicher. Ich hatte wieder einen Moment, in welchem ich nicht ganz zurechnungsfähig war. Ich hielt Paulinens Mitte mit meinem Arm umschlungen. Sie ergriff meine Hand, um sie wegzudrängen, zog aber dieselbe, statt sie nach rückwärts zu schieben, in holder Gedankenlosigkeit nach vorn auf ihren Schoß und ließ sie dort liegen.

Ich weiß nicht, wie es kam, bald schlang mein Arm sich wieder um ihre Mitte. Sie bog sich unter dieser Umschlingung, wie ausweichend, allmählich so weit seitwärts, daß ihr Köpfchen einen Augenblick auf der Seitenlehne des Sofas und meine Brust über der ihrigen ruhte. Sehr lieblich war es auch, wie ich selbst einmal in eine geneigte Lage kam und sie einen Moment traulich auf mich niederzog. Während dieses Moments, in welchem ihre Brust über der meinigen ruhte, hob sie das Köpfchen und blickte mit holden Augen auf mich herab, als ob sie sehen wollte, wie sich mein Gesicht, von der Vogelperspektive betrachtet, ausnehme. „Aber Paulinchen," sagte ich, „was tust du denn? Du drückst mich ja! Du tust mir ja ein Leid an! Geh, du bist heute sehr unartig!" — „Sie sprechen an meiner Statt!" sagte sie, indem sie sich aufrichtete.

Ich riß mich los und erklärte Paulinen zum Abschied, wie sehr ich die Notwendigkeit einsähe, mich durch einen

raschen Entschluß von ihr zu verbannen, da mein Naturell selbst in der Freundschaft zu einer Wärme und einer Zärtlichkeit hindränge, die nur der Liebe gezieme.

Abends war ich mit meiner Mutter wieder in Paulinens Hause zu Besuch. Pauline war unendlich reizend. Ein unbeschreiblich sanfter Zug, ein Ausdruck stillseliger Wehmut lag fast rührend in ihrem Antlitz. Einmal legte sie das Gesicht in die Hände und sah mich zwischen den Fingern mit kindlicher Schalkhaftigkeit und doch wieder fast schmerzlich an. Sie äußerte, daß sie nachmittags in der Domkirche gewesen und gebetet habe, sie wisse nicht mehr für wen und für was alles.

Als Heinrichs Name erwähnt wurde, sagte sie zu meiner Mutter, er sei ihr durch die lange Zurückziehung schon fast fremd geworden. Zu traulichem Gespräch war wegen der Anwesenheit des Papas nicht viel Gelegenheit, aber wir halfen uns einigermaßen, indem Pauline meinen Fuß verstohlen mit ihren Zehen drückte. Es war von Essen und Trinken die Rede, und da stellte sich denn zu unserer großen Freude heraus, daß wir durchaus gleichen Geschmack hatten. Wir konnten das Thema kaum erschöpfen. Als später der alte Herr eine Weinsorte auf den Tisch brachte, von welcher er eine Probe zum Geschenk erhalten hatte, und ich erklärte, daß dieser Wein mir munde, obgleich ich sonst nie Wein trinke, so rief Pauline mit fröhlicher Überraschung, daß höchst merkwürdigerweise gerade nur dieser Wein auch ihr behage, und nun ging die Verwunderung von vorn an.

Ich fand einen Moment mit ihr ein paar Worte insgeheim zu flüstern. „Sagen Sie mir doch, liebe Pauline," begann ich, „sollen wir denn fortfahren, soviel kindischen Scherz miteinander zu treiben, oder sollen wir damit aufhören, oder was sollen wir überhaupt tun?" — „Wie Sie wollen," erwiderte sie; „wie Sie, so ich!"

Später, beim Abschied, drückte ich ihr die Hand und sagte leise aber bedeutungsvoll nur das einzige Wort: „Nun??" — Sie verstand mich und wiederholte den früheren Ausspruch: „Wie Sie wollen!" — „Wirklich?" — „Ja!" — „Sie geben mir den Schlüssel zu Heil und Unheil in die Hand?" — „Ja!"

Auf der Stiege, beim Abschied, sagte sie nochmal zu

mir: „Also es bleibt dabei: wie Sie, so ich!“ — „Gewiß?“ — „Ja!“

Ich bin in meiner Neugier, die Gesinnungen Paulinens zu erforschen, weiter gegangen, als gut war. Mein Plan ist gefaßt. Ich will mit ihr im ernstlichsten Ton über die Sache sprechen: der Moment der Trennung ist gekommen. Dieser letzte Tag des Jahres hat mich mit Ahnungen berauscht, die mir ewig bedeutungsvoll, ewig entzückend bleiben werden. Traurig, unendlich traurig ist es nur, und ganz im Geiste meines bisherigen Verhängnisses, daß ich in dem Momente, wo meiner lechzenden Lippe der Becher des Lebens zum erstenmal verheißungsvoll entgegenschäumt, ihn ausgießen muß wie ein Trankopfer den finsteren Gewalten des Schicksals, ohne einen Tropfen davon über meine Lippen zu bringen. Was ich nie gehofft, nie geahnt: ein Herz zu finden, das für mich fühlt, das scheint sich nun fast verwirklichen zu können: aber ich muß diesem Herzen sagen: „Fahre hin!“ — Aber wie? Bewahrt eine schleunige Entsagung mich nicht möglicherweise vor einer späteren, viel qualvolleren Enttäuschung? Das höchste, was ich nach dem Vorausgegangenen mir von Pauline versprechen dürfte, wäre doch nur dies, daß sie in manchen Augenblicken zwischen mir und Heinrich schwankt. Ist es denn so gewiß, daß bei diesem Schwanken das Zünglein der Wage sich entschieden auf meine Seite neigt? Kann der endliche Entscheid nicht auch zugunsten Heinrichs ausfallen? Ich habe keine Lust, es bei dieser Sache auf die Probe ankommen zu lassen: ohne Zweifel wäre doch ich zuletzt der Betrogene. Daß sie Heinrich noch liebt, ist ganz gewiß; hat sie doch noch vor wenigen Tagen mit Tränen seiner gedacht. Sie neigt sich jetzt zu mir, weil Heinrich fern ist; aber wenn er sich wieder einstellt und ihr zur Versöhnung die Hand reicht . . . dann würde ich höchst wahrscheinlich mit viel weniger Selbstzufriedenheit den Rückzug anzutreten mich veranlaßt finden als im gegenwärtigen Augenblicke.

2. Jänner 1854.

Zur Ausführung meines Entschlusses begab ich mich heute vormittag zu Paulinen. Anfangs wurde Gleichgültiges gesprochen. Zuletzt erwähnte ich Heinrichs und fragte, ob die

Versöhnung noch nicht eingetreten und die Wiederherstellung des alten Verhältnisses noch immer nicht zu erwarten sei. „Ich gebe Ihnen meine Hand darauf,“ sagte sie, „daß es aus ist damit.“ Ich nahm aber ihre Hand nicht an. Ich setzte mich neben sie und eröffnete ihr, daß ich einmal auch recht ernsthaft mit ihr sprechen wolle. Wir waren ganz allein und konnten uns ungehindert ausplaudern. „Freilich,“ sagte ich, „war schon in meinem bisherigen Scherze sehr viel Ernst, ja zuviel Ernst und ich fürchte, daß er immer mehr überhand nimmt, wenn wir nicht ganz damit ein Ende machen. Um deutlich zu reden: Ich habe bisher im Umgange mit Ihnen wie ein mutwilliges Kind am Rande eines Abgrundes gespielt. Unter Umständen mag auch das Zugrundegehen süß sein, das Flattern um ein Licht, bis man mit versengten Flügeln herunterfällt: aber es gibt Umstände, unter welchen man sich auch nicht einmal diesen traurigen Trost des Hinabstürzens in einen unwiderstehlich winkenden Abgrund gönnen darf, wenn man auch wollte. Ich meine den Fall, wenn man, um dieser Passion zu folgen, nicht bloß sein Leben oder sein Glück, sondern auch seine Selbstachtung aufs Spiel setzen müßte. In einem ähnlichen Falle glaube ich mich jetzt zu befinden. Sie haben mich gewiß verstanden, liebes Fräulein. Es erscheint mir als eine Notwendigkeit, Ihnen von jetzt an soviel als möglich fernzubleiben.“

Pauline hatte diese Rede zum Teil mit Lächeln angehört; sie schien befremdet, daß ich gegen meine Gewohnheit so viel Ernstes in einem Atem vorbringe. Als ich aber geendet, schien sie verletzt und antwortete nichts.

„Es würde mir sehr leid tun, liebes Fräulein,“ fuhr ich fort, „wenn Sie mich mißverstanden hätten und sich durch meine Worte irgendwie verletzt glaubten. Sie begreifen doch wohl, was ich eigentlich tun will, und aus welchen Gründen ich es tun will? Sagen Sie mir, ich bitte Sie sehr darum, haben Sie mich verstanden?“ — „Ja,“ versetzte sie kurz. — „Und konnte, durfte ich anders sprechen? Wissen Sie ein anderes Mittel, wie da zu helfen wäre?“ — „Nein!“ antwortete sie mit derselben Kürze und Kälte. Ich schwieg, sie auch. „Sie scheinen verletzt,“ fuhr ich nach einer Pause fort; „sprechen Sie sich doch aus, liebes Fräu-

lein!" — „Sie haben mir sehr wehe getan!" sagte sie; „der zweite Jänner wird mir unvergeßlich bleiben." — Ich erwiderte, wenn meine Worte sie gekränkt, so müsse sie dieselben durchaus mißverstanden haben. Ich faßte das früher Gesagte noch einmal kurz zusammen und schloß mit der Äußerung, es sei mein herzlicher Wunsch, daß sie an Heinrich festhalte und in der Liebe zu ihm ihr Glück suche und finde. Dabei kam ich ins Feuer und war am Ende so tief gerührt, daß meine Augen feucht wurden. Ich stand auf und wollte mich entfernen. „Aber bleiben Sie doch, ich bitte Sie," sagte Pauline mit naiver Herzlichkeit; „warum wollen Sie so schnell fortgehen?" „Nein, das kann ich nicht zugeben," fuhr sie fort, „daß Sie mich jetzt verlassen und gar nicht wiederkommen wollen!" — Ich ließ mich aber nicht irremachen und nahm mit ein paar herzlichen Worten Abschied. Pauline begleitete mich bis zur Tür. Plötzlich aber wendete sie sich um mit den Worten: „Nein, das hätte ich nie gedacht!" Ich war dadurch genötigt, mich ebenfalls wieder umzuwenden. Pauline war ans Fenster getreten. Ich näherte mich ihr und sagte: „Es gibt kein anderes Mittel, liebes Fräulein! . . . Sie haben es ja selbst zugestanden . . ." „Vielleicht wird die Zeit eines bringen," entgegnete sie. „Wie meinen Sie das?" fragte ich. Sie schwieg, aber ihre Brust wogte. Ich konnte mich nicht halten, ich mußte den Arm noch einmal um sie legen. Freundlich kosend bat ich sie, doch nicht so verschlossen zu sein und frei herauszusagen, wie sie es meine. Nach einigem Besinnen sagte sie plötzlich entschlossen: „Ja, ich will Ihnen etwas sagen." Sie ging zum Sofa zurück; ich stand ihr gegenüber und blickte sie harmlos an. Sie wollte reden. — „Nein, ich kann nicht!" rief sie, ein Strom von Tränen entstürzte ihren Augen, und mit lautem Schluchzen barg sie ihr Gesicht in den Polstern des Sofas. „Ach," sagte ich, „es muß etwas sehr Trauriges sein, was Sie mir vertrauen wollen." — „Nein," entgegnete sie unter fortwährendem Schluchzen, „es ist nichts Trauriges, aber ich kann es nicht sagen!" — „Darf es vielleicht eben ich nicht wissen?" — „Wohl, eben nur Ihnen dürfte ich es sagen." — „So sagen Sie es doch!" — „Ich kann nicht! O, wie schwer das ist, wenn man gerne reden möchte und nicht kann!"

Ich fühlte mein Herz pochen. Es mußte etwas geschehen, das holde Kind zu besänftigen. Ich hielt es für das beste, die Szene ins Scherzhafte hinüberzuspielen. Das liebe Köpfchen ruhte noch immer schluchzend auf den Kissen. Ich bat sie schmeichelnd, nicht mehr zu weinen. „So geht es," sagt' ich; „ich habe vorhin geweint und Sie haben gelacht dazu; jetzt fällt es Ihnen auf einmal ein zu weinen, und nun hätte ich fast Lust, zur Wiedervergeltung zu lachen. Es freut mich sehr, daß wir nun alle beide geweint haben und einander nichts vorzuwerfen brauchen. Freilich ist dabei der Unterschied, daß ich um Sie geweint habe und Sie —" „Und ich um Sie!" fiel sie rasch ein, mit diesem Worte dem durch Tränen noch nicht ganz erleichterten Herzen wie notgedrungen Luft machend. „Wie?" rief ich kosend, denn ich konnte mich vor Freude über dies Bekenntnis nicht länger halten; „um mich? Was soll das heißen? Ei, ei, was sind das doch für sonderbare Geheimnisse? Also meinetwegen geweint — das ist ja herrlich! Nun schäme ich mich meiner eigenen Tränen schon gar nicht mehr!" — Unter solchen kosenden und neckenden Worten hatte der Ernst der Lage bald unmerklich einer kindlich unbefangenen Fröhlichkeit Platz gemacht und Paulinens Gesicht war wieder heiter. Wir plauderten eine Zeitlang traulich und selbstvergessen. Aber ich besann mich und schied zuletzt mit der Erklärung, daß es mir mit meinem Entschluß Ernst sei.

4. Jänner.

Mittags besuchte uns Pauline, in sehr trüber Stimmung. Sie hatte einen Brief von Heinrich erhalten, einen sehr langen, inhaltreichen Brief, in welchem die innigste Liebe und zugleich leidenschaftlicher Unwille sich aussprach über die Kälte, welche Pauline ihm gegenüber in letzter Zeit an den Tag gelegt habe. Pauline wollte den Brief anfangs mich nicht lesen lassen, erst auf den Rat meiner Mutter tat sie es. Sie beobachtete, während ich ihn las, sehr sorgfältig meine Mienen. Nachdem ich zu Ende gelesen und aus demselben die volle Überzeugung von Heinrichs edlem Sinn und aufrichtiger Liebe geschöpft hatte, sagte ich Paulinen mit eindringlichen Worten, daß nach meinem

Dafürhalten Heinrich sie wahrhaft liebe und ihrer auch würdig sei; ich könne ihr nichts Besseres raten, als ihm zu gänzlicher Versöhnung auf halbem Wege entgegenzukommen. Sie sah aber den Brief nicht mit so günstigen Augen an wie ich; sie war beleidigt durch die ihr darin gemachten Vorwürfe und glaubte diese Zeilen eher für die Ankündigung eines förmlichen Bruchs als für einen Schritt zur Versöhnung halten zu müssen.

Sie sagte mir weiterhin, sie habe sich ein Heft gemacht und fahre fort, Gedichte aus Daumer abzuschreiben. Auch erwähnte sie, mich am Zweiten dieses Monats im Theater gesehen zu haben, an eben dem Tage, an welchem ich ihr durch Kundgebung meines Vorsatzes „wehe getan" hatte. Als sie fort war, sagte mir meine Mutter, daß ihr Pauline erzählt habe, sie sei an jenem Tage in einer solchen Stimmung gewesen, daß sie sich am Ende nicht mehr zu helfen gewußt, und um nur aus dem Zimmer zu kommen, sei sie zu Frau von Sölder gelaufen und habe sie gebeten, mit ihr ins Theater zu gehen.

Auch erzählte mir meine Mutter, Pauline habe geäußert, mit dem Fluche ihres Vaters werde sie nie einen Gatten nehmen; wenn er nicht einwillige zu ihrer einstigen Verbindung mit Heinrich, so werde sie seinem Willen nicht zuwiderhandeln; schon hätten ihm die Söhne zu viel Verdruß gemacht, die Tochter müsse mehr Rücksicht auf sein Glück und seine Zufriedenheit nehmen und dergleichen. Es scheint also nach allem, daß Pauline mit dem Gedanken, von Heinrich sich loszusagen, schon einigermaßen vertraut zu werden anfängt. Trotzdem bin ich überzeugt, daß es sie noch einen gar gewaltigen und ungewissen Kampf kosten würde, wenn sie damit Ernst machen müßte. Ein paarmal ist mir der Gedanke durch den Kopf gelaufen: Wenn Pauline wirklich den Heinrich nicht so eigentlich liebte, wenn ihre Anhänglichkeit nur Angewöhnung wäre: sollte dann nicht ein entschiedener Bruch besser für beide sein als dies Hinschleppen eines, durch keine innere Notwendigkeit begründeten Verhältnisses? Im allgemeinen aber bin ich doch noch zu sehr von Paulinens Liebe zu Heinrich überzeugt, und in jedem Falle habe ich von der aufrichtigen und leidenschaftlichen Neigung des letzteren für Pauline zuviel Beweise, als daß ich mich entschließen

oder mir verzeihen könnte, zur Aufhebung dieser Verbindung wissentlich etwas beizutragen.

Nachmittags führte mich eine dringende Angelegenheit gegen meinen Willen wieder zu Pauline. Sie hatte gewußt, daß ich kommen werde. Ihr Anzug fiel mir auf: sie war ganz wie in Trauer gekleidet — ein schwarzes Kleid, ein Leibchen von schwarzem Samt, auf dem Kopf ein schwarzes Flornetz. Ich hatte sie nie so gesehen. Dazu war sie bleich und gestand mir auf die Frage nach ihrem Befinden, sie sei sehr unwohl. Ich setzte mich zu ihr, und da es an ihrer Seite gar zu traulich war, so fühlte ich wieder großes Verlangen, nicht bloß in ihr kindlich-naives, mildschönes, jetzt von Wehmut doppelt reizend überhauchtes Angesicht, sondern auch in ihr duldendes Mädchenherz zu blicken. „Erlauben Sie nur ein Wort, liebes Fräulein“, sagte ich. „Fürchten Sie nicht . . .“ fuhr ich zögernd fort. — „Nun was?“ fragte sie. „Ich fürchte gar nichts.“ — „Gar nichts?“ fragte ich, „was ich immer fragen mag?“ — „Gar nichts!“ versetzte sie entschieden. — „Nein,“ sagte ich, „ich werde doch lieber nichts fragen. Sie sollen wissen, daß ich nicht allzu neugierig bin.“ — „Desto schlimmer!“ sagte sie halblaut. — „Wie?“ fuhr ich fort; „Sie wünschen selbst, daß ich frage? Nun denn, so hören Sie, was ich gar so gerne wissen möchte. Wird eine Zeit kommen, wo Sie mir alles sagen, auch das, was Sie mir neulich sagen wollten, aber nicht sagen konnten?“ — Sie besann sich einige Augenblicke und erwiderte dann: „Höchst wahrscheinlich!“ — Ich wußte nun, was ich wissen wollte. Da sie nicht gesagt hatte: „Gewiß!“ sondern nur: „Höchst wahrscheinlich!“ so hatte es mit ihrer Lossage von Heinrich noch gute Weile. Es war mir eben interessant gewesen, zu erfahren, bis zu welchem Punkte der Reife ein solcher Entschluß etwa bei ihr fortgeschritten sein möchte.

Es drängte mich nach ein paar Augenblicken, mich ans Piano zu setzen. Pauline folgte mir und setzte sich neben mich. Es war schon etwas abendlich dämmerig im Zimmer geworden; die dunkle Trauergestalt des Mädchens, von welcher die feinen, bleichen Züge des jugendlichen Antlitzes voll schmerzlich gedämpfter Lebensfrische sich so rührend abhoben — das alles erschien mir so zaubervoll verlockend,

wie die betörende Erscheinung einer Nixe oder Waldfrau im Dämmerlichte der Mondnacht. Ich ergriff die Hand des minniglichen Waldfräuleins und blickte ihr ins Auge mit dem stummen Gedanken: „Fahr' wohl, du trautes, liebes Kind; ich darf mich nicht länger mehr erquicken an deines Auges Strahl, nicht wärmen an deiner holden Glut; ich muß hinaus in die kalte, finstere Nacht!" — Noch einmal schlang mein Arm sich um ihren Nacken — es sollte ja das letztemal sein — aber ich werde mir nie verzeihen, daß ich es tat. Als ich es tat, da wußte ich, ein unerfahrener Neuling, nicht, was ich jetzt weiß: daß, wenn man von einer lieben Seele scheiden will, man nur recht raschen, recht kühlen Abschied nehmen muß, denn ein gerührter, zärtlicher Abschied ist nur ein neues, festeres Netz, das uns umstrickt und festhält. Das erfuhr ich bei dieser Gelegenheit. Denn als ich, noch am Piano sitzend, meinen Arm, wie gesagt, um Pauline geschlungen, da kam auch mein Haupt immer näher an ihre Brust; endlich ruhte es ganz darauf, und sie ließ es schweigend geschehen. Aber dabei blieb es nicht: ich fühlte, wie auch sie ganz leise die Hand auf meine Schulter legte und sie darauf ruhen ließ. Dies vermehrte meine Glut. Meine Lippen berührten die ihrigen — und ich war nicht mehr imstande, sie zurückzuziehen. Wie festgezaubert war mein Mund auf dem ihrigen, und sie wehrte dem Drucke desselben nicht; sie war wie bewußtlos: unbeweglich hielt sie, von meinen Armen umschlossen, das Haupt unter meinem Kusse und drückte mit geschlossenen Augen zuletzt ihre Lippen den meinigen entgegen. Dabei war ihr Antlitz tief-ernst und bleich; in höchster, fast krankhafter Erregtheit erschien sie wie starr und tot, aber als mein Kuß unwillkürlich feuriger wurde und meine Lippe plötzlich die Fläche der ihrigen *inniger* berührten — da durchzuckte sie ein Schauer und ihr Atem wehte mir glühend entgegen! — Ich riß meinen Mund zuletzt von dem ihrigen; sie kam zu sich und lehnte verschämt ihr Angesicht auf das Piano nieder.

„Es ist sonderbar," sagte ich nach einer Pause, „wie ich mit meinem guten Vorsatz umspringe." — „Übrigens," fuhr ich fort, „kommt es mir vor, als ob über diesem guten Vorsatz immer eine Art von Damoklesschwert hinge. Es steht ihm am Ende gar noch ein trauriges Ende bevor. Was

meinen Sie?" — „Jawohl," sagte sie fröhlich. Während dieses Geplauders hatte ich mir den Ernst und die Forderungen des Augenblickes noch immer nicht zur Geltung kommen lassen; mein Haupt lehnte an ihrer Brust. Ich ließ es tiefer und tiefer hinabsinken — da beugte sie schalkhaft lächelnd ihr eigenes Haupt zu dem meinigen nieder, als wolle sie mir neckisch ein Küßchen anbieten, etwa in der Weise, wie es eine Mutter mit ihrem Kinde tut. „Nun," sagte sie herzinnig, „reichen Sie nicht herauf?" — Schnell hob ich das Haupt etwas höher empor; sie zog das ihrige zwar zurück, aber ich „reichte doch hinauf" zu ihr, und meine selige Lippe spürte den Druck und Hauch des zartesten Kusses — manchen Kuß hab' ich ihr geraubt, aber dies ist der erste, den sie mir gegeben hat — nichts auf Erden kann je für mich die Süßigkeit dieses Augenblicks überbieten.

Es war der schönste, der höchste Moment meines zärtlichen Verkehrs mit Pauline, aber ebenso gewiß soll es auch der letzte gewesen sein. Wenn ich die Ergebnisse der letzten Tage überdenke, so ekelt mich die unmännliche Sophistik an, mit welcher ich mich seither selber getäuscht habe. Freilich kommt mir meine Schuld eigentlich erst jetzt zum Bewußtsein, wo ich den Gang der Dinge in diesen Blättern im Zusammenhange aufgezeichnet überblicke. Es erscheint mir jetzt unzweifelhaft, daß Pauline in einen ernstlichen Zwiespalt ihrer Neigungen hineingeraten ist. Sie liebt mich vielleicht wirklich, aber ebenso liebt sie noch immer Heinrich, und wenn sie sich heute mir mit größerer Wärme hingab, so geschah es wie bei mir im Gefühle, daß wir einander preisgeben müssen. Bei der Gleichheit ihrer Gefühle für mich und Heinrich wird das Gefühl der Pflicht den Ausschlag geben. Pauline kann denn versöhnlichen Annäherungen Heinrichs kaum mehr ausweichen: sie wird sich die Lösung des Zwiespalts gefallen lassen, die sich ihr durch die Rückkehr Heinrichs und durch meine Zurückziehung darbietet.

5. Jänner.

Pauline erzählte meiner Mutter heute, daß Heinrich gegenüber bei seinem Freunde am Fenster sich gezeigt und sie an ihrem Fenster „weinen gesehen habe". — Desto besser!

Ich habe es ja vorausgesehen, daß bei Wiedererscheinen Heinrichs sogleich eine Veränderung in der Konstellation eintreten wird.

6. Jänner.

Die Schwankung, welche bei Paulinen zugunsten Heinrichs eingetreten zu sein scheint, erleichtert mir die Harmlosigkeit, mit welcher ich ihr begegne, da ich äußerer Umstände wegen es nicht ganz vermeiden kann, mit ihr zusammenzutreffen. Ich gratulierte ihr heute wegen Heinrich; sie lehnte es jedoch ab und sagte, es sei noch „alles im Alten". Im übrigen war ich anfangs einsilbig; aber Pauline war so reizend und trug namentlich eine so wahrhaft bezaubernde Frisur, daß ich große Mühe hatte, nicht in den früheren Ton zu verfallen. Einige Scherze wagte ich doch, auf welche sie — trotz der Schwankung auf Heinrichs Seite, der sie „weinen gesehen" — ziemlich wacker einging. Ihr Kleidsaum blieb einmal im Vorüberstreifen an mir hängen. „Zieht es Sie denn zu mir?" fragte ich. „Ja!" erwiderte sie. Es war vom Alter die Rede. „Wenn ich alt bin," sagte ich, „dann werde ich mich zuletzt auch in den guten Vorsatz hineingefunden haben." — „Oder daraus gefunden!" warf sie hin. Sie hielt bei einer gewissen Gelegenheit meinen Finger fest. „Ich will doch sehen," sagte ich, „ob ich mich wirklich nicht von Ihnen losmachen kann." Darauf hielt sie den Finger erst recht fest, so daß ich ihn durchaus nicht losbrachte. Sie hatte Freude darüber und verspottete mich.

Der Mutter teilte sie mit, daß Heinrich wiederholt gegenüber ans Fenster komme und auf sie herüberblicke.

Noch etwas hätte ich bald vergessen. Wir lasen mitsammen die Zeitung. Da fanden wir einen Artikel, der mit einem Fragezeichen schloß. „Das ist nicht gut," sagte ich; „mit einem Fragezeichen soll man nicht schließen. Zweifel und Unklarheit sind kein guter Abschluß. Wollen wir nicht etwas Bestimmtes dahinter setzen?" — „Ich denke," versetzte sie, „wir setzen einstweilen das Zeichen der Pause hin, bis das Bestimmte, das Rechte sich einstellt."

8. Jänner.

Bei Pauline. Es wurde am Klavier musiziert und gesungen. In einem Liede kamen die Worte vor: „In den

Augen spricht das Herz.“ — „Merken Sie auf,“ sagte sie zu mir, „in den Augen spricht das Herz. Den Augen muß man glauben, wenn auch der Mund das Gegenteil sagt.“ Als ich fortging, fragte sie mich draußen an der Gittertür, was der „gute Vorsatz“ mache.

11. Jänner.

Ich hatte es für angemessen erachtet, Pauline seltener zu besuchen, und war daher drei Tage weggeblieben. Sie war indessen krank gewesen, litt an Schwindel, Kopfweh, hatte von sich selbst nichts gewußt. Kugelmeier wollte zu uns, um es uns mitzuteilen. Sie sagte aber: „Weil sich von selbst niemand um mich umsieht, so will ich sie auch nicht rufen.“ — „Es ist schon eine Ewigkeit, daß Sie nicht da waren“, sagte sie zu mir.

Später allerlei Geplauder. Ich erwähnte unter anderm den guten Vorsatz. „Jetzt werde ich aber auch bald einen guten Vorsatz fassen,“ sagte Pauline, „und so halten, daß Sie nie wieder etwas von mir sehen und hören.“ — Auch auf ein anderes, Paulinen sehr unangenehmes Thema, den „Christtag“, kam noch einmal das Gespräch. „Bereuen Sie die damalige Offenherzigkeit noch immer?“ fragte ich. „Es war keine Offenherzigkeit,“ erwiderte sie, „es war Scherz.“ — „Die Frage ist aber nicht so eigentlich,“ fuhr ich fort, „ob es im Ernst oder Scherz gesagt war, sondern ob das Gesagte an sich die Wahrheit war oder nicht?“ — „Es war nicht die Wahrheit — ich gebe Ihnen hier meine Hand darauf!“ — „So soll ich das Gegenteil glauben?“ — „Das kann ich Ihnen nicht sagen!“ — Ich fragte sie, was sie mit dem kleinen Liederbüchlein angefangen habe, das ich ihr neulich geschenkt. „Ich habe es erst heute wieder durchgelesen,“ sagte sie, „es liegt bei den Gedichten von Heinrich.“

Während ich Klavier spielte, sagte sie zu meiner Mutter: „Ich glaube Ihrem Sohn gar nichts, er reißt doch immer Witze.“ Auch erzählte sie der Mutter, sie habe neulich die Ludmilla (ihre Freundin) gerufen und sie gebeten, Klavier zu spielen und zu singen, da sie es nicht mehr aushalten könne und fürchte, den Verstand zu verlieren.

Mir erzählte sie, Heinrich blicke von dem gegenüberliegenden Hause in Gesellschaft von mehreren andern öfters

nach ihr herüber. „Ich weiß nicht," sagte sie, „wollen sie ihren Spott mit mir treiben? Sie meinen vielleicht, ich werde hinübersehen, aber ich wende ihnen den Rücken zu."

Was mich betrifft, so sind ein paar meiner heutigen Reden allerdings unnötig gewesen, aber im ganzen bin ich mit meinem Verhalten zufrieden und hoffe mich in die neue Rolle zu finden.

12. Jänner.

Um 11 Uhr ging ich zu Pauline. Sie war eben im Begriff gewesen, meine Mutter zu besuchen, blieb aber nun zu Hause. Sie zeigte mir die Gedichte, die sie von Heinrich aufbewahrte. „Sie sehen, er liebt Sie wahrhaft", sagte ich. — „Aber der Vater will es nicht; er hat mir mit seinem Fluche gedroht, und ich kann nicht zuwiderhandeln." — „Ziehen Sie dabei einzig Ihr Herz zu Rate," sagte ich; „alles übrige würde sich ja wohl finden: Sie wissen, daß Sie über das Gemüt Ihres Vaters eine unbegrenzte Gewalt haben." Später sagte sie unter anderm: „Ich möchte wirklich sterben. Da würde mich niemand mehr ärgern und niemand mehr zum besten haben." — „Warum nicht gar", versetzte ich. „Muß es denn gleich gestorben sein? Trösten Sie sich, in ein paar Tagen wird er sich wieder einstellen!" — „Ich bitte Sie, hören Sie doch damit auf!" rief sie zornig und mit dem Fuße stampfend.

13. Jänner.

Vormittags kam Pauline um 10 Uhr zu uns; ich entfernte mich unter einem Vorwande und kam erst um 11 Uhr zurück. Wir wechselten einige Worte. „Mir hat heute geträumt," sagte ich scherzend (jedoch mit Bezug auf einen wirklichen Traum), „daß Sie mich als Reserve für den Notfall aufbehalten. Ist das wahr?" — „Ich will gar nichts!" sagte sie ungehalten, mit Ernst und innerer Bewegung. — Zur Mutter hat sie geäußert, Heinrich habe ihr eine Einladung melden lassen, zu einer Besprechung mit ihm nach Eggenberg (in Lottens Haus) zu kommen, wo sich beide früher häufig trafen. Sie werde dieser Einladung vielleicht folgen." (Daher also ihr heutiges, mehr gemessenes und zurückhaltendes Benehmen.) Doch wiederholte sie bei

dieser Gelegenheit, daß sie Heinrich niemals gegen den Willen ihres Vaters angehören wolle; auch erinnere sie sich, daß, als er einmal krank war, die Ärzte äußerten, er habe einen organischen Herzfehler. Mir erzählte sie, ihr Vater sage immer, daß ich und sie ineinander zum Sterben verliebt seien. Sie fragte mich, was denn meine Mutter sagen würde, wenn so etwas Ähnliches je der Fall wäre. Ich erwiderte, ich wisse es nicht.

14. Jänner.

Mittags kam ich zu Pauline. Sie war sehr nett angezogen und trug Locken. „Ei," sagte ich, „ist für heute vielleicht ein Friedenskongreß anberaumt?" — „Ist schon vorüber!" erwiderte Pauline. „Wie?" — „Ja, gestern abend kamen wir zusammen." — „Wahrhaftig, ich wäre sehr neugierig zu erfahren, was da entschieden wurde." — „Ich habe ihm meine Meinung gesagt und er mir." — „Dürfte ich denn als Freund und Vertrauter auch fragen, worin diese Meinung bestand?" — „Nun, er hat mir gesagt, daß er mich noch liebt." — „Und Sie haben ihm dasselbe gesagt?" — „So ungefähr etwas Ähnliches. Wäre er mir nicht zur Versöhnung entgegengekommen," fuhr sie fort, „ich hätte sicher mit ihm gebrochen!" — Ich gratulierte mit heiterer Miene und rief: „Was bekomme ich für meine Prophezeiungen, die nun eingetroffen sind?"

So rief ich, aber im Innern war mir sonderbar zumute. Was nun eingetroffen war, das hatte ich selbst gewünscht; aber wie sehr auch meine Vernunft es billigte, der Eindruck auf mein Herz, auf mein Gefühl war doch ein schmerzlicher. Was mir seit zwei Monaten Tröstliches und Holdes widerfahren, das war nun alles mit einem Striche wieder ausgelöscht; die Bedeutung desselben war dahin; Pauline hatte sich endgültig für Heinrich entschieden: das war schön und löblich, aber, bei Gott, nicht schmeichelhaft für mich. Was sich mir als allgemeines Ergebnis aus diesem besonderen Fall aufdrängt, war der alte Gedanke meiner Unliebenswürdigkeit, meiner Unfähigkeit, eine tiefe und dauernde Neigung einzuflößen. Ich war kein *wirklicher* Liebhaber gewesen, und kam mir doch jetzt so lächerlich vor, wie ein *abgedankter*. Überdies war die ziemlich unbefangene Art,

mit welcher Pauline mich mit dieser neuesten Wendung der Dinge bekannt machte, mir einigermaßen unzart vorgekommen. Ich konnte eine gewisse Empfindlichkeit darüber nicht unterdrücken und statt nach abgestattetem Glückwunsche abzuziehen, ließ ich mich noch in einige Auseinandersetzungen ein, die besser unterblieben wären. Ich sagte Pauline, es schicke sich für sie jetzt nicht mehr, meine Gedichte neben denen Heinrichs aufzubewahren; ich wolle sie daher wieder zu mir nehmen. „Ich hätte sie Ihnen niemals überlassen sollen," sagte ich, „aber da der Fehler nun einmal begangen worden, so weiß ich ihn nicht anders gutzumachen, als indem ich mir diese Blätter wieder zurückerbitte. Heinrich könnte sie leicht mißdeuten, wenn er sie bei Ihnen sähe." Sie weigerte sich lange. „Sie sollen Sie bekommen," sagte sie; „aber muß es denn sogleich sein?" — Ich bestand darauf, bis sie mir dieselben ausfolgte. Sie wendete dabei das Gesicht seitwärts, vermutlich um mir einen Ausdruck, sei es des Unwillens, sei es der Wehmut, auf ihrem Gesichte zu verbergen. Ich küßte ihr die Hand dafür: sie entzog sie mir mit einer unwilligen Gebärde.

„Leben Sie wohl", sagte ich zuletzt. „Es ist manches zwischen uns in letzter Zeit vorgefallen, was ich nicht vergessen werde." — „Auch ich nicht!" gab sie zurück. — „Manches ist sogar kaum mehr zurückzunehmen!" — „Jawohl!" — „Sagen Sie mir doch, liebes Fräulein, pflegen Sie allen Männern, mit welchen ein Zufall Sie zusammenführt, soviel Holdes zu erzeigen, wie Sie mir erzeigt haben?" — „Nein!" — „So müssen Sie mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich von den zarten Geheimnissen, die ich ahnen mußte, nie mit frecher Hand den Schleier weggezogen habe, daß ich Ihre Gefühlsanwandlungen nicht mißbraucht und Ihnen die vollste Freiheit gelassen habe, sich in Ihren rechtmäßigen Gefühlen und Entschlüssen wieder zu befestigen. Oder hätte es keine solchen Geheimnisse gegeben? Befinde ich mich über diesen Punkt in einem ungeheuren Irrtum?" — „Nein!" — „Wenn es der Fall ist, so reden Sie ganz offen!" — „Nein!" — „Dann habe ich Sie nur noch um Vergebung zu bitten, daß ich den Schleier, den ich früher respektierte, in diesem Augenblick ein wenig lüftete. Wenn die Geheimnisse eine abgetane Sache sind,

was soll der Schleier, der sie deckte, noch respektiert werden? — Ich habe mit Schmerz gesehen, wie unter einer Teilung Ihrer Gefühle, unter einer Zersplitterung Ihrer Herzenswärme Ihr ganzes Wesen gelitten hat; beglücken Sie von jetzt an wieder und seien Sie beglückt in ungeteilter Glut!" — Ihr Auge wurde feucht, aber sie sagte nichts.

Abends war ich mit meiner Mutter wieder zu Besuch in Paulinens Hause. Sie war bleich wie Wachs. Der Mutter erzählte sie die Zusammenkunft mit Heinrich und fügte hinzu: „Er sieht sehr schlecht aus, er dauert mich sehr." Ich war heiter und scherzte viel, wenn es mir auch nicht von Herzen ging; sie war gebeugt und angegriffen. Wir hatten die Rollen seit Vormittag getauscht.

„Ich fühle Stiche in der Brust", rief sie einmal, vom Sofa aufspringend.

Zur Mutter sagte sie, als sie mit ihr allein war: „Ich habe beide gleich lieb. Früher habe ich den Heinrich lieber gehabt, aber jetzt sind sie mir ganz gleich. O, ich leide entsetzlich! Sie können nicht glauben, wie ich kämpfe. Was kann ich dafür, daß ich es nun einmal so im Herzen empfinde — es ist nun einmal darin! Ich bin nur froh, daß es nie über meine Lippen gekommen ist: schon ein paarmal war ich nahe daran, es herauszusagen." Sie sagte noch, eine innere Stimme flüstere ihr zu, daß Heinrich nicht für sie bestimmt sei, und daß sie am liebsten sterben möchte. Meine Gleichgültigkeit und scherzhafte Stimmung nahm sie übel auf; sie sagte zur Mutter: „Sehen Sie, er trotzt, er spricht kein Wort mit mir, er zieht sich zurück."

16. Jänner.

Abends ging meine Mutter zu Pauline. Ich folgte ihr später. Pauline zeigte Freude darüber, ich hielt mich aber auf dem Standpunkte unbefangener Höflichkeit. Wir blieben nicht lange. Bevor ich gekommen, hatte Pauline meiner Mutter erzählt, sie sei in Heinrichs Begleitung in Eggenberg bei der Lotte gewesen. „Aber ich muß Ihnen sagen," äußerte sie, „daß ich bei allem, was Heinrich sagte und tat, doch immer an den Robert denken mußte, denn ich habe ihn so lieb wie den Heinrich. Indessen, so bang ist mir doch nicht mehr zumut wie früher." Ich

glaub' es gerne, daß ihre Bangigkeit sich mindert. Während ich mich kühl zurückziehe, umgibt sie Heinrich mit neuen Beweisen seiner Liebe; sie kommt hinter dem Rücken des Papas mit ihm zusammen, sieht ihn mehreremal des Tages und feiert gleichsam neue Flitterwochen mit ihm. Dabei muß sich ihr innerer Kampf mehr und mehr beschwichtigen, wenn auch mein Andenken ihr nicht ganz entschwindet. Im übrigen fühlt sie wohl, daß sie mich und den Heinrich, jeden in seiner Weise, fort und fort haben und genießen kann. Sie hat den Heinrich wiedergewonnen und mich eigentlich nicht verloren; und wenn ich für den Augenblick auch nicht die alten Späße treibe, so hofft sie doch vielleicht, daß es ehestens wieder geschehen kann. Darin aber täuscht sie sich. Sie äußerte unter anderm, ziemlich gleichgültig, daß Heinrich zu Ostern von Graz nach Marburg überzusiedeln gedenke. Sie erkundigte sich, ob ich traurig sei; die Mutter sagte nein, ich sei ganz lustig, pfeife und singe und hätte gesagt, daß es mich sehr freue: Paulinen wieder mit Heinrich versöhnt zu sehen.

22. Jänner.

Nachmittags besuchten uns Pauline und Lotte. Pauline war sehr einsilbig, während ich mit Lotte scherzte; sie setzte sich zuletzt ins andere Zimmer hinaus zum Vater, der wegen Krankheit das Bett hütete. Später hatte ich jedoch ein Zwiegespräch mit ihr, sehr ernsthaft; sie will fort von Graz, auf ein halbes Jahr nach Pettau zu Verwandten. Als die Mädchen aufbrachen, begleitete ich sie in Gesellschaft meines Freundes C., der auch da war, in ihre Wohnung zurück, denn es dunkelte bereits. Ich sprach immer sehr ernsthaft und zurückhaltend. Als wir vor dem Hause angelangt waren, folgten ich und C. der Einladung Paulinens und gingen mit hinauf, den Papa zu begrüßen. Wir entfernten uns aber bald. Pauline erschrak förmlich, als ich aufstand. Ich bat sie um Verzeihung wegen der verursachten Belästigung. Sie sagte darauf, sie könne diese Spannung nicht länger aushalten; ob denn das kein Ende nehmen werde?

Zur Mutter hat sie geäußert, sie könne es nicht mehr aushalten, daß ich so trotze, es sei jetzt genug; sie hätte

gehofft, ich würde, da die Lotte wieder bei ihr sei, auch wieder alle Tage zu Besuch kommen, sie habe gestern geweint. — „Ich habe ihn *beinahe lieber*," sagte sie, „als den Heinrich. Was kann ich dafür? Ich habe ihn so lieb, ich *könnte ihn erdrücken*. Ich kann ohne ihn nicht leben."

25. Jänner.

Vormittags war die Mutter bei Pauline. Diese beklagte sich, daß ich „nie komme". Darauf führte die anwesende Lotte einige alberne Reden und gab ihr zu verstehen, sie hätte mit Heinrich das Verhältnis nicht wieder anknüpfen sollen. Pauline sagte, sie habe es nun einmal ihrer Mutter (die das Verhältnis mit Heinrich begünstigte und gegenwärtig im Irrenhause weilt) versprochen, an Heinrich festzuhalten, auch habe sie Mitleid mit ihm.

Abends besuchten wir die beiden Mädchen. Ich hielt im Gespräch die rechte Mittelstraße. Der kleine Zeichenmeister Kugelmeier war da und neckte Paulinen mit Zeichnungen, die auf ihr vermeintliches Verhältnis zu mir Bezug hatten. Ich bat Paulinen gelegentlich um die Erlaubnis, mich „vernünftig benehmen zu dürfen". Sie gewährte mir dieselbe. Ich bat sie aber, mir dies dann nicht so auszulegen, als ob ich ihr grolle. Darauf gab sie mir durchaus keine Antwort, wie sehr ich auch in sie drang. Später wurde wieder einmal — der Himmel weiß wie? — der „*Christtag*" erwähnt. Pauline stand auf und ging hinaus.

26. Jänner.

Mittags waren Pauline und Lotte bei uns. Es fiel nichts Bemerkenswertes vor. Ich war sehr harmlos. Zur Mutter sagte sie unter vier Augen, sie habe keine Freude mehr; sie werde entweder nach Pettau oder ins Kloster gehen; ich sei jetzt ganz anders als früher, nicht mehr so *herzlich*.

29. Jänner.

Abends bei Pauline. Sie war krank und lag im Bette. Es fügte sich aber, daß ich einige Zeit an ihrem Bette verweilte — leider allein mit ihr.

Sie schlang den Arm um mich, spielte mit meinem Kinn,

strich mir das Haar aus dem Gesicht. Als ich fortgehen mußte, verlor ich den Kopf und drückte ein Küßchen auf ihre Stirn. Sie erwiderte dasselbe mit einem raschen, aber sehr herzhaften Kuß.

30. Jänner.

Mittags bei Pauline. Ich sagte: „Wir haben uns doch gestern ein wenig wie ein Liebespaar benommen. Sie schweigen über das, was Sie empfinden, weil Sie glauben, daß Worte bindend sind. Aber es gibt Dinge, die ebenso bedeutsam, ebenso bindend sind als Worte. Gestehen Sie es, liebe Pauline, Sie haben eine unglückliche Leichtigkeit, solchen, die Ihnen viel nahe kommen, sich anzuschließen. Ich fürchte, Sie werden einmal die Beute des ersten besten Pflastertreters, der gewissenlos genug ist, Ihr leichtes Anschmiegen zu mißbrauchen." — „O nein!" erwiderte sie; „ich schmiege mich nicht so leicht an, als Sie meinen. Es hat noch keiner Eindruck auf mich gemacht als Heinrich und — Sie!" — „Wie," rief ich, „kann man zwei auf einmal lieben!" — „Nein," sagte sie, „das kann man nicht, ich fühle es nur zu sehr, daß man nicht zwei auf einmal lieben kann!"

Abends war ich wieder bei Paulinen; da ich morgen einen Ball besuche, habe ich sie gebeten, mir vorher eine kleine Tanzlektion zu geben; ich vergesse nämlich die Touren der Quadrille von einem Karneval zum andern. „Haben Sie sich heute nach der Singstunde gut unterhalten?" fragte ich. Heinrich trifft nämlich immer mit ihr zusammen, wenn sie von der Singstunde kommt. „Nicht besonders," gab sie zur Antwort. „Ich war nicht gut gelaunt."

Sie hatte sehr große Freude darüber, daß ich ein guter Tänzer bin und tanzte furioso mit mir.

Zur Mutter sagte sie insgeheim: „Ich habe mich geprüft: ich habe ihn viel lieber als den Heinrich. Mit diesem war es nur eine Gewohnheitsliebe. Wenn ich den Heinrich nicht sehe, so kann ich es leicht ertragen; aber wenn ich ihn nicht sehe, so bin ich krank; den Heinrich kann ich entbehren, ihn nicht."

31. Jänner.

Bei Paulinen. Ich saß am Fenster, sie stand neben mir in traulichster Nähe.

„Wenn Sie den Heinrich lieben,“ sagte ich, „warum lieben Sie mich, und wenn Sie den Heinrich nicht lieben, warum lieben Sie mich nicht?“ — Sie lachte.

„Sie sagten neulich,“ fuhr ich fort, „man könne nicht zwei auf einmal in demselben Maße lieben?“ — „Ja! das sagte ich.“ — „Aber kann man vielleicht den einen mehr, den anderen weniger lieben?“ — „Vielleicht.“ — „Ich behaupte aber, daß selbst in diesem Falle die schwächere der beiden Neigungen nicht wahre Liebe ist.“ — „Das sage ich auch!“ — „Darum also, liebe Pauline, bilden Sie sich nicht ein, Sie könnten neben Heinrich noch irgend jemand wirklich lieben! Auch ist die Rolle eines zweiten Liebhabers eine so traurige, daß ich nicht so leicht mich darum bewerben könnte!“ Auf diese Rede schaute mich Pauline schweigend mit einem langen, unendlich herzlichen, aber zugleich eigentümlich schalkhaften Blick an, als wollte sie sagen: „Aber du stellst dich doch ein wenig gar zu dumm: meinst du denn, daß ich dir die Rolle des zweiten Liebhabers zugedacht habe?“ — „Ja,“ fuhr ich fort, „nicht einmal erster Liebhaber würde ein Mensch von Ehre sein wollen, wo es noch einen zweiten gibt.“ — „Reden und glauben Sie, was Sie wollen,“ rief Pauline, „es wird auch die Zeit kommen, wo ich rede.“ — „Wie, Sie haben mir wieder etwas zu sagen?“ — „Seien Sie versichert, ich werde es Ihnen gewiß sagen, vielleicht bald!“ — „Es hängt vermutlich noch von Umständen ab.“ — „Nein, es hängt von keinen Umständen mehr ab.“ — „Sie scheinen wieder an Schwankungen zu leiden.“ — „Nein! Ich schwanke nicht mehr, ich bin fest entschlossen. Ich werde es Ihnen sagen, aber wann, das weiß ich noch nicht genau, vielleicht recht bald!“

„O, wenn Sie wüßten, wie schwer es mich manchmal ankommt zu schweigen!“ fuhr sie fort. — „Nun, so sprechen Sie doch in des Himmels Namen!“ sagte ich, indem ich mein Ohr zutraulich lauschend ihrem Gesichte näher rückte. Sie gab mir aber einen Kuß darauf. Dann errötete sie und blickte

verschämt zu Boden. „In Worten," sagte sie, „bringe ich es nicht heraus. Ja, wenn ich so reden könnte wie Sie, wenn ich alles so zu drehen und zu wenden wüßte . . ."

1. Februar.

Was für Dinge habe ich heute aufzuzeichnen! — Meine Mutter hatte Paulinen versprochen, mit ihr nach Eggenberg zur Lotte zu gehen. Beide machten in der Tat sich diesen Morgen auf den Weg. Sie waren in bester Laune und kamen dem Ziele ihrer kleinen Wanderung ganz nahe, als sie plötzlich den Heinrich von Eggenberg her ihnen entgegenkommen sahen, und zwar in einem krankhaft aufgeregten Zustande, welcher der Mutter nicht wenig auffiel. Ohne zu grüßen, rief er Paulinen von weitem zu: „Also doch nach Eggenberg gegangen?" Durch diese barsche Frage fühlte sich meine Mutter einigermaßen verletzt und fragte ihn, ob es ihm unangenehm, daß Pauline in ihrer Gesellschaft sei." — „Durchaus nicht," versetzte Heinrich ganz artig; „erlauben Sie mir, daß ich mit Pauline ein paar Worte spreche; es soll mir lieb sein, wenn Sie, gnädige Frau, es auch mit anhören wollen."

„Sagen Sie mir, Pauline," fuhr er fort, „was Sie zu dem Betragen veranlaßt, das Sie gegen mich angenommen haben? Warum beachteten Sie mich gestern gar nicht, als ich Ihren Fenstern gegenüber bei meinem Freunde war, wo Sie mich doch sonst mit Blicken und Zeichen zu begrüßen pflegten? Ferner habe ich erfahren, daß Sie gestern nachmittag zur französischen Stunde nicht zu Hause blieben, sondern den Meister durch die Köchin fortschicken ließen; wo waren Sie während dieser Zeit?" — Pauline blieb stumm auf diese Frage — sie brachte mit diesem Schweigen mir ein großes Opfer, denn der Sachverhalt war folgender: Ich hatte Paulinen gefragt, ob wir nicht abends vor Anfang des Balles, den ich besuchen wollte, bei ihr noch einmal die mir erteilte Tanzlektion wiederholen könnten. Sie hatte geäußert, daß leider der französische Sprachmeister kommen werde, daß sie aber die Sache doch möglich machen wolle. Dies der Anlaß jener Umstände, über welche Heinrich sich Erklärungen ausbat. Weiter warf er Paulinen

vor, daß er mit ihr zu sprechen verlangt und sie um eine Zusammenkunft für heute gebeten, sie aber geantwortet habe, sie müsse nach Eggenberg gehen; könne sie dies vermeiden, so werde sie ihm das Rendezvous geben, wenn nicht, so müsse er sich bis zum folgenden Tage gedulden. Da sie ihm sonach die Gelegenheit zu einer Unterredung nicht freiwillig gegeben, so müsse er diesen Moment benutzen, um eine ernste Frage an sie zu richten. Er verlange von ihr auf das dringendste eine bestimmte Erklärung und ein offenes Geständnis. Er habe sie schon früher oft um volle Aufrichtigkeit gebeten, und namentlich dies ihm nicht zu verhehlen, wenn sie fühle, daß ihre Liebe zu ihm erkalte, oder wenn sie einen anderen fände, mit welchem sie glücklicher zu sein hoffte. Er wiederhole diese Bitte noch einmal feierlich in diesem Augenblicke. So drang er eine Zeitlang in sie und bat um Antwort. Sie hatte ihn schweigend angehört. Plötzlich aber brach sie dies lange Stillschweigen und gab mit Ruhe und Entschiedenheit eine Antwort, wie sie auf eine solche Frage wohl nie so einfach und offen gegeben worden ist. Sie sagte: „Ich liebe den Hamerling mehr als Sie!“ — Die Mutter war wie vom Donner gerührt. Heinrich sagte mit tiefer Bewegung: „So ist es denn wahr? Konnte ein Mann, von dessen ehrenwertem Charakter so viel gesprochen wird, in der Tat so ruchlos sein?“ — „Wie aber?“ fuhr er zu Pauline fort, „erwidert er auch wirklich Ihre Neigung?“ — „Ich weiß es nicht,“ antwortete Pauline. — „Hat er es Ihnen nie gesagt?“ — Pauline schwieg; er fragte nochmals. „Ich weiß es nicht,“ antwortete sie zögernd und leise.

„Das also,“ rief Heinrich nach einer Pause, „erfahre ich heute von Ihnen? Nachdem wir seit sechs Jahren einander kennen, nachdem wir als Kinder angefangen uns zu lieben?“ — „Ich habe Sie ja recht lieb,“ sagte Pauline gelassen, „ich schätze und achte Sie sehr, aber unser Verhältnis war Gewohnheit. Ich empfinde jetzt, daß es so ist — ich kann nichts dafür!“

In der bewegtesten Stimmung waren jetzt die drei vor dem Hause von Lottes Eltern in Eggenberg angelangt. Schon die Mienen der Eintretenden verkündeten Lotten und ihren Angehörigen, daß etwas Besonderes vorgefallen. Pau-

line eilte nach der ersten Begrüßung in ein Nebenzimmer und ergoß sich in einen Strom von Tränen. Das Vorgefallene kam offen zur Sprache. Die Familie ist Heinrich sehr geneigt, man stürmte daher auf Paulinen mit Vorwürfen ein. Heinrich besprach sich mit meiner Mutter und wollte von ihr wissen, ob ich Paulinens Neigung teile oder nicht. Die Mutter sagte, sie wisse es nicht, und riet ihm, persönlich Rücksprache mit mir zu nehmen: ich hätte schon längst gewünscht, seine Bekanntschaft zu machen. Sie sagte ihm auch, ich hätte bei Paulinen immer seine Partei genommen. Er antwortete, daß er dies schon von Paulinen gehört habe und daß er mich jedenfalls aufsuchen werde. Hierauf entfernte er sich, nachdem er noch zu Lotte geäußert, daß jetzt alles darauf ankomme, ob ich die Neigung Paulinens erwidere oder nicht. Auch sagte er, zwei Studenten hätten ihn vor einiger Zeit gefragt, ob er denn noch immer in die Hofgasse gehe wegen seines Liebchens — es sei dort gegenwärtig der Hamerling am Brett . . .

Pauline und die Mutter blieben bis gegen Abend. Pauline brachte den ganzen Tag nicht einen einzigen Bissen über ihre Lippen. Ein paarmal umarmte sie meine Mutter und fragte sie, ob auch *sie* ihr zürne. Die Mutter sagte, sie zürne nur *mir*, und werde mich tüchtig ausschelten, daß ich solche Dinge angestiftet. Darauf bat aber Pauline schmeichelnd, mir ja keine Vorwürfe zu machen. Auf dem Heimwege sagte ihr die Mutter: „Aber warum mußten Sie es denn so frischweg heraussagen, daß Sie Heinrich nicht mehr lieben?“ — „Sollte ich ihn denn betrügen?“ erwiderte sie. — „Liebt Sie der Robert wirklich?“ fragte die Mutter weiter. „Hat er Ihnen so etwas gesagt?“ — „Ich weiß nicht,“ versetzte Pauline, „er hat wohl so etwas merken lassen, als wenn er mich lieb hätte, aber davon habe ich dem Heinrich nichts gesagt, und werde auch nichts sagen: eher lasse ich mir die Zunge herausreißen!“ Als die Mutter sich von ihr trennte, äußerte sie, daß sie sich sehr unwohl fühle, und bat nochmal, mir keine Vorwürfe zu machen.

Der Eindruck, den die Ereignisse dieses Tages auf mich gemacht haben, ist nur zum geringsten Teil ein freudiger — er ist im ganzen ein schmerzlicher, der Grundton der wechselnden Stimmungen meiner Brust ist *Wehmut*. Was ist

die Liebe? Hat Pauline ihren Heinrich nicht glühend geliebt? Dieser Gedanke verfolgt mich wie ein Dämon und läßt keine reine Freude an Paulinens Hingebung in mir aufkommen. Ich denke daher auch, die Hand, die sie mir bietet, keineswegs sofort zu ergreifen. Ich will ihr Bedenkzeit lassen, Zeit zu reiflicher Selbstprüfung. Wer weiß, ob sie den heutigen Entschluß nicht morgen wieder bereut? Jede leiseste Spur einer solchen Gesinnungsänderung in ihren Mienen, in ihrem Wesen — ich habe für solche Dinge ein sehr feines Gefühl — würde mir eine unerträgliche Qual bereiten. Auch mangelt es mir an Selbstvertrauen: ich denke, daß es ziemlich leicht ist, ein Mädchen anzuziehen, zu verwirren, zu betören, sehr schwer aber, es dauernd zu fesseln und in immer gleicher Wärme zu erhalten. Wer bürgt mir dafür, daß ich von Paulinen nicht auch einmal durch eine ähnliche Erklärung, wie heute Heinrich, überrascht werde? Einem solchen Schlage würde meine Natur erliegen.

Wenn übrigens Heinrich auch sein Schicksal vielleicht gefaßter erträgt, als ich es ertragen würde, so weiß ich doch, daß er Unendliches leiden wird, und bei dem Gedanken an ihn erfaßt mich das tiefste Mitgefühl. Ich kann es mir nicht verzeihen, daß ich die Veranlassung zu den Qualen gewesen bin, die jetzt sein bitter getäuschtes Herz bestürmen müssen. Allerdings hatte ich niemals unredliche Absichten, aber meine verwünschte Neugier, zu erforschen, ob ich geliebt werden könne — das Bestreben, Paulinens Empfindungen zwar nicht zu beeinflussen, aber zu beobachten und auszuspähen — ferner in manchen Augenblicken auch der Taumel eines Dichterherzens, und endlich die hartnäckige Einbildung, ich könne Paulinens Herz, wenn auch vielleicht ein wenig für mich einnehmen, doch niemals dem Heinrich dauernd entfremden: das alles hat mich, oder vielmehr Paulinen, so weit gebracht, daß ich mich jetzt vor mir selber beschämt fühle. Meinte ich doch, die Natur habe mir, wie für das Schöne, so auch für das Gute und Edle einen regen Sinn gegeben. Hat dieser Sinn mich in diesem Falle so ganz verlassen? Aber ich war bis jetzt nur ein träumerischer Jüngling, ein Lebensneuling ohne Erfahrung: erst der heutige Tag hat mich zum Manne gereift. Gesinnungsstärke und Charakter sind mir jetzt erst in

ihrer Bedeutung klar geworden und sollen von jetzt an die Angelpunkte meines Lebens sein.

2. Februar.

Mittags ging ich zu Paulinen, um ihr zu sagen, wie ich über die Katastrophe von gestern denke. Ich war in Verlegenheit, den rechten Ton zu finden. Ich dankte ihr mit Rührung für die mir bewiesene Zuneigung, erklärte aber zugleich, daß ich mir Vorwürfe mache, die Veranlassung ihrer Losreißung von Heinrich gewesen zu sein; daß ich jedoch an die Möglichkeit ihrer Wiederversöhnung mit Heinrich glaube, und daß es meine Absicht sei, in diesem Sinne an letzteren zu schreiben. Sie wollte aber davon nichts wissen. Im übrigen schien sie ziemlich ruhig.

Abends war ich wieder bei ihr. Sie war etwas verstimmt. Ich trieb Scherze in harmlosester Art und brachte sie zum Lachen. Dann Klavier gespielt. Endlich rückte ich mit meinem Vorschlag heraus und bat sie, sich durchaus nicht als gebunden zu betrachten, es sei besser, wenn wir uns erst prüften. Sie schüttelte den Kopf leise; ihr wäre ein festes Bündnis lieber, meinte sie, jedoch unter der Bedingung, daß es auch ihr Vater erfahre. „Wenn es einmal Ihr Vater weiß," sagte ich, „dann sind wir fester gebunden, als wir vielleicht wünschen." — „Was schadet das," versetzte sie; „warum sollen wir nicht fest gebunden sein?" — Ich bestand aber auf meinem Vorschlage. Sie fand denselben „sonderbar". Nach einer Pause blickte sie mich nachdenklich an und sagte: „Könnte ich Ihnen nur ins Herz hineinschauen!" — Ich fragte sie, ob sie denn fühle, daß ihre Liebe zu mir glühend und unerschütterlich sei — meine Ansprüche seien in dieser Beziehung groß. Ich setzte ihr auseinander, daß mich nur eine tiefe, innige Liebe beglücken könne. Ihre Augen schienen zu fragen, ob denn ich so liebe. „Wenn Sie mich lieben wollen," sagte ich, „so müssen Sie mich leidenschaftlich lieben: eine andere Liebe genügt dem glühenden Bedürfnis meines eigenen Herzens nicht." Sie wußte nicht, wie sie sich diesen Ausdruck deuten solle, kam in eine naive Aufregung und fragte etwas später meine Mutter, was ich denn wohl verstehe unter

leidenschaftlicher Liebe. „Ich liebe ihn aufrichtig,“ sagte sie, „was will er mehr?“

3. Februar.

Mittags bei Paulinen, die eben einen Brief von Heinrich erhalten hatte. Ich nahm davon Veranlassung, ihr die Notwendigkeit auseinanderzusetzen, daß man sich vor übereiltem Eingehen eines Herzensverhältnisses hüten müsse. Ihre Erfahrungen mit Heinrich hätten sie belehrt, wie sehr und wie lange Zeit man sich über seine eigenen Empfindungen täuschen könne. Heinrichs Vorwürfe seien gerecht, und damit sie nicht ein zweites Mal im Leben Gefahr laufe, solche Vorwürfe hinnehmen zu müssen, so möge sie auf meinen gestrigen Vorschlag eingehen und sich nicht als an mich gebunden betrachten, bevor sie sich noch einer längeren Selbstprüfung unterzogen hätte. Nach langem Zaudern sagte sie: „Nun ja, wenn Sie es durchaus wollen.“ — „Nicht weil ich es so will,“ sagte ich, „es muß Ihr eigener Entschluß sein.“ — „Wenn Sie nun einmal glauben,“ erwiderte sie, „ich könne nicht treu lieben, so können wir es ja auf die Probe ankommen lassen! Bleibt es aber bei dem, was Sie gestern gesagt haben, daß nämlich, wenn auch jetzt unser Bündnis nicht gleich ein festes ist, es doch später ein solches werden kann?“ — „Warum nicht?“ gab ich zur Antwort, „wenn wir es beide im Lauf der Zeit so wünschenswert finden sollten?“ „So sind wir also über diesen Punkt im reinen?“ fuhr ich fort. — „Ja!“ versetzte sie und sah mich dabei mit forschenden Augen an, als ob sie nicht recht sicher wäre, welchen Eindruck ihre Zustimmung zu meinem Vorschlage auf mich machen würde. „Ich für meine Person,“ sagte sie, „hätte bei weitem vorgezogen, ein bindendes Verhältnis einzugehen, aber es ist vielleicht wirklich gut, wenn wir uns erst prüfen. In meinem Innern bin ich ganz entschieden, aber ich will nicht so leicht mehr etwas gewiß behaupten oder versprechen. An meiner Liebe zu Ihnen können Sie aber in keinem Falle zweifeln, wie hätte ich sonst mich zu dem Schritte entschließen können, den ich um Ihretwillen getan habe?“ — „Es könnte aber der Fall eintreten,“ sagte ich, „daß Sie einen Mann fänden, den Sie noch

lieber gewännen als wie mich?" — „Ich glaube nicht!" versetzte sie.

„Ich glaube nicht" — diese Worte klangen mir ein wenig naiv. Ich muß überhaupt gestehen, daß ich bei dieser ganzen Angelegenheit einen kleinen Hintergedanken hatte. Aus der größeren oder geringeren Raschheit und Entschiedenheit, mit welcher Pauline auf meinen, im übrigen ganz ernst gemeinten Vorschlag einging, glaubte ich immerhin auch eine Art von Maßstab für die Stärke und Entschiedenheit der Empfindungen, die sie für mich hegte, zu gewinnen. Ich hätte es nicht ungern gesehen, wenn sie sich gegen die aufgedrungene Prüfungszeit noch etwas ernstlicher gesträubt hätte.

5. Februar.

Meine Mutter ließ Paulinen einladen, heute den Zirkus mit ihr zu besuchen, wo eine Kunstreitergesellschaft sich produzierte. Pauline kam nachmittags, die Mutter abzuholen; ich ging ebenfalls mit. Wir sprachen aber nur das Nötigste mitsammen, obgleich wir im Zirkus nebeneinander saßen. Ich war verstimmt: das leidige „Ich glaube nicht" von gestern hatte einen Stachel in meiner Brust zurückgelassen. Nach der Vorstellung gingen wir mit Paulinen in ihre Wohnung. Ich setzte mich dort nicht wie sonst zu ihr, sondern zu ihrem Papa und sprach mit ihm. Darüber wurde sie gleich traurig. Dann spielte ich Klavier. Sie stellte sich zum Ofen im Hintergrunde des Zimmers, in Gedanken versunken, soviel ich merken konnte. Als der Papa ihr bedeutete, es schicke sich nicht, sich zum Ofen zu stellen, und sie anwies, am Tische Platz zu nehmen, ging sie aus dem Zimmer und kam nach einiger Zeit mit Spuren von Tränen in den Augen zurück.

Ich sagte ihr später, daß ich einen Brief an Heinrich geschrieben und daß ich ihr denselben vor der Absendung mitzuteilen wünsche. Sie wußte es so einzurichten, daß ich ihr denselben ungehindert im Nebenzimmer vorlesen konnte. Nachdem ich damit zu Ende gekommen, fragte sie: „Also Sie haben die Überzeugung, daß meine Liebe zu Ihnen nur eine vorübergehende Empfindung sei?" (Diesen Ausdruck hatte ich nämlich in meinem Briefe gebraucht.)

Ich bejahte es. „Und woher haben Sie diese Überzeugung?“ fragte sie weiter. Ich kam einigermaßen in Verlegenheit. „Sie haben ja doch selbst zugestanden,“ sagte ich, „daß Sie nicht leicht mehr etwas gewiß versprechen können; auch haben Sie die Möglichkeit nicht abgeleugnet, daß, wie ich Ihnen lieber war als Heinrich, so ein Dritter Ihnen früher oder später lieber werden kann als ich.“ — Diese Worte versetzten sie in eine unbeschreibliche Aufregung. „Jetzt verstehe ich Sie ganz,“ rief sie, „jetzt weiß ich, wo Sie hinauswollen. Nachdem Sie die Sache früher so lange gedreht und gewendet hatten, bis ich mich mit Ihrem Vorschlag einverstanden erklärte, machen Sie mir nun wieder aus meiner Zustimmung den unerträglichsten Vorwurf. Glauben Sie jetzt, was Sie wollen, ich werde nichts mehr sagen.“

Bald darauf entfernten wir uns. Pauline war im höchsten Grade niedergebeugt; ich selbst war mit mir nicht ganz zufrieden. Sie war so schön gewesen, die Locken standen ihr so gut. Morgen will ich jedenfalls wieder zu ihr gehen und sie versöhnen.

6. Februar.

Mittags bei Paulinen. Sie lag im Bette, mit Kopfweh, ganz krank und matt. Bei meinem Eintreten erschrak sie: sie hatte mich nicht erwartet. Ich bat sie wegen des Gestrigen um Vergebung. Sie sagte: „Ich habe eine schreckliche Nacht gehabt; schon gestern konnte ich, als Sie fortgingen, kaum mehr sprechen und gehen; es hatte mich das, was Sie mir sagten, unendlich angegriffen. Schon tausendmal habe ich es bereut, Ihren Vorschlag angenommen zu haben. Es hat mich noch am selben Tag gereut, gleich als Sie fort waren, und ich hätte Ihnen dies auch gestern gesagt, wenn mir Ihr Benehmen nicht allen Mut dazu geraubt hätte.“ — „Sie sagen das alles wohl aus Mitleid mit mir,“ versetzte ich. — „Hören Sie auf mit diesem Wort,“ rief sie. „Habe ich denn mit Heinrich Mitleid gehabt? O wenn Sie wüßten, was ich diese Nacht alles gedacht und gefühlt habe, Sie würden gewiß nicht so sprechen!“

Sie wollte mich gar nicht fortlassen, hielt mich an allen Zipfeln zurück und wollte durchaus wissen, was es denn nun

weiter mit uns sein werde. — Ich sagte, es freue mich unendlich, daß sie mir heute so gut sei, was morgen komme, wollen wir abwarten.

8. Februar.

Nachmittags kam Pauline, die Mutter zu einem Spaziergange abzuholen. Während diese sich bereit machte, las ich Paulinen aus „Hafis" von Daumer vor. „Wie doch der dazu kommt," sagte sie, „alle die Gedanken auszusprechen, die man auch gehabt hat!" Wir waren beide in zärtlicher Stimmung. Der Zielpunkt unseres Spazierganges war der Schloßberg. Als wir ganz oben auf der Spitze standen, ringsumher die Stadt zu unseren Füßen, da kam mir plötzlich ein kecker Einfall. „Wie wäre es," sagte ich in rosigster Laune zu Paulinen, während meine Mutter abseits mit irgendeinem Gegenstande beschäftigt war, „wie wäre es, Pauline, wenn wir jetzt hier, auf der Spitze des Berges, im Angesichte der ganzen Stadt, einander einen Kuß gäben. Die Leute fangen ohnedies an, von unserem Liebesverhältnis bedeutend zu munkeln: können wir das Philistergeschwätz, das schon an meinen Besuchen bei Ihnen Ärgernis nimmt, genialer verachten, als durch eine Umarmung hier oben vor dem Auge des Himmels, der Berge ringsher und der ganzen Stadt da unten, neben den Kanonen und Schilderhäuschen der Zitadelle obendrein? Können wir der Welt besser ein Schnippchen schlagen?" — Pauline war einverstanden, wir küßten einander, und der ehrwürdige Schloßberg erschien uns sofort nur wie ein hochaufgerichtetes Monument, bestimmt, das Andenken unseres Kusses zu verewigen. — Wir gingen dann mit Paulinen in ihre Wohnung. Sie war ganz Hingebung und erwiderte meine Zärtlichkeiten mit inniger Wärme. Es kam später eine alte Frau zu Besuch. Das war mir und Paulinen sehr unbequem, aber unter einem gewissen Vorwande konnten wir im Nebenzimmer eine Zeitlang plaudern. Da wir aber alles um uns her vergaßen, so ließen wir, allem guten Anstande zum Trotz, die alte Frau und meine Mutter ungebührlich lange allein. Pauline war unendlich liebenswürdig. Wir kosten und scherzten wie die Kinder. Ich fragte sie, wer sie küssen gelehrt. Sie sagte: Heinrich, aber so süß wie die meinigen seien

seine Küsse nicht gewesen. Als wir zuletzt unmöglich noch länger bleiben konnten, sagte sie: „Jetzt gebe ich Ihnen noch ein Küßchen, dann gehen wir hinein."

9. Februar.

Ich war heute mittag und auch nachmittag mit Pauline zusammen. Sie erzählte mir, wie ihr die Leute jetzt sehr viel Böses nachsagen, und man ihr die Lossagung von Heinrich sehr verargt.

13. Februar.

Heute war ich es, der Paulinen verschiedenes mitteilte, was man von ihr spreche. Ich gab ihr zu verstehen, daß man namentlich mit Bezug auf ihren Bruch mit Heinrich ihr den Vorwurf eines leichten, wankelmütigen Sinnes mache, und daß man, wie es die Art der Leute ist, manches andere Gerede daran knüpfe. Sie verteidigte sich mit Lebhaftigkeit.

„Sie hätten vielleicht," sagte ich unter anderem, „Heinrich längst aufgegeben, wenn sich Ihnen z. B. Aussicht zu einer vorteilhaften Heirat geboten hätte." — „Als ich Heinrich entsagte," versetzte sie, „da wußte ich nicht, ob ich je mit Ihnen vereinigt werden könne, und weiß es ja im Grunde auch jetzt noch nicht. Sie tun mir also unrecht, wenn Sie den Beweggrund meiner Hingebung an Sie in Wankelmut oder gar in äußeren Rücksichten zu finden glauben."

Später kam die Rede darauf, daß ich ihr ihre Freiheit gelassen habe. „Schöne Freiheit!" sagte sie. „Wollen Sie sie nicht?" fragte ich. „Nein," erwiderte sie; „aber ich will Ihnen nichts aufdrängen, was Sie nicht wollen. Sie kennen meine Gesinnung und ich werde darin unwandelbar bleiben; aber aufdringen werde ich mich Ihnen nicht!" — „Nun," fuhr ich fort, „ich werde mich über die Sache mit mir selbst beraten." — „Sie hätten sich aber schon hinlänglich beraten können: Sie nahmen sich ja Zeit genug dazu!" — „Aber nach den Bedenklichkeiten, die in mir durch das vielleicht nicht durchaus grundlose Gerede der Leute neuerdings angeregt worden sind . . ." — „Nun freilich, — ich merke schon, wo das Ganze hinaus will!" — „Wenn ich auch von all diesem Gerede nichts für wahr halten wollte, als was

Ihre Beziehungen zu **mir** betrifft, so wird mir doch eine gewisse Zurückhaltung von jetzt an dadurch auferlegt. Ich gefährde durch meine öfteren Besuche Ihren Ruf, auch kann ich Ihnen nicht länger verhehlen, daß meine Mutter, die bisher an unserem Verkehr keinen Anstoß nahm, nicht bloß mir die öfteren Besuche bei Ihnen zum Vorwurfe zu machen anfängt, sondern auch selbst ihren Umgang mit Ihnen auf das Notwendige beschränken will." Diese Mitteilung machte auf Pauline, die meiner Mutter eine herzliche Zuneigung entgegengebracht hat, einen sehr tiefen und schmerzlichen Eindruck. Sie war zu Tränen bewegt. Ich wollte gehen: sie verlangte aber von mir Gewißheit über unser Verhältnis. — „In acht Tagen!" sagte ich. „Nein gleich! Sind Sie denn noch immer nicht entschlossen? Da hat sich ja alles umgekehrt! Früher warfen Sie mir vor, daß ich mit mir noch nicht im reinen sei, und jetzt sind Sie es, der schwankt und mich durch Ungewißheit ängstigt!" — „Widerlegen Sie vor allem das Vorurteil der Welt. Wollen Sie das?" — Sie legte die Hand auf meine Schulter und sah mich mit warmem und innigem Blick an. Ich äußerte, daß ich nicht so lammherzig sei wie Heinrich, und daß ich einem Liebchen, das mich verriete, den Tod geben würde. Scherzend fügte ich hinzu, ich sei bereit, mit ihr ein festes Bündnis einzugehen unter der Bedingung, daß sie sich von mir totschießen lasse, wenn sie mir untreu werde. — „Ich darf Sie aber doch auch totschießen?" fragte sie. — „Nein!" versetzte ich; „wenn Sie mir untreu werden, so geben Sie mir den Tod, und dafür verdienen Sie ihn auch." — „Und wissen Sie so gewiß," entgegnete sie, „daß nicht auch **ich** den Tod davon haben würde, wenn Sie mich verließen?" — „Ich glaube nicht," versetzte ich. Sie war darüber sehr unwillig.

14. Februar.

Ich hatte heute eine Flasche Rheinwein geschenkt bekommen. Obgleich ich sonst nie Wein trinke, hatte ich doch von diesem ein wenig gekostet und war dadurch in eine aufgeweckte Laune geraten, die ich zu Paulinen mitbrachte, als ich sie abends besuchte. Als ich merkte, daß sie an meiner lustigen Stimmung, deren Veranlassung ich ihr erzählte, eine kindische Freude hatte, und sich einbildete, ich

sei ein wenig benebelt, so übertrieb ich ihr zu Gefallen die Symptome meiner Weinlaune, plauderte wunderliches Zeug und trieb allerlei Possen. Sie kam dadurch selbst in die rosigste Laune und aus närrischem Vergnügen an meiner Narrheit trieb sie es am Ende so toll wie ich. Es war ein köstlicher Abend, obgleich meine Mutter und ihr Papa zugegen waren.

15. Februar.

Mittags war Pauline bei uns. Ich sprach wenig mit ihr allein.

16. Februar.

Abends bei Pauline. Sie war verdrießlich. Ich fragte nach dem Grunde. Sie sagte, es sei kein Wunder, sie sei aber zu stolz, den Grund anzugeben. „Wer hat Sie gekränkt. Ich vielleicht?“ — „Ja!“ Nach wiederholten Fragen kam's heraus: „Nun sind es schon acht Tage .... erinnern Sie sich nicht? ....“ — „Sie verargen es mir, daß ich die Bedenkzeit habe verstreichen lassen, ohne Ihnen eine bestimmte Erklärung zu geben. So hören Sie denn, was ich Ihnen zu sagen habe. Nicht sowohl mich als Sie wollte ich prüfen. Soweit ich Sie nun kennen gelernt zu haben glaube, scheint es mir, daß Sie mich allerdings glücklich machen könnten. Ich habe früher als Poet einem weiblichen Ideal nachgetrachtet, aber die Ideale muß man am Ende immer fahren lassen. Ich wünsche nichts weiter als mit Ihnen vereinigt zu bleiben, und, beglückt durch Ihre Zuneigung, Sie selbst so glücklich als möglich zu machen. Im übrigen bleibt es bei dem, was ich vom Totschießen gesagt habe.“

Durch diese Erklärung fühlte sich Pauline beruhigt. Sie war sehr zärtlich und warm. Ich phantasierte ihr vieles vor, wie ich sie einst, wenn ich als Dichter hervorgetreten sein und mir einen Namen gemacht haben würde, glücklich, angesehen, berühmt, unsterblich machen wolle. Sie sagte aber, sie mache keinen Anspruch als den an meine Liebe.

17. Februar.

Heute war ich in Begleitung Paulinens und meiner Mutter in Eggenberg bei Lotte. Auf dem Wege zeigte mir

Pauline die Stelle, wo sie Heinrich die denkwürdige Eröffnung getan hatte. Es sind etwa 3—400 Schritte, bevor man zum Schloß gelangt.

Pauline bekam später Kopfschmerz. Es herrscht noch immer einige Mißgunst gegen sie in Lottens Familie wegen des Bruches mit Heinrich. Ich hatte mit Lotten allerlei Witzgefechte.

19. Februar.

Pauline teilt mir mit, sie habe von unserer Liebe mit ihrem Vater gesprochen; es wäre ihr lieb, wenn ich ebenfalls zu ihm davon eine Erwähnung machte.

20. Februar.

Abends bei Paulinen — Erzählungen aus meiner Kinderzeit — lebhaftester Anteil.

Sie nennt jetzt den Heinrich, wenn sie seiner erwähnt, nicht mehr beim Taufnamen, sondern beim Zunamen: Bancalari.

22. Februar.

Abends bei Paulinen. Mancherlei Geplauder, von Heinrich, von ihrer ersten Liebe u. dgl. Da sie mit Heinrich lange Zeit in ziemlich ungehindertem Verkehr stand, so hatte ich mich schon lange mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß der zärtliche Umgang Paulinens mit Heinrich weiter gediehen sei als mit mir. Als ich mit solchen Andeutungen mich hervorwagte, stellte Pauline die Wahrheit meiner Voraussetzungen aufs entschiedenste in Abrede, und da ich mich ein wenig ungläubig zeigte, so sagte sie zuletzt, indem sie die Hand vertraulich auf meine Brust legte: „Denken Sie, was Sie wollen, ich sage nichts mehr."

Ich verlangte Küsse von ihr und sagte unter anderem: „Wenn Sie mir zwanzig Küsse geben, so erlaube ich Ihnen aus Dankbarkeit — einen anderen zu lieben." — „Sie reden wirklich manchmal so sonderbar," versetzte sie gekränkt; „ich glaube, Sie haben sich schon wieder anders besonnen . . ."

Im übrigen war sie sehr warm und liebenswürdig; ich für meine Person war so zärtlich und mutwillig, daß sie zuletzt über „Bosheit" klagte. Sie ließ mich aber doch nicht fort, wenn ich gehen wollte.

23. Februar.

Mittags kam ich auf kurze Zeit zu Paulinen, um etwas bei ihr abzuholen; abends ging ich wieder hin, hörte aber von der Köchin, bevor ich eintrat, daß Pauline Besuch von ihrer Freundin Ludmilla und vom jungen Sölder habe. Ich zog es daher vor, wieder meiner Wege zu gehen.

24. Februar.

Nachmittags besuchte uns Pauline. Sie fragte mich, als wir uns allein sprechen konnten, ob ich nicht gestern in ihrer Wohnung gewesen sei. Sie sagte, sie habe, als ich anläutete, sogleich gefühlt, daß *ich* es sei, ohne sich einen Grund dafür angeben zu können. Ich und meine Mutter gingen dann mit ihr und blieben den Abend dort. Als ich einmal mutwillig den Kopf auf ihren Schoß legte, nahm sie eine Schere, schnitt mir einen Büschel Haare ab und steckte ihn zu sich. Sie hatte sich für den Abend eigens meine Lieblingsfrisur gemacht.

25. Februar.

Vormittags bei Paulinen; ich las ihr aus Platen vor. Seine Sonette und Gaselen *entzückten* sie. Sie horchte mit größter Spannung zu und wurde ganz warm dabei. Einiges wollte sie sich abschreiben. Abends kam ich wieder zu ihr, in Begleitung meines Freundes C., und bat sie, die neuliche Tanzübung mit mir zu wiederholen, da ich nebst Freund C. und Pauline selbst für morgen abend auf einen Hausball in befreundeter Familie eingeladen bin. Ludmilla und ihre Schwester Charlotte — Paulinens intimste Freundinnen, mit ihr in demselben Hause wohnend — waren eben auch anwesend. Charlotte ist eine noble, sehr interessante Gestalt. Ich unterhielt mich häufig mit ihr, was auf Pauline nicht den besten Eindruck zu machen schien. Als die beiden Schwestern fort waren und ich mich zu Paulinen setzte, sagte sie mir unter anderem, um mich zu ärgern, ich hätte mit Charlotten im Gespräch so viel Eifer entwickelt, daß ich ihr und Ludmillen ein wenig lächerlich vorgekommen sei und daß sie sich erlaubt hätten, meine Gesten und Handbewegungen nachzumachen und zu verspotten. Pure Eifersucht. Seltsamerweise habe aber ich weit mehr Grund, eifer-

süchtig zu sein; denn eben diese Charlotte hat zum Geliebten einen äußerst liebenswürdigen Hauptmann, mit welchem Pauline sehr häufig zusammentrifft, wenn sie ihre beiden Freundinnen besucht. Sie bringt sogar ganze Abende in dieser Gesellschaft zu. Ich habe bemerkt, daß der edle Kriegsmann Paulinen nicht weniger imponiert als allen anderen Mädchen.

26. Februar.

Die Mädchen haben einen Plan gemacht, daß wir übermorgen abend bei Ludmilla und Charlotte tanzen sollen, wozu auch der Hauptmann und noch einige andere Bekannte geladen sind.

27. Februar.

Ein ereignisreicher Tag. Abends fand man sich in verabredeter Weise zu dem Hausball in Charlottens und Ludmillens Familie zusammen. Der Hauptmann war anwesend und machte durch sein blendend schönes Äußere, noch mehr aber durch sein äußerst liebenswürdiges und doch anspruchloses Benehmen einen höchst vorteilhaften Eindruck. Ich habe nicht bald einen Mann gesehen, der den Frauen gefährlicher sein konnte, und doch erschien er mir durchaus frei von Kurmacherei. Die Bescheidenheit seiner Haltung machte aber das Freundliche und Edle seines Wesens nur noch ansprechender. Während ich mich selbst dem wohltuenden Eindrucke dieser Persönlichkeit mit einem gewissen Interesse hingab, glaubte ich zu bemerken, daß auch Pauline mit ihrer gewöhnlichen Naivität sich dem Wohlgefallen überließ, das dieser interessante Mann in ihr erregen mußte. Sie tanzte häufig mit ihm; ihre Augen leuchteten wärmer, wenn sie ihn ansah; mich schien sie zuletzt gar nicht mehr zu bemerken. Ich sprach zum Scheine viel mit Charlotten, während ich Paulinen aufmerksam beobachtete. Daß sie an dem Hauptmann Gefallen fand, hätte ich ihr als etwas Natürliches vergeben können, aber daß sie von der Naturgewalt dieses Eindrucks gar nicht zurückzukommen schien, daß sie nicht so viel Besonnenheit, so viel Selbstbeherrschung verriet, um zu begreifen, daß ihr Benehmen meine Eifersucht erregen müsse, ja daß sie mich, wie gesagt, gar nicht mehr zu be-

merken schien: das war es, was mich mit bitteren schmerzlichen Gedanken erfüllte. Alle marternden Zweifel an Paulinens Charakterstärke fanden neue Nahrung: das Schicksal Heinrichs schwebte mir vor Augen. Sie ist ein Wesen, rief es in mir, das dem Eindrucke des Augenblicks immer besinnungslos sich hingibt, ein Wesen, das in sich selbst nicht den geringsten Halt besitzt, der sie vor Verirrungen schützen könnte; sie ist eine Leichtsinnige, die den Mann, der sie liebt, nur unglücklich machen muß. Wie sie Heinrich verraten, mitleidslos verraten hat, ebenso mitleidslos wird sie auch mich verraten, sobald sie ein neuer Eindruck hinreißt. Ich litt furchtbar, mein Sinn verwirrte sich, ich war meiner nicht mehr mächtig; fiebernd saß ich da.

Endlich kam sie in meine Nähe, setzte sich neben mich und sagte: „Sind Sie mißlaunig?" — „Ja!" — „Warum?" — „Sie fragen warum?" entgegnete ich fiebernd. — „Ja, warum?" wiederholte sie. — Ich blickte sie fest an und sagte ruhig: „Weil Sie eine leichtsinnige Kokette sind!" — Sie starrte mich an. „Was?" stammelte sie. — „Weil Sie eine leichtsinnige Kokette sind!" wiederholte ich. Ihr Busen fing an zu wogen, ihre Augen glänzten, ihre Wangen flammten. Einige Augenblicke war sie sprachlos. Endlich stieß sie die Worte hervor: „Was habe ich denn getan?" Dabei schien sie im ganzen mehr erschrocken als erzürnt. „Mit wem kokettiere ich denn?" fuhr sie fort. „Mit dem Hauptmann!" gab ich zur Antwort. — „Jetzt sagen Sie mir, woraus Sie das schließen? Ich will es wissen, ich muß es wissen." — „Ich weiß was ich weiß. Lassen Sie es gut sein. An ein Verhältnis zwischen uns ist nach dem, was ich Ihnen ins Angesicht gesagt habe, nicht mehr zu denken. Ich sage Ihnen daher nur noch: ändern Sie sich; so wie Sie sind, mit diesem unseligen Mangel an Gesinnung, an Selbstbeherrschung, sind Sie keiner aufrichtigen Liebe wert!" — „O Gott, mit dem Hauptmann!" rief sie; „da soll mich gleich Gott strafen, der Blitz soll mich niederschlagen, wenn das wahr ist! Da könnten Sie ebenso gut sagen, daß ich in den C. oder in den jungen Menschen dort verliebt bin!"

Sie sprach ganz laut, man wurde aufmerksam. Meine Mutter kam und setzte sich neben uns. Pauline erzählte ihr

den ganzen Vorgang, sie sprach mit großer Lebhaftigkeit und äußerte unter anderem, eine so unerhörte Kränkung könne sie nicht dulden, sie werde alles ihrem Vater mitteilen. Diese Zornesäußerung unterbrach aber ein kleines Intermezzo, das mich wenigstens in der Erinnerung rührt, und das von ihrem guten Herzen Zeugnis gibt. Während sie nämlich noch aufgebracht mit der Mutter sprach, bot diese mir ein Glas mit einem kalten Getränk, das man ihr selbst eben gereicht hatte. „Oder bist du vielleicht erhitzt?“ fragte sie. Ich griff nach dem Glase wie einer, dem an Gesundheit und Leben nichts liegt. Pauline aber sah, daß ich wirklich noch im höchsten Grade erhitzt und aufgeregt war, und schob unwillkürlich die Hand der Mutter samt dem Glase mit einer abwehrenden Gebärde zurück.

Mein Auftritt mit Pauline war in der kleinen Gesellschaft nicht unbemerkt geblieben; man blickte neugierig nach uns hin. Die schöne Charlotte kam auf mich zu und fragte mich sehr gutmütig mit einem landesüblichen Ausdruck: „Warum so grandig?“ — Ich schämte mich vor den Leuten; wenn es allgemein im Saale bekannt wurde, daß mich die Eifersucht mit dem Hauptmann zu einer leidenschaftlichen Szene hingerissen, so mußte ich die lächerlichste Figur spielen; ich unterdrückte daher meine Bewegung und unterhielt die liebenswürdige Dame Charlotte, die neben mir Platz genommen hatte, mit einem bunten, tollen Feuerwerk von Poesie und Humor, wie es mir zuweilen in krampfhaft aufgeregten Momenten gelingt. Ich war galant — und erregte dadurch eine Art von Sensation.

1. März.

Auch der Kaltblütigste dürfte zugeben, daß es sehr schwer ist, einem Mädchen, das schon einmal einen Geliebten verlassen hat, volles Vertrauen zu schenken. Bei aller Dankbarkeit und Zuneigung muß ihr selbst derjenige mißtrauen, zu dessen Gunsten sie untreu gewesen ist. Ich empfinde es unendlich schmerzlich, daß es so ist, aber ich kann es nicht ändern. Pauline hat gestern dies natürliche, nie zu verbannende Mißtrauen durch ihr Benehmen in mir zu einer qualvollen und leidenschaftlichen Aufregung gesteigert. Wenn ich sie so verklärt von innigem Vergnügen, mit so reizend

entflammten Augen und Wangen, ganz Selbstvergessenheit und naive Hingebung, im Arme des Hauptmanns tanzend dahinfliegen sah, wenn ich sah, daß ihre Blicke ihm überall folgten und daß ich schon lange Zeit hindurch für sie gar nicht mehr existierte, da drängte sich mir der Gedanke unwiderstehlich auf: Pauline ist ein reizendes, naives, warmfühlendes, aber leichtsinniges, durch ihre Hingebung an jeden einzelnen Moment sich selbst und andere unglücklich machendes Mädchen. Und weil ich so dachte, so habe ich es auch herausgesagt; denn mein Interesse für alles das, was ich als wahr empfinde, ist so groß, daß ich es aussprechen muß, und daß gegen diesen Drang mir alle anderen Rücksichten der Welt in nichts verschwinden. Der Ausdruck, den ich Paulinen ins Gesicht schleuderte, war ungalant, war grob: aber ich fühlte in jenem Augenblicke ganz andere Bedürfnisse, als das, galant und fein zu sein. So ist mein Naturell: aber ich wünschte freilich, es wäre anders geartet. Ich wünschte, da wir nicht im Naturzustande leben, im Verkehre mit Welt und Menschen mich den Formen anzupassen, welche die Konvenienz festgesetzt hat, und welche, wenn sie den freimütigen Ausdruck der Empfindung hindern, doch auch der Übereilung, der Leidenschaft einen sehr wohltätigen Damm setzen. Ich war gestern ein Barbar, ein Tektosage, ein rebellischer Ingomar, und wenn ich als zivilisierter Mensch gelten soll, so habe ich meiner Parthenia etwas abzubitten. Ich nehme von dem Inhalte meiner Beschuldigung kein Jota zurück, aber die rücksichtslose Art, in welcher ich sie aussprach, diese bereue ich und wünsche sie aus dem Gedächtnis Paulinens auszutilgen.

Diese Gedanken trieben mich schon am Morgen, den altgewohnten Pfad in die Hofgasse einzuschlagen. Pauline war durch mein Eintreten nicht wenig überrascht. „Ich muß noch ein paar Worte mit Ihnen sprechen, Fräulein Pauline,“ sagte ich. „Es wäre mir lieber,“ sagte sie, „wenn Sie mit meinem Vater sprechen wollten.“ — „Sie haben ihm also mitgeteilt, was vorgefallen ist?“ — „Ich bin sein Kind; soll er es nicht erfahren, wenn mir so etwas widerfährt?“ — „Sie haben ihm also diese Kränkung nicht ersparen können?“ — „Er hat gesehen, daß ich fortwährend weinte, und da ist er so lange in mich gedrungen, bis ich

ihm alles sagte." — „Hätten Sie nicht eine Erklärung von mir abwarten können?" — „Ich habe nicht gedacht, Sie je wiederzusehen."

Ich ließ mich darauf in eine weitläufige Auseinandersetzung und Rechtfertigung ein. Sie fragte, schon ganz beruhigt: „Sagen Sie mir doch, hatten Sie wirklich keine andere Ursache zu dieser Übereilung, als die Eifersucht mit dem Hauptmann?" — „Welche andere sollte ich gehabt haben?" versetzte ich. Sie hatte förmliche Freude, daß es nichts weiter sei als dies, und wurde ganz zutraulich. Sie hätte mir, sagte sie, zu einer solchen Eifersucht durchaus keinen Anlaß gegeben; vielmehr hätte ich sie vernachlässigt, indem ich immer mit Charlotten gesprochen, so daß der Hauptmann zuletzt schon verdrießlich wurde, und daß er und Charlotte etwas gespannt auseinandergingen. Wäre dies wahr, so hätten wir ja sozusagen eine Eifersuchtspartie zu vieren ausgeführt. Ich war mit Paulinen eifersüchtig wegen des Hauptmanns, der Hauptmann mit Charlotten um meinetwillen, Pauline mit mir wegen Charlotten, und Charlotte vielleicht mit dem Hauptmann wegen Paulinens. — Es ist freilich unglaublich, daß ein stattlicher Hauptmann sich durch einen zwanzigjährigen Poeten eifersüchtig machen lasse, aber er ist vielleicht eifersüchtig von Natur, und die Eifersucht leistet auch Unglaubliches.

Pauline beteuerte nochmals, daß ihr der Hauptmann ganz gleichgültig sei; sie habe erst neulich zu Ludmilla geäußert, er sei zwar ein schöner Mann, aber lieben würde sie ihn nicht können. Später kam der Vater Paulinens nach Hause und empfing mich barsch und grob, im höchsten Grade erzürnt; er verbot mir sein Haus für immer. Ich entfernte mich und sagte, ich würde mich schriftlich rechtfertigen. Er entgegnete, er wolle von mir nichts weiter hören und werde keinen Brief von mir annehmen.

2. März.

Gestern abend hatte ich zwei Briefe, einen an Paulinen, den andern an ihren Vater gesendet: heute morgens erhielt ich beide unerbrochen zurück. Auch Daumers „Frauen-

bilder und Huldigungen“ kamen mit zurück und Gruppes „Musenalmanach“. Im Daumer fand ich durch Papierstreifen angemerkt: Bd. II. S. 185 und 209.

Mittags kam das Dienstmädchen, die Hanni, wieder. Pauline ließ die Mutter dringend bitten, sie zu besuchen. Die Hanni selbst, die Paulinen zärtlich liebt, weinte vor Herzeleid über das Zerwürfnis, weil sie sieht, daß Pauline darunter leidet. „Ach,“ rief sie, „wenn wir sie nur wieder aussöhnen könnten!“ Abends ging die Mutter zu Paulinen und nahm die beiden verschmähten Briefe wieder mit. Pauline empfing sie mit großer Freude; sie erzählte, der Vater habe ihr strengstens verboten, den an sie von mir gerichteten Brief zu lesen: es sei ihr äußerst schwer gefallen zu gehorchen, und sie habe ihn die ganze Nacht unter ihrem Kopfkissen gehabt. Sie fragte, was ich mache, was ich gesagt habe, als die Mutter fortging, ob ich die Gedichte gefunden, die sie mir im Daumer bezeichnet habe. Sie sagt, sie habe mir schon verziehen, aber der Vater sei noch nicht zu besänftigen, indessen wolle sie das möglichste tun, um seinen Zorn zu stillen. Sie habe ohnehin die Schuld auf sich genommen und gesagt, sie sei wirklich mit dem Hauptmann sehr freundlich gewesen und habe immer mit ihm getanzt. Auch habe sie ihm heute gesagt, als er in die Kirche ging: „Siehst du, Vater, du gehst in die Kirche, aber dem Hamerling willst du nicht verzeihen!“ Er habe ihr keine Antwort darauf gegeben. Sie bete auch fleißig darum, daß mir der Vater verzeihe, und habe sich deswegen sogar nach Mariazell verlobt. — Die Mutter gab ihr den Brief, und nachdem sie ihn gelesen, sagte sie: „Also doch nur wegen des Hauptmanns!“ Dann fügte sie voll Freude hinzu: „Nicht wahr, Frau H., Sie können es bestätigen, daß ich ihm schon verziehen habe, bevor ich den Brief gelesen!“

„Aber was fangen wir nun an,“ fuhr sie fort, „bis der Vater versöhnt ist? Hereinzukommen, das darf er nicht wagen, bis es der Vater wieder erlaubt; meinen Sie, daß ich hinausgehen soll?“ Die Mutter machte ihr bemerklich, daß dies ohne den Willen ihres Vaters auch nicht rätlich sei. Sie ließ mich bitten, ihr doch den Daumer wiederzuschicken, sie müsse noch mehrere Stellen für mich anmerken, und wir wollten jetzt durch den Daumer miteinander sprechen.

Sie erkundigte sich auch, ob ich die Rose noch habe, die sie mir vor einigen Tagen gegeben, und was ich damit getan.

3. März.

Die Mutter ging zu Paulinen und brachte ihr den Daumer zurück, in welchem ich verschiedene Gedichte angemerkt hatte. Pauline hatte darüber viele Freude und sagte, der Vater sei schon etwas mehr besänftigt; sie stehe in der Predigt immer neben ihm, und wenn eine Stelle vorkomme, die auf christliche Liebe und Nachsicht Bezug habe, so stoße sie ihn immer an; den für ihn bestimmten Brief (den er neulich zurückgeschickt), habe sie schon auf seinen Tisch gelegt und ihm gesagt, daß ihn die Mutter selbst gebracht habe; er habe ihn zwar noch nicht gelesen, aber doch auch nicht wieder zurückgewiesen. Sie esse auch nicht viel, um ihn ängstlich zu machen. Sehr angelegentlich fragte sie, was ich tue und sage, und was ich dazu gesagt habe, daß sie mir so schnell verziehen, und was ich dazu sage, daß sie mich grüßen lasse, und ob ich sie noch liebe, und was ich tun werde, sobald der Vater mir verziehen habe. Sie erzählte der Mutter auch, daß Charlotte eigentlich einen kleinen Kropf habe, und daß der Hauptmann sich ein paar Tage nicht mehr habe sehen lassen, aus Eifersucht! (?)

5. März.

Heute nachmittags kam die Hanni von Paulinens Vater gesendet, mit dem Auftrage, meine Mutter für den Abend einzuladen. Als die Mutter hinging, hörte sie schon auf der Stiege Paulinen Klavier spielen und singen. Beim Eintreten kam sie ihr voll Freuden entgegen und war äußerst gut gelaunt, weil der Vater nun einen Schritt zur Versöhnung getan habe. Sie wollte wissen, was ich tun werde, wenn mir der Vater verziehen habe; denn ich hatte ihr bei der letzten Besprechung gesagt, ich begreife sehr wohl, daß unser Verhältnis nach dem, was vorgefallen, nicht leicht wieder angeknüpft werden könne, ob sie mir nun grolle oder nicht. Der Papa redete sehr gemäßigt und schien eine Aussöhnung selbst zu wünschen. Er sagte, er sei gezwungen, mir zu verzeihen, da Pauline sonst allzusehr leiden würde;

sie sei immer bis Mitternacht wach, und er wisse, daß sie weine und bete. Schließlich sagte er, er wünsche nur dies eine, daß ich in die Kirche gehe und Gott um Verzeihung bitte: wenn dies geschehen sei, so wolle auch er mir verzeihen. Die Mutter möge es ihm sagen, sobald ich es getan. — Als die Mutter sich entfernte, gab ihr Pauline eine Rose für mich mit, die erste, die an ihrem Stock aufgeblüht war. Während die Mutter mit ihrem Papa sprach, zitterte sie vor Angst und Aufregung in der Ungewißheit, was wohl jetzt entschieden werden würde; als aber alles gut abgelaufen, küßte sie den Papa und war ganz glücklich. Nur als meine Mutter auf ihre Frage, was ich jetzt tun werde, erwiderte, sie wisse es nicht, wurde sie wieder traurig und sagte: „Ja was soll denn das werden? So kann es doch nicht bleiben; die Ruhe meines Lebens wäre dahin!“

8. März.

Die Mutter war bei Paulinen. Sie ist wegen meines Ausbleibens sehr besorgt, und scheint es übelzunehmen, daß ich mich nicht beeile, für mein Vergehen die Verzeihung des Himmels zu erbitten. In der Tat habe ich keine rechte Lust, mit dieser Angelegenheit den lieben Gott zu behelligen. Bevor ich mir vom Herrn Papa Quadri eine Kirchenstrafe diktieren lasse, mag die Sache gehen, wie sie geht. Die Frauen werden es zuletzt beim Alten schon vermitteln. Überdies scheute ich mich einigermaßen vor der ersten Wiederbegegnung mit Paulinen; ich fürchte, ich werde ein albernes Gesicht machen. — Pauline tat die alten Fragen: was ich mache, was ich sage, was ich tun werde, ob ich sie noch lieb habe usw. Die Mutter erfuhr unter der Hand, daß Pauline gesonnen sei, sie morgen zu ihrem Namenstage mit einer von ihr selbst (unter Kugelmeiers Anleitung) verfertigten Zeichnung zu überraschen. Da nun aber zufällig morgen zugleich Paulinens Geburtstag ist, so müssen auch wir daran denken, sie mit irgendeiner Bescherung zu erfreuen.

9. März.

Die Mutter schickte Paulinen zum Geburtstag ein hübsches Chemisettenband. Ich wußte lange nicht, was ich meiner-

seits absenden könnte. Da fiel mir ein Lorbeerblatt in die Hände, das ich vor einiger Zeit irgendwo abgepflückt und in die Tasche gesteckt hatte. Nach kurzem Besinnen entschloß ich mich, ihr in Ermangelung von etwas anderem dieses Lorbeerblatt mit einigen Versen zu übersenden. In diesen Versen sagte ich ungefähr, wenn es auch mit unserer Liebe aus sei und uns keine Rosen blühen, so wolle ich doch den kühlen, traurigen Lorbeer mit ihr teilen, sofern mir einer beschert sei. — Später kam Pauline selbst, während ich nicht zu Hause war, und überbrachte der Mutter ihre Zeichnung. Ich war absichtlich länger ausgeblieben, um mit Paulinen nicht zusammenzutreffen. Ich will nämlich, so schwer es auch meinem Herzen fällt, die vollständige Aussöhnung mit Paulinen nicht allzusehr beschleunigen; wenn ich auch in betreff der Form jener kränkenden Äußerung mein Unrecht eingestanden habe, so soll es doch nicht scheinen, daß ich auch den Inhalt zurücknehme. Ich meine, es kann für Paulinen nur heilsam sein, wenn ich sie auch ein klein wenig zappeln lasse, damit sie mir ein anderes Mal, womöglich, qualvolle Momente wie die des 28. Februar erspare. Nach den Aufregungen jenes Abends tut mir auch eine ruhige Woche beinahe wohl. Ich kann den Eindruck, den Paulinens Unzuverlässigkeit (freilich mehr eine unbewußte als bewußte Schuld) damals auf mein Innerstes machte, noch immer nicht verwinden, aber ich will das vielfach bewegte, im Grunde doch gute Kind mit den Nachwirkungen dieser Eindrücke nicht plagen. Darum habe ich bis jetzt keine Gelegenheit gesucht, hinter dem Rücken ihres Vaters mit ihr zusammenzukommen.

Die Mutter erzählte mir hernach, daß Pauline von meinem Lorbeerblatt nicht besonders erbaut und über die beifolgenden Verse sogar im höchsten Grade bestürzt gewesen sei. Sie habe sich, nachdem sie letztere gelesen, auf das Sofa hingeworfen und laut zu weinen angefangen. Sie deutete dieselben als einen förmlichen Bruch. Die Mutter suchte ihr das auszureden, was ihr auch zuletzt so ziemlich gelang. Pauline bat die Mutter, sie möge mir nichts von dem Eindrucke mitteilen, den meine Bescherung auf sie gemacht; sie lasse mir nur sagen, sie habe meine Verse noch nicht ganz verstanden. Ferner erbat sie sich

von mir den Platen. Sie äußerte, sie habe sich im Daumer wieder viele Gedichte angemerkt, die sie mir zu lesen geben wolle. Abends war die Mutter bei ihr; sie schickte mir den zweiten und dritten Band von Daumer und darin folgende Gedichte mit Papierstreifen bezeichnet:

Band II. S. 107 Nr. XXIX. (die Worte „Sehnsucht und „Herzenskind" sind unterstrichen.)

S. 203 Nr. XXIII. (unterstrichen sind die Worte:

„Ich habe keinen echten Zorn für dich:
Dir sinken an den Busen mildiglich
Möcht' ich noch einmal, küssen noch einmal dich,
Mich lösen in einen Tränenstrom und sterben.")

S. 236. Angestrichen sind die Worte: „ich bitte" bis:

„Das Auge bricht, das weinende."

S. 257. Nr. VIII. Doppelt unterstrichen sind die Worte: „doch nimmermehr" bis „prüft das Geschick".

Band III. S. 23 Nr. X. Die erste Strophe ist angestrichen; das Wort „Pein" (3. Zeile) ist dreimal unterstrichen; die zwei folgenden Strophen sind angestrichen.

S. 31 ist angestrichen.

(S. 60 Nr. X. ist angestrichen.)

(S. 84 Nr. XXI. Das Motto aus dem hohen Lied ist angestrichen.)

(S. 90 Nr. XXVI. Z. 4. „ich liebe dich" ist unterstrichen und ein P. daruntergeschrieben.)

(S. 94 Nr. XXIX. ist angestrichen; unterstrichen sind die Worte „die Schätze deines Geistes" [Z. 12]: unter dem Gedicht steht ein P.)

(S. 108 Nr. XXXV. Die zwei ersten Strophen angestrichen, darunter steht ein P.)

(S. 114 Nr. XXXVIII. angestrichen; unterstrichen die Worte „Treue" [Z. 3], „Herz" [Z. 7], „ewig" [Z. 8].)

(S. 192 Nr. VI. angestrichen; ein P. darunter.)

(S. 196 Nr. VII. angestrichen; ein P. darunter.)

Die hier in Klammern eingeschlossenen Stellen waren nicht durch Papierstreifen bezeichnet.

11. März.

Lotte von Eggenberg ist wieder hier; sie besuchte uns,

worauf sie die Mutter zu Paulinen begleitete. Pauline wurde mißmutig, als sie hörte, daß ich mit Lotten gescherzt habe und nicht traurig gewesen sei.

12. März.

Vormittags war meine Mutter mit Paulinen in der Kirche. Auf dem Rückwege begegneten mir beide, ich übersah sie aber und grüßte daher nicht. Später kam sie mit der Mutter in unsere Wohnung; sie war im Zimmer der Mutter; ich war nebenan in meinem Zimmer und ließ nicht merken, daß ich von ihrer Anwesenheit wisse. Abends war die Mutter mit ihr und ihrem Papa zusammen. Dieser tat von der schwebenden Angelegenheit keine Erwähnung. Pauline stieß ihn zuweilen mit dem Ellbogen an und sagte: „Papa, du bist nicht brav;“ sie wollte vielleicht, daß er mich einlade. Er lachte.

Ich beschäftigte mich zuweilen ganz ernsthaft mit der Frage, ob ich nicht jetzt, wo ich schon ein wenig daran gewöhnt bin, Paulinen nicht zu sehen, und die schwersten Kämpfe mit mir selbst schon überstanden habe, am besten täte, ihr g a n z zu entsagen, da mir das Verhältnis mit ihr doch nur eine aufreibende Unruhe und die immer erneuten Qualen des Mißtrauens, des Zweifels und der Eifersucht in Aussicht stellt. Jedenfalls will ich ihr so lang ferne bleiben, als ich es nur über mich gewinnen kann.

2. April.

Vormittags um 11 Uhr ging ich zu Paulinen. Sie empfing mich mit soviel Freude, daß mir sogleich das Herz aufging; ich küßte sie warm und sie mich ebenso. Sie ging zur Lade und zeigte mir versiegelte Papierchen — es waren meine Blümchen und das Fichtenreis darin, das ich ihr auf dem Gange nach Eggenberg gegeben. Wir waren beide so warm und herzlich, als ob nie etwas Unfreundliches zwischen uns vorgefallen wäre. Ich konnte vor Liebkosungen kaum zu Worte kommen. Endlich hob ich an und sagte ihr, daß ich es für das Furchtbarste von allem hielte, was mich treffen könne, von ihr getäuscht zu werden, und daß der bloße Gedanke an eine solche Möglichkeit mich seit dem 28. Februar zu dem Entschlusse gebracht habe, ihr lieber fernzubleiben,

als mich der Gefahr eines Verrates von ihrer Seite auszusetzen. Nun hätte ich aber gesehen, daß meine Zurückziehung, mein Fernbleiben sie kränke, und so wolle ich mich denn lieber in Gottesnamen wieder der Gefahr aussetzen, als sie noch länger quälen. Sie möge mir also treu bleiben, solange sie es könne; doch bände ich sie nicht. Sie möge immer ihrem Herzen folgen; nur um das eine bäte ich sie, mir es nicht so trocken herauszusagen wie dem Heinrich, wenn sie einen anderen liebte, da mein Naturell anders geartet und einem solchen Schlage nicht gewachsen sei. Sie erwiderte, ich solle nichts fürchten: ich würde nie so etwas zu hören bekommen. Ich bat sie noch einmal, eingedenk zu bleiben, daß ich bei dem Umgang mit ihr meine ganze Seelenruhe ihr zum Opfer bringe. „Sie werden begreifen," sagte ich, „daß es kein angenehmes Gefühl sein kann, immer vor einer Kanone zu stehen, die jeden Augenblick losgehen kann." — „Sie wird nicht losgehen," sagte sie. — „Geladen ist sie wenigstens," erwiderte ich, „und auch blinde Schüsse könnten mich sehr erschrecken." — Wir kosten und plauderten nun in herzlichster Weise. Pauline war sehr zärtlich; sie wollte mich gar nicht fortlassen. An der Türe drückte sie mir nach vielen Küssen noch lange die Hand aus Leibeskräften.

Nachmittags ging ich mit meiner Mutter, Paulinen und dem Kollegen Ficker auf den Rosenberg. Ich konnte nur wenig mit Pauline allein sprechen. Doch wurde in halben Worten und Blicken und sonstigen Aushilfsmitteln der Liebe, die ihre Wege zu finden weiß, viel Herzliches ausgetauscht. Als wir in den Wald kamen, ergriff mich jene alte Waldlust: die Zeit der „Sonette an meine Lilie" kam mir in den Sinn — ich sprang davon, eilte in das Tal hinab und legte mich dort in einer tiefen Schlucht ins dichteste Gebüsch. Lange lag ich da und mir geschah so wohl, daß ich am Ende den Plan faßte, gar nicht mehr zur Gesellschaft zurückzukehren, sondern mich auf eigene Faust herumzutreiben und meinen Phantasien nachzuhängen. Aber man rief mich unausgesetzt, so daß ich zuletzt nicht länger anstehen konnte, mich wieder zu zeigen. Pauline saß auf einem Baumstrunk und schrie vor Freuden auf, als sie mich erblickte. Ich stürzte über Stock und Stein auf sie zu und legte ihr eine Handvoll Primeln zu Füßen, die ich in der Wald-

schlucht gepflückt hatte. Sie war hocherfreut darüber, ich aber war so voll tollen Ungestüms, der sich austoben mußte, daß ich ihr die Blumen wieder entriß und ringsum verstreute. Das gute Kind vergab mir das und alles andere, weil ich nur wieder zum Vorschein gekommen war. Sie sagte treuherzig: „Ich habe mich da niedergesetzt, als Sie fortgingen, und habe gesagt, ich gehe nicht weiter, bis Sie wieder da sind. Haben Sie mich denn nicht gehört, ich habe Sie ja beim Namen gerufen?“ — In meinem Übermute fuhr ich fort, auf unserem Wege seitwärts über Schluchten zu springen, an den steilsten Anhöhen hinaufzulaufen, und Paulinen durch meine Wagehalsigkeit jeden Augenblick in unsägliche Angst zu versetzen. Zuletzt führte ich sie selbst auf den rauhesten Wegen mit mir fort, und leitete sie an der Hand über Geröll und Abhänge. Da ich noch ein paarmal Lust zeigte, in das Dickicht zu entspringen, so bat sie mich recht innig, es bleiben zu lassen, und um mir ein Zugeständnis zu machen, schlug sie selbst vor, daß die ganze Gesellschaft sich auf ungebahnten Pfaden halte. Sie lief auch voran und ließ sich von mir verfolgen. Zuletzt fing sie an, meine Lieder (aus dem Musenalmanach) zu rezitieren. Es tat mir sehr wohl, meine Verse in waldiger Einsamkeit von süßen Lippen erklingen zu hören. Wir kehrten erst in später Abendstunde nach Hause zurück.

3. April.

Abends bei Paulinen. Wieder herrschte große Herzlichkeit. Sie erzählte mir, was für eine unvergeßlich schwere Zeit die Wochen unserer Trennung für sie gewesen seien. Als ich äußerte, daß ich ihr soviel habe sagen wollen und mir jetzt nichts einfalle, erwiderte sie, daß es ihr auch so gehe; daß sie oft so vieles denke, was sie mir sagen wolle, aber wenn ich da sei, dann könne sie keine Worte finden; am leichtesten könne sie noch durch den Daumer zu mir sprechen. Es wurde viel gekost und geküßt. Als ich einmal in poetischer Ekstase zu ihr sagte: „Sie sind die kleine Königin meines großen Herzens!“ nahm sie an dieser Selbstüberhebung keinen Anstoß, sondern ging darauf ein und versetzte: Sie sind der große König meines kleinen Herzens!“

6. April.

Heute abend brachte ich Paulinen mein Porträt, eine sehr gelungene Photographie, im Profil aufgenommen. Sie hatte sehr viel Freude damit. Es folgte zärtliches Geplauder und Gekose. Auch las ich ihr mein Sonett „Verschollene Liebe“ vor, das mit den Worten anfängt: „Was sendest du mir, neu mich zu besiegen“ usw., und das ich geschrieben, als ich von ihr den Daumer mit den bezeichneten Gedichten zurückerhalten. Dies Gedicht machte einen sehr großen Eindruck auf sie; sie blickte mir lange mit Innigkeit und Wehmut ins Auge. Auch las ich ihr einige Stücke aus Julius Sturms „Zwei Rosen oder das hohe Lied der Liebe“ vor und erregte damit gleichfalls ihr wärmstes Interesse. Wir konnten uns fast gar nicht trennen; das Liebesgetändel wollte kein Ende nehmen. Verwirrtes Haargelock, brennende Wangen, geschlossene Augen, Momente leidenschaftlicher Hingebung, ekstatische Zustände — und doch alles in harmloser, kindlicher Unschuld — waren wieder an der Tagesordnung.

7. April.

Heute gab ich Paulinen einen Nachtrag zu meinem Porträt; ich schnitt für sie aus einem älteren Konterfei, das ein Wiener Freund vor Jahren gezeichnet hatte, den Schnurrbart heraus, weil ihr dieser so sehr gefiel und auf dem neuen Bilde ein solcher nicht zu finden ist. Von einer anderen Photographie, bei welcher der Kopf mißlungen ist, der Rumpf aber sich sehr gut ausnimmt, schnitt ich ihr den letzteren herab; und so hat sie die disjecti membra poetae beisammen, was ihr unendliche Freude macht.

8. April.

Pauline kam vormittags zu uns, während ich nicht zu Hause war; sie half aus Übermut der Mutter kochen und stellte mir in meiner Stube allerlei Schabernack an.

9. April.

Nachmittags begleitete ich die Mutter zu Paulinen und verfügte mich dann in ein Konzert. Pauline war über mein Weggehen sehr betrübt.

10. April.

Pauline sagte mir mittags, als ich sie besuchte, unter anderem, daß sie gestern abend noch im Bette sehr viel mit meinem Bilde gesprochen habe, und zwar so lange, bis es ihr vorgekommen sei, als ob es ein wenig lächle. Sehr ärgerlich sei es ihr aber gewesen, daß es nicht auch gesprochen habe. „Sie haben also das Porträt schon öfter angesehen?“ fragte ich. „Das versteht sich,“ sagte sie lachend, „alle Tage.“ — „Wann?“ fragte ich weiter. „Des Morgens beim Aufstehen?“ — „Auch beim Niederlegen,“ erwiderte sie; es wundert mich nur, daß das Porträt noch keine Flecken im Gesichte bekommen hat.“

19. April.

Es ist nicht allzuschwer, ein Herz zu betören und zu gewinnen, aber es zu erhalten, das ist schwer. Mehr als alles habe ich bei Paulinen eine gewisse Stagnation zu fürchten, und ich habe mich überzeugt, daß es für sie besser ist, wenn sie sozusagen in der Schwebe gehalten oder durch irgend etwas in Spannung versetzt wird, als wenn sie sich meiner Zuneigung und meiner Treue vollkommen sicher weiß. Ich habe in letzter Zeit unmöglich übersehen können, daß sie zuweilen an Heinrich denkt: sie hat Augenblicke, in welchen ihre Stimmung und Haltung sich nicht anders deuten läßt. Daß er über ihren Verlust, wenn die Leute Wahres berichten, sich so ziemlich getröstet hat, das macht auf sie einen heimlich kränkenden Eindruck, und ich fürchte, es ist nicht bloß ihre weibliche Eitelkeit, sondern auch ein wenig ihr Herz bei dieser Sache interessiert. Es ist sehr möglich, daß alte Gefühle dann und wann wieder, wenn auch nur vorübergehend, aufwachen. Um sie zu zerstreuen und von unersprießlichen Gedanken abzuziehen, habe ich zu einem früher mit Erfolg gebrauchten Mittel neuerdings gegriffen. Ich habe wieder einmal die Äußerung fallen lassen, daß sie sich „nicht für gebunden betrachten möge“, „daß ich ihr auch jetzt noch volle Freiheit lasse“ usw. Es scheint nun, daß dies Mittel von neuem in erwünschter Weise wirkt. Heute mittags war ich bei ihr. Sie war verstimmt und sagte, als ich ihr deswegen Vorwürfe machte, nur, ich sei schuld an ihrer

schlimmen Laune. Aus dem Umstande, daß ich ihr „ihre Freiheit lasse“, könne sie nur auf Erkaltung meiner Liebe schließen. Ich versetzte, daß mich dabei nur die Rücksicht auf ihr Wohl leite.

27. April.

Abends bei Paulinen. Sie kam mir mit verweinten Augen entgegen, schien aber jetzt freudig bewegt durch meine Ankunft. Sie sagte, sie habe immerfort nachgedacht, was denn das bedeuten möge, daß ich nicht komme. Dann fing sie gleich vom Balle an, den ich besucht hatte, und stellte sich, als habe sie vieles erfahren, was ich dort getan. Als ich mich traulich zu ihr setzte, da schüttete sie ihr Herz aus und erzählte mir, sie habe die Nacht, welche ich auf dem Balle zubrachte, gar nicht schlafen können, sie wisse selbst nicht warum; sie habe sogar geweint. Der Vater habe dazu beigetragen durch einige Worte. Er habe gesagt: „Nun, heute ist dein Robert auf dem Ball und wird sich wahrscheinlich recht gut unterhalten. Mir scheint, er wird immer kälter gegen dich.“

Ich fragte sie, ob sie denn nichts davon gespürt, daß mein Herz immer bei ihr war. Zum Beweis zog ich ein Gedicht hervor, das ich auf dem Balle selbst gemacht hatte:

Umsonst winkt Frauenschöne
Und Glanz und Reigen mir:
Mein Herz ist fortgewandert,
Mein Herz, es ist nicht hier.

Fern in ein trautes Stübchen
Entflog es gar geschwind:
Drin ruht auf weichen Kissen
Das liebe, süße Kind.

Sie seufzt im Traum: „O Lieber,
Wie kränkst du mich so sehr!
Du flatterst wie ein Falter
Um schöne Frauen her!“

So seufzt sie und im Traume
Sehnt sich ihr Herz nach mir,
Und ahnt nicht, daß das meine
Ruht lauschend still bei ihr.

Auch sagte ich ihr, daß ich zum Beweis, wie sehr ich ihrer eingedenk gewesen, ein Zweiglein von dem grünen Gesträuch, mit welchem der Saal dekoriert war, für sie abgepflückt, daß es mir aber jetzt als etwas gar zu Geringfügiges erscheine; sie wollte es aber durchaus haben, und so gab ich es ihr. Später ließ ich die Äußerung fallen, sie werde all das Schöne und Zärtliche, das sie mir jetzt sage, früher auch dem Heinrich gesagt haben. Sie sagte: „Vergleichen Sie sich doch nicht mit dem Heinrich; das ist wie die Faust aufs Auge. Sie wissen, daß ich Sie ganz anders liebe.“ Es kam die Rede darauf, daß er sich über ihren Verlust getröstet zu haben scheine und daß er ihren Ruf vor den Leuten nicht schone. „Ich habe zu Gott gebetet,“ sagte sie, „daß Heinrich sich nicht zu sehr kränke, sollte ich auch selbst darunter leiden. Ich hätte mir sonst nie verzeihen können, was ich ihm angetan, als ich nun einmal nicht anders konnte.“

Es kam die Rede auch wieder auf die Freiheit, die ich ihr gelassen; sie äußerte neuerdings, sie könne sich dabei nicht beruhigen; wenn es ihr auch zuweilen scheine, als täte ich es in guter Absicht, so erhalte doch bald wieder der Glaube die Oberhand, daß Mangel an wahrer Liebe mich dazu verleite. Ich gab mir Mühe, ihr begreiflich zu machen, daß es zu ihrem Besten geschehe.

Sie sagte noch, ich könne gar nicht ahnen, wie tief manches Mal mein Glaube an die Möglichkeit eines Wandels ihrer Zuneigung sie schmerze. Beim Abschied drückte sie mir die Hand, verlangte selbst einen Kuß und versprach uns morgen zu besuchen.

29. April.

Auch heute sagte Pauline wieder gelegentlich: „Vergleichen Sie sich nicht mit dem Heinrich: das ist wie hundert und eins.“

20. Mai.

Ich habe in letzter Zeit mein Tagebuch ganz vernachlässigt und will daher in der Kürze das Versäumte nachholen. Noch im April kam einmal eine ziemlich lebhafte Szene zwischen mir und Paulinen vor, weil sie, ich weiß

nicht, ob absichtlich oder aus Vergeßlichkeit, mir eine Unwahrheit gesagt hatte. Die Szene fiel abends vor, und als später Paulinens Vater und meine Mutter zugegen waren, sprachen wir beide kein Wort miteinander und fühlten uns infolge der vorhergegangenen Aufregung unwohl, wobei sich der eigentümliche Umstand ergab, daß ich eine Art Fieberfrost empfand, während Pauline sich über Hitze beklagte. Dies machte Paulinens Vater und meiner Mutter Spaß, uns beiden aber gar nicht.

Eines Tages schwur mir Pauline, daß sie sich nichts vorzuwerfen habe und daß ihr außer Heinrich und mir noch niemand einen Kuß gegeben. Zwei Tage später kam sie eigens zu uns und eröffnete mir, sie habe mich neulich unwissentlich belogen: es habe ihr nämlich einmal ein gewisser P. einen Kuß gegeben, was ihr erst jetzt eingefallen sei; ihr Gewissen lasse es nicht zu, daß sie mir dies verschweige.

An einem Mittwoch nachmittag war ich mit ihr in Eggenberg, und als wir in Begleitung von Lottens Familie im Walde spazieren gingen, machte ich ihr wieder viele Angst, indem ich an einem sehr steilen und hohen Steinbruch emporkletterte.

Am ersten Mai machten wir unsern Bund aufs neue „fest", und Pauline nahm zu größerer Bekräftigung des Treuschwurs am selben Morgen die Kommunion. Nichtsdestoweniger trat bald darauf wieder eine Spannung ein, veranlaßt dadurch, daß Pauline sich zuweilen wieder verstimmt zeigte und gegen mich sich launisch und zweideutig benahm, was mich neuerdings besorgen ließ, daß ihr das Andenken Heinrichs im Herzen spuke. Eines Abends aber saß ich bei ihr, während sie in ihren Sachen kramte; da kam ihr plötzlich ein Büschel von Heinrichs Haaren in die Hände, die sie von ihm vorzeiten zu „ewigem Andenken" erhalten hatte. Als ich einige Bemerkungen fallen ließ, in welchen sie Spuren von Eifersucht zu erkennen glaubte, hielt sie den Haarbüschel ins Licht und verbrannte ihn vor meinen Augen. Dies Verfahren aber machte auf mich einen ganz anderen Eindruck, als Pauline gewünscht hatte. Ich fand es herzlos. O Unbestand menschlicher Dinge! Diese vor meinen Augen verbrannte Haarlocke des einstigen Geliebten wird mir mein Leben lang als düsteres Symbol

vor Augen schweben. Ich hätte Pauline in jenem Augenblicke ohne Herzeleid verlassen können — — Wohl bin ich grausam und undankbar: wenn ich merke, daß Pauline Heinrichs eingedenk ist, so betrübt es mich, und wenn sie sein Andenken entweiht, so mache ich es ihr auch wieder zum Vorwurf. Aber kann ich anders?

Ich bin mißmutig, und die Launenhaftigkeit Paulinens gibt mir hinlänglichen Grund zu schmollen und mich wieder auf den Fuß kühler Zurückhaltung zu setzen. Pauline ärgert und betrübt sich darüber in liebenswürdiger Weise, aber sie kann sich doch nicht entschließen, durch ein wahrhaft offenes, zärtliches Entgegenkommen zur Wiederherstellung des guten Einvernehmens die Hand zu bieten.

„Sehen Sie," sagte sie neulich zu meiner Mutter, als wir nach einem Besuche von ihr fortgingen, „sehen Sie, er gibt mir nicht einmal die Hand — aber ich sage nichts!" — „Wenn es von Gott zu erbitten wäre," sagte sie dieser Tage auch einmal zur Mutter, „daß wir friedlich miteinander leben, so müßte ich es schon erbeten haben."

21. Mai.

Spaziergang gegen Maria Trost mit Pauline, Ludmilla, Sophie, Freund Ficker und meiner Mutter. In der Waldhütte wurde Milch getrunken. Pauline bot mir ein Vergißmeinnicht an mit den Worten: „Wenn ich wüßte, daß Sie es nicht wegwerfen —." Wir gingen ins Waldtal hinab, nur Pauline und die Mutter blieben zurück. Als wir zurückkehrten, fand ich Pauline sehr traurig; es schien, als hätte sie geweint. Ich improvisierte ein Waldmärchen von der Nixe, die wir, wie ich behauptete, drunten im Tale gefunden hätten, und brachte dabei viele Beziehungen auf Pauline an, die sie verstehen und beherzigen konnte, wenn sie wollte. Später gingen wir noch einmal in die Niederung hinab, und auch Pauline begleitete uns. Ludmilla gab mir Vergißmeinnichtstengel zum Andenken. Auf dem Heimwege sprach Pauline wieder viel mit der Mutter und beschwerte sich, daß ich sie so ganz vernachlässige. „Was werden die anderen von uns denken?" sagte sie.

22. Mai.

Vormittags begleitete ich Pauline zum Photographen, da sie sich konterfeien lassen wollte. Sie benahm sich immer recht freundlich gegen mich. Abends holte ich die Mutter ab, die bei ihr zu Besuch war. Sie zeigte mir ein Rosenstöckchen, das ihr der schalkhafte kleine Zeichenmeister Kugelmeier verehrt und mit einem Zettel versehen hatte, auf welchem geschrieben stand: „Rosa Hamerlingi purpurea.“ Zwei kleine Knospen waren daran schon erschienen; sie hatte große Freude darüber. Auch von anderen Neckereien Kugelmeiers erzählte sie mir, z. B. wie er um den Rand ihres Zeichenbrettes herum meinen Namen in weit auseinanderstehenden Buchstaben heimlich eingeschrieben. Sie habe es anfangs gar nicht beachtet.

26. Mai.

Pauline beklagte sich heute wieder über meine Kälte. „Stellen Sie sich vor, Frau H.,“ sagte sie zu meiner Mutter, „seit dem ersten Mai hat er mir nicht einen einzigen Kuß gegeben.“

28. Mai.

Pauline zeigte mir wieder eine große Menge von Gedichten, die sie sich aus den „Dichtern der Liebe“ von Diethe abgeschrieben. Sie beweist in der Auswahl immer sehr guten Geschmack.

29. Mai.

Daß ich nach Italien reisen will, sobald ich kann, ist Paulinen nicht angenehm; sie will nicht einmal, daß ich nach Wien gehe. Zu meiner Mutter sagte sie, sie habe erfahren, ich wolle in den Ferien nach letzterer Stadt reisen, und man habe ihr geraten, dies nicht zuzugeben, da ich dort eine frühere Bekanntschaft erneuern würde. Als wir heute abend zum Besuche bei ihr waren, kam die Rede darauf; ich nahm die ganze Sache als Scherz auf. Ich äußerte, daß ich von den wenigen jungen Mädchen, die ich in Wien gekannt, kaum irgendeine wieder antreffen würde, und daß Hermine Seiser (von welcher ich Paulinen einmal erzählt habe) nun wohl schon ins Kloster werde gegangen sein,

da sie die Absicht dazu mir gegenüber wiederholt ausgesprochen, als ich noch in Wien war. — „O nein," sagte Pauline, „sie wird sicher gewartet haben!" Der gereizte Ton dieser Worte belustigte mich fast, aber es kam noch ärger. Nach ein paar ähnlichen Wechselreden, die ich scherzend, sie in tiefem Ernst geführt hatte, stand sie auf und ging hinaus. Als sie zurückkehrte, glaubte ich zu bemerken, daß sie geweint; sie sollte sich zum Abendessen setzen, aß aber nichts, sondern ging neuerdings hinaus. Der Papa suchte sie und fand sie endlich im Nebenzimmer, Tränen vergießend. Ich ging hinaus, führte sie mit heiteren Reden zurück und versetzte sie durch allerlei Scherze wieder in eine ganz lustige Stimmung.

2. Juni.

Abends mit meiner Mutter bei Pauline. Sie fand Gelegenheit, mich allein zu sprechen, und forderte mich nun geradezu auf, mich zu erklären, warum ich denn jetzt ihr gegenüber so verändert, so fremd und kalt sei; ob ich sie denn gar nicht mehr liebe. Ich wisse gar nicht, welchen Schmerz ihr mein Verhalten bereite. Ich suchte ausweichend zu antworten, aber sie ließ mich nicht los. Endlich gab ich ihr zu verstehen, daß sie mir wehe getan, indem sie mir ihr Porträt nicht gegeben, wiewohl ich es sicher von ihr erwarten zu können glaubte, da sie sich kürzlich photographieren ließ, und meine Photographie zuvor erhalten. In der Tat hatte ich es als etwas Selbstverständliches betrachtet, daß Pauline mir ihr Bild geben werde, aber ich hatte mich getäuscht, und dies verletzte mich. Sie ließ mich nun in ihrer Erwiderung erraten, daß sie den Vater gefragt, und dieser ihr widerraten habe, ihr Bild in irgendwessen Hände zu geben. Vermutlich war der alte Herr in einem antiquierten Vorurteil befangen, welches jedoch sein Töchterlein halb und halb zu teilen schien, denn sie hatte gelegentlich einmal geäußert, sie finde es nicht angemessen, daß ein Mädchen einem Manne ihr Porträt gebe, selbst nicht dem Geliebten, da sie ja dieser verlassen und sie mit ihrem Bilde vor anderen Leuten kompromittieren könne. Da mir diese Äußerung vorschwebte, so sagte ich, daß ich in jener Vorenthaltung Mangel an Vertrauen und an wahrer

Liebe erblicken müsse. Sie versicherte aber, daß ich mich, was den Mangel an Liebe betreffe, sehr täusche. „Ich sollte es Ihnen eigentlich nicht sagen,“ sprach sie, „wie sehr ich Sie liebe; ich fühle, daß ich in meinem Leben keinen Mann mehr so lieb haben könnte; ja selbst wenn Sie mich ganz verlassen und gar nicht mehr ansehen würden, müßte ich Ihnen noch meine Liebe beweisen.“

Zuletzt fragte sie, ob ich denn fortfahren wolle, mich so zu benehmen; sie könne es nicht länger ertragen. Ich sagte, mein Benehmen würde immer den Umständen gemäß sein. Während dieses Zwiegesprächs hatte ihr Papa meiner Mutter erzählt, daß Pauline seit einigen Tagen sehr traurig sei, ihm auch einmal um den Hals gefallen sei und davon gesprochen habe, daß sie in ein Kloster gehen wolle.

3. Juni.

Pauline äußerte heute zur Mutter, daß sie gesonnen sei, mir das Porträt zu geben, das nächstens die Schwester der Ludmilla für sie in Öl malen werde; sie habe sich die Sache überlegt und habe gefunden, daß sie jetzt, wo unser Bund fest geschlossen ist, ihr Bild unbedenklich in meine Hände geben könne. Indes fürchte sie, daß ich es aus Stolz jetzt nicht mehr nehmen werde, weil sie es mir nicht gleich gegeben. Die Mutter gab ihr recht und sagte, sie möge sich nicht bemühen, es sei gewiß, daß ich es nicht mehr annehmen werde. — Sie will mich also auf ein erst — Gott weiß wann? — in Öl zu malendes Bild vertrösten, statt mir einfach ihre Photographie zu geben. Sie scheint das Vorurteil oder den Eigensinn noch immer nicht überwunden zu haben.

Die Mutter erzählte mir auch, Pauline habe die Rede darauf gebracht, daß ich jetzt zuweilen den Versuch mache, zu rauchen, was ich früher nie getan. Sie hatte sich schon öfter dagegen erklärt; heute äußerte sie nun zur Mutter, sie wisse nicht, warum es ihr an mir nicht gefalle: es stehe mir nicht übel, aber es komme ihr immer vor, als sei ich zu gut, zu hoch für solche Dinge. Schon früher einmal, als davon die Rede war, sagte sie, es sei ihr selbst unerklärlich, warum es auf sie einen so seltsamen Eindruck mache, wenn ich rauche. Ich fragte sie parodierend: „Ist

Ihnen nicht, als ob Sie einen Heiligen in der Kirche mit einer Pfeife im Munde abgebildet sähen?" — „Es ist wirklich beinahe so," versetzte sie. Überhaupt macht alles auf sie einen peinlichen Eindruck, was ihr meiner nicht würdig scheint. So bin ich auch überzeugt, daß meine Ausgelassenheit, meine Scherze, mein exzessives Benehmen auf Spaziergängen, mein Springen, Klettern usw. ihr nicht selten ein wahrer Greuel sind. Auch auf meinen Anzug hat sie sorgfältig acht und spricht angelegentlich von Kleinigkeiten, die ihr in dieser Beziehung gefallen oder mißfallen.

8. Juni.

Sehr interessanter Spaziergang nach Maria Grün mit Pauline, Ludmilla, Fickers Schwester und meiner Mutter. Ich zeigte mich sehr aufgeräumt und sprach mit allen, nur nicht mit Paulinen. Bis sie wegen des Porträts auf andere Gedanken gebracht wird, setze ich mein Verhalten fort, obgleich es mir unendlich schwer ankommt. Oft möchte ich so gern wieder mein Haupt an ihre Brust lehnen, und muß doch kalt und fröhlich scheinen.

9. Juni.

Heute gab Pauline neuerdings der Mutter zu verstehen, sie sei bereit, mir ihr Porträt zu geben, wenn ich sie noch einmal darum ersuche. Sie sagte, es sei natürlich gewesen, daß sie es mir nicht gleich gegeben; sie kenne mehrere Mädchen, die sich nur schwer und auf wiederholtes Bitten entschlossen, ihren Geliebten dies zu gewähren. Sie wolle es mir aber geben, nur könne sie es mir doch nicht selbst antragen. — Pauline ist ein kleiner Starrkopf; überdies ist sie vom Heinrich das demütige Bitten und Schmeicheln gewohnt. Ich aber will mir, wenn es sein muß, das Brot auf der Straße zusammenbetteln, um Liebesbeweise aber bettle ich nicht. Ich konnte als Gegengabe für meine Photographie die ihre erwarten — und nun soll ich wiederholt und inständig darum bitten!

15. Juni.

Pauline äußerte heute gelegentlich, sie habe dem Heinrich nie einen Brief geschrieben, trotz seiner Bitten.

16. Juni.

Heute sagte Pauline meiner Mutter, daß sie schon die Kopie ihres Porträts für mich bereit habe. Sie hatte anfangs nur ein Exemplar vom Photographen genommen. Sie fragte neuerdings, ob ich es wohl nehmen würde. Meine Weigerung würde sie, so äußerte sie, aufs tiefste kränken.

18. Juni.

Pauline erzählte meiner Mutter, sie habe des Nachts geträumt, daß ich mich mit ihr versöhnt und sie in die Arme geschlossen. Sie sprach wieder von ihrem Porträt.

28. Juni.

Paulinens Namenstag. Ich konnte nicht umhin, mich heute höflicher zu zeigen und ihr Glück zu wünschen. Diesen Moment der Annäherung von meiner Seite benützte sie und gab mir endlich — endlich das verhängnisvolle Porträt, das uns seit Wochen entzweit hatte. Nun war alles wieder gut und es herrschte die schönste Herzlichkeit.

8. Juli.

Wieder ein ernsthaftes Intermezzo. Wir kamen heut auf ein delikates Kapitel zu sprechen. Ich kann den Zweifel nicht aus meiner Seele bannen, ob bei dem mehrjährigen, ungehinderten Verkehr, der zwischen Heinrich und Pauline bestand, das Verhältnis der beiden immer ein reines und unschuldiges geblieben sei. Als ich heute wieder eine Andeutung über diesen Punkt fallen ließ, brachte ich Paulinen dadurch zum Weinen.

9. Juli.

Pauline suchte mich heute durch einen Schwur über die gestrigen Zweifel zu beruhigen. Sie ist aber eine Heroine des Gefühls: Liebe füllt ihr inneres Wesen so ganz aus, daß ich — verzeih' mir's Gott! — überzeugt bin, sie würde auch falsch schwören, wenn es sich um die Beruhigung des Geliebten handelt. Als ich u. a. äußerte, Heinrich sei doch schöner und ihr persönlich sympathischer gewesen, fragte sie: „Sie haben ihn gesehen und da glauben Sie so etwas?"

Nachmittags waren wir wieder beisammen und besser gelaunt. Wir beschäftigten uns mit der theoretischen Klassifikation der Küsse und unterschieden fünf Spezies derselben, für welche wir besondere Namen erfanden.

12. Juli.

Da ich und Pauline nicht mehr schmollen, so bringen wir die Zeit wieder mit Tändeln und Kosen hin, wenn wir nämlich allein sind, wie z. B. heute. Ich schlang den Arm um ihren Hals und legte die Hand ein wenig kühn an den Rand ihres Busens, oder vielmehr an den Rand am Ausschnitt ihres Kleides. Pauline hielt meine Hand fest, gleichsam damit sie nicht weiter gehe, und zwar, da sie die Hände zum Stricken brauchte, mit ihrem Kinn. Es war aber angenehm, so festgehalten zu werden. Da ich sie scherzeshalber noch mehr zu necken Miene machte, so drückte sie meine Hand immer fester mit dem Kinn. Ich fragte sie, warum sie meine Finger in Haft halte, was sie fürchte, und warum sie meine Hand nicht auf ihrem bloßen Nacken oder Halse oder Busen ruhen lassen wolle." — „Ich will es Ihnen aufrichtig sagen," versetzte sie, „ich müßte es beichten, und da schämte ich mich zu Tod." — „Ich kann Ihnen aber leicht beweisen," entgegnete ich, „daß dies etwas ganz Unschuldiges ist." — „Ja, wenn Sie das könnten!" sagte sie. Ich warf ihr vor, daß sie sehr streng gegen mich sei, und daß ihr diese Strenge gar nicht schwer zu fallen scheine. Sie schüttelte leise den Kopf. „Ich könnte viel strenger sein!" sagte sie. Sie verbarg das Gesicht, drückte mich an sich und ihre Wange an die meine. „Ich getraue mich nicht mehr, Sie anzusehen!" sagte sie, als meine freigewordene Hand die obere Fläche ihres Busens flüchtig streifte. Sie wurde warm, wir küßten, kosten, plauderten; sie war voll wahrhafter Liebe und unschuldig-unbewußter Hingebung, freute sich an meiner Freude. Der Abschied war herzinnig.

13. Juli.

Abends bei Pauline. Sie war sehr herzlich, sehr warm und hingebend. „O Gott, mir ist heiß," sagte sie einmal, „greifen Sie meine Stirn an!" Sie hatte Momente völliger Selbstvergessenheit. Der Abschied war wieder unendlich schwer.

Ende Juli.

Nachdem ich in diesen Tagen von der Ablegung meiner Lehramtsprüfung aus Wien zurückgekehrt, fand ich Paulinen verstimmt und ihr Benehmen zweideutig. Wie man sagt, ist Heinrich während meiner Abwesenheit von Marburg hier gewesen.

11. August.

Mein und Paulinens Liebeshimmel, der in letzter Zeit ziemlich mit Wolken verhangen war, hat sich wieder aufgeklärt. Als ich heute zu ihr kam, sagte sie mir u. a.: „Gestern habe ich ein Gedicht gemacht statt der französischen Aufgabe; wie ich mich nämlich hinsetzen und die Aufgabe schreiben wollte, sind mir wieder allerlei andere Gedanken gekommen, und da habe ich einige Verse gemacht. Schon öfter wollte ich meine Gedanken niederschreiben und in Verse bringen, aber es ist mir nie recht zusammengegangen.“ — „Sie haben Verse gemacht?“ rief ich, „um Gottes willen, wo sind sie? Heraus damit!“ — „Ich habe sie wieder zerrissen,“ sagte sie, „es war ja nichts daran!“ — „Zerrissen? O Unglückselige!“ — „Freilich, es war ja nichts; ja, wenn ich dichten könnte! Aber ich kann ja nichts!“ — — „Aber wenn Sie das Blatt um des Himmels willen nicht zerrissen hätten! Wie gern hätte ich das gesehen! Es wäre mir ja nicht um die Form, sondern nur um die Gedanken zu tun gewesen, die Sie darin ausgesprochen haben!“

Da sie nun dabei verharrte, daß sie das Blatt zerrissen habe und sich auch auf die Verse nicht mehr besinnen könne, so gab ich endlich mein Drängen auf. Nach einiger Zeit aber ging sie hinaus ins andere Zimmer und kehrte dann mit den Worten zurück: „Draußen auf dem Tische liegt es, aber lachen Sie mich nicht aus!“ — Ich eilte hinaus, ergriff das Blättchen, das auf dem Tische lag und fand darauf mit Bleistift geschrieben folgende Zeilen:

An Robert.

„O könnt' ich immer dir ruhn am Busen,
An deiner trauten, liebenden Brust!
Wie wichen da all die Schmerzen,
Wie jauchzt' ich in seliger Liebeslust!“

P. 10. 8. 1854.

So einfach diese paar Reime waren, so freuten sie mich doch. Ich dankte ihr mit einem Kusse dafür. „Aber haben Sie mir denn nichts Bestimmteres, Persönlicheres zu sagen gehabt?“ fügte ich hinzu; „dieser Gedanke ist ja schon gar zu oft in Verse gebracht worden.“ — „So?“ entgegnete sie, „das habe ich nicht gewußt; ich habe halt gerade diesen Gedanken im Kopf gehabt, und so habe ich ihn hingeschrieben. Aber hätte ich Sie nur nichts davon lesen lassen! Ich habe es ja gewußt, daß Sie mich auslachen werden.“

20. August.

Kürzlich tat Pauline die Äußerung: „Wenn Sie nur einige Augenblicke in mein Herz sehen könnten und wüßten, wie es da drinnen aussieht, Sie würden mich sehr lieb haben.“

Sie versicherte auch, daß ihr immer das Herz klopfe, wenn sie mich kommen hört.

23. August.

Heute ist Pauline aus Arnfels zurückgekehrt, wo sie einige Tage bei Verwandten zubrachte. Ich fand sie merklich verstimmt, und da der männliche, in besten Jahren stehende und liebenswürdige Verwandte, in dessen Familie Pauline diese Tage zubrachte, und welchem sie sehr ans Herz gewachsen ist, gewiß alles aufgeboten haben wird, ihr den Aufenthalt angenehm zu machen, so deutete ich ihre üble Laune so, daß sie Arnfels ungern verlassen und vielleicht mir durch ihre baldige Rückkehr ein Opfer gebracht habe. Diese Wahrnehmung verstimmte mich nun auch, und so standen wir uns kühl, ja fast feindselig gegenüber. Sie übergab mir zwei schöne Blumensträuße mit den Worten: „Wenn Sie sie aber nicht nehmen, so zerreiß ich sie gleich.“ — Wir gerieten dann wieder in allerlei Erörterungen hinein, auch von Heinrich war wieder die Rede. Sie sagte, es sei nicht wahr, daß sie mit diesem zärtlicher gewesen als mit mir, und als ich sie daran erinnerte, daß sie doch selbst einmal so etwas angedeutet habe, so meinte sie, dies habe sie damals sagen können, jetzt aber sei es nicht mehr wahr. So weit wie mit mir sei sie mit Heinrich in der Zärtlichkeit nicht gegangen.

Da sie fortfuhr, mich ihrer Liebe zu versichern, so fragte ich: „Aber worin besteht denn eigentlich diese Liebe! Schildern Sie mir doch Ihr Gefühl etwas genauer!" — „Ich fühle es halt," sagte sie; „ich denke bei allem an Sie; wenn es mir irgendwo gefällt, so möchte ich Sie auch dort haben; und wenn Sie mich auch gar nicht mehr liebten, so würde ich Sie doch noch lieben. Von meiner Freude und von meinem Herzklopfen, wenn Sie kommen, habe ich Ihnen schon früher gesagt."

25. August.

Ein notwendiges Geschäft führte mich vormittags zu Paulinen. Ich sagte ihr, daß ich nur der Notwendigkeit gefolgt, indem ich zu ihr ging, da ich sonst Bedenken getragen hätte, mich wieder einer üblen Laune auszusetzen, die mir das letztemal sehr weh getan. Sie erwiderte, wenn sie kalt gewesen, so sei dies nur der Kälte zuzuschreiben, mit der ich selbst sie begrüßt. Sie habe sich schon den ganzen Tag auf unser Wiedersehen gefreut, habe die Blumensträuße für mich zugerichtet und mit Gips befestigt. Ich äußerte, daß ich es sehr bedaure, wenn sie etwa aus Rücksicht auf mich nicht länger in Arnfels geblieben sei, und daß es mir besonders leid täte, wenn etwa ihr Vater um meinetwillen sie gegen ihren Willen veranlaßt hätte, zurückzukehren. Sie sagte, daß sie es beim Vater gewiß durchgesetzt hätte, wenn sie hätte bleiben wollen, daß es ihr selber darum zu tun gewesen sei, bald wieder nach Hause zu kommen, und zwar allerdings um meinetwillen. Sie habe dort auch ihren Verwandten gesagt, sie würde nur dann auf längere Zeit nach Arnfels gehen, wenn ich von Graz fortkäme; überhaupt sei von mir öfter die Rede gewesen. Sie habe auch immer an mich gedacht und bei allen Spaziergängen und Unterhaltungen mich vermißt.

Ich brachte die Rede auf den neuen „Zimmerherrn". Sie sagte, sie habe den Vater gebeten, ihn nicht zu Besuchen einzuladen, damit er sich nicht etwa abends zu ihnen hinsetze. Der Vater habe darauf geantwortet: er werde tun, was ihm gefalle. Sie sei auch gleich dagegen gewesen, daß er bei ihnen den Mittagstisch habe. Als ich sie ein wenig mit ihm aufzog und ihn scherzweise als meinen Nachfolger

bezeichnete, sagte sie, ich solle nur unbesorgt sein; auf sie werde kein Mann mehr Eindruck machen; sie wolle überhaupt nichts mehr von einem Manne hören. Auch mit ihrer Lebensfreude sei es vorbei für immer; sie sei gestern wieder am Grabe ihrer Mutter gewesen und habe dort allem für immer entsagt. Dabei fing sie heftig zu weinen an. Sie fuhr mit heftigem Schluchzen fort und schien wirklich tief innerlich ergriffen. Sie sagte, daß es ihr leider nicht gegeben sei, ihr Gefühl immer mit Worten auszudrücken, und daß sie deshalb oft kalt erscheine; ich würde es später gewiß noch einsehen, wie sehr ich ihr unrecht tue und würde es vielleicht noch einmal bereuen. Die innere Ergriffenheit goß über Paulinens Züge einen gewissen erhöhten Liebreiz aus, der mich rührender ansprach als ihre Beteuerungen.

26. August.

Abends ging ich zu Paulinen; sie empfing mich ausgesucht freundlich. Wir gerieten bald in ein lebhaftes Zwiegespräch. Als ich wieder auf den neuen Zimmerherrn anspielte, sagte sie mir, er habe sie schon einmal besuchen wollen, sie habe sich jedoch durch die Hanni verleugnen lassen und werde dies immer tun. Er sei übrigens auch dreimal gekommen, um mit dem Vater zu sprechen, und da habe sie sich immer ins andere Zimmer zurückgezogen. Sie scherzte über seinen weiten Mund und über seinen greulichen Namen. Der Mann heißt nämlich Steiß. Später fing sie an, mich damit aufzuziehen, daß ich so oft durch die Annagasse gehe: es habe ihr jemand davon erzählt, sagte sie; sie scherzte, aber eine gewisse ernstliche Besorgnis blickte doch durch. In Beziehung auf den Zimmerherrn gab sie mir noch die ernstlichsten Versicherungen, daß ich sie ganz verkenne, wenn ich glaube, daß sie sich so leicht in jeden verliebe; im Gegenteile, kein Mann werde auf sie mehr Eindruck machen, sie werde nach mir nie einen anderen lieben. — Große Freude hatte sie, daß ich dablieb und bei Tische mitaß. Unter anderem sagte sie mir, daß sie die Gedichte, die ich ihr vor ein paar Tagen abgeschrieben, wieder durchgelesen habe und ganz besonders schön finde. Auch sie hatte ein Gedicht für mich abgeschrieben und übergab

es mir nun. Sie hatte darüber die Worte gesetzt: „Für Sie abgeschrieben, weil es so treu meine eigenen Gefühle wiedergibt.“ Nachdem ich es gelesen, sagte sie: „Ich habe auch selbst wieder ein paar Verse gemacht.“ Auf mein Verlangen lieferte sie wieder eine vierzeilige Strophe in meine Hände. „Ich habe auch ein anderes gemacht,“ sagte sie, „mit sechs Zeilen.“ Um dieses aber ließ sie sich lange bitten. Endlich brachte sie einen großen Kalender herbei und suchte darin nach dem Blatte unter anderen Papieren; ich bemächtigte mich aber mittelst einer raschen Handbewegung des gesamten Schriftvorrats und stöberte darin sofort eine ganze Brut von kleinen Liederchen auf, die da in dem alten Kalender genistet hatten. Ich machte auch diesmal wieder verschiedene Ausstellungen; sie wollte aber nichts wissen von Silbenmessung und reinen Reimen; ja sie stritt mit echtem Autoreigensinn mit mir über die Bedeutung des Wortes *wähnen*.

Es wurde dann auch viel von Marburg gesprochen. Als ich zum Papa die Bemerkung machte, Pauline habe geäußert, sie würde nie nach Marburg gehen, wurde sie zornig und verteidigte sich mit großem Eifer. Sie habe bloß gemeint, sagte sie, sie würde nicht besonders *gern* hinabgehen wegen Heinrichs Familie, die gegen sie immer übel gesinnt war; sie werde aber doch gehen, wenn es verlangt würde (d. h. wenn ich dort, was nicht unwahrscheinlich, eine Anstellung erhielte).

Als ich nach langem, herzlichem Geplauder mich entfernte und äußerte, ich sähe schon, daß es mir nicht möglich sei, ihr dauernd zu zürnen oder mich von ihr zu trennen, da sagte sie mit großer Innigkeit und wie unwillkürlich, von innerem Gefühl überwältigt, schnell die Worte herausstoßend: „Überhaupt, es ist mir halt immer, als könnt' es gar nicht anders sein, als sollten wir ganz gewiß . . .“ sie wollte sagen: „ein Paar werden“, aber sie brach errötend ab. „Ich werde ein Gedicht machen,“ fuhr sie fort, „über das, was ich sagen wollte.“ An der Stiege konnte sie sich fast gar nicht von mir trennen.

Sie hatte heut viel Unwillkürlich=Zärtliches an sich und trotz meiner durch Argwohn geschärften Aufmerksamkeit vermochte ich nichts Gezwungenes an ihr zu entdecken, sondern

mußte der Innigkeit Gerechtigkeit widerfahren lassen, die sich oft ganz unausbleiblich in Kleinigkeiten ausprägte.

27. August.

Nachmittag bei Paulinen. Sie hatte zwei Anträge zum Spazierengehen ausgeschlagen und war zu Hause geblieben, weil sie dachte, ich werde vielleicht kommen. Ich hatte vormittags auf dem Rosenberg ein heiteres Gedicht im elegischen Versmaß an sie gedichtet:

„Verschen schreibst du an mich, mein Liebchen, und es erfreut mich
Herzlich, doch es umschwebt Sorge zugleich mir das Haupt" usw.

Als ich es ihr gab und sie es vor mir laut herlas, hatte ich Freude an der richtigen Betonung und Skandierung, die sie den Hexametern und Pentametern angedeihen ließ, obgleich sie dabei nur von einem metrischen Instinkte geleitet wurde.

Durch Umwege des Gesprächs kamen wir auf die weiblichen Wesen zu sprechen, mit welchen ich bisher in eine nähere, mehr oder weniger freundschaftliche Berührung gekommen war. Ich gab ihr eine kurze Übersicht dieser Damen, von der kleinen Anastasia angefangen, welcher ich als achtjähriger Bube in der Schule aus Galanterie die Federn schnitt, bis auf sie selbst. Sie hörte diese Mitteilungen aus meiner Knaben- und frühesten Jugendzeit mit großer Spannung an; während ich sprach, hielt sie meine Hand in der ihren; einmal legte sie ihre Wange darauf und ließ mich fühlen, wie sie glühe; sie war ganz heiß. Als ich mit meiner Erzählung fertig war, sagte sie, sie habe meine bisherigen Liebchen gezählt; es seien gerade elf, und sie selbst mache also das Dutzend voll. Sie sah dies als eine gute Vorbedeutung an und war sehr froh, daß sie nicht die Dreizehnte sei. Ich weiß nicht, wie es kam, daß sie dabei so warm und innig wurde. Sie fragte mit tiefer Bewegung, ob ich sie auch so vergessen würde, wie diese Elf. Ich sagte: „Nein, ich werde Sie nie vergessen; Sie stehen mir am nächsten von allen Wesen auf Erden." Darüber war sie sehr gerührt. „Wenn es nur auch wahr wäre," sagte sie. Sie sprach noch viel von der innigen Zuneigung, die sie für mich hege; wie sie sich mir so verwandt und vertraut fühle, als kenne

sie mich von jeher. Auch könne sie sich immer gar nicht denken, daß wir nicht „zusammenkommen“. Ich sagte: „Sie werden mich aber doch vielleicht nicht glücklich machen, denn Sie zeigen Ihre Liebe oft zu wenig äußerlich.“ — „Wenn ich aber dann,“ sagte sie schnell — sie wollte sagen: „wenn ich aber dann recht zärtlich bin?“ — „wenn Sie mich aber dann,“ fuhr sie fort, „genauer kennen lernen und finden, wie sehr ich Sie liebe, so würden Sie ja doch vielleicht sich glücklich fühlen?“ — Sie war außerordentlich innig. Ich mußte abends mitessen. Wir unterhielten uns sehr gut.

Anfangs September.

Ich hatte wieder eine kleine Kontroverse mit Paulinen wegen Heinrichs. Als ich meinte, die alte Neigung zu ihm rege sich doch noch zuweilen in ihr und dergleichen, so wollte sie von nichts wissen und beteuerte: „Wenn Gott Vater selbst vom Himmel herabsteigt, so sage ich doch nein!“ Ich erzählte ihr, ich hätte gehört, Lotte in Eggenberg wolle noch eine Zusammenkunft zwischen ihr und Heinrich in Eggenberg veranstalten. „Ich sehe die Lotte nie mehr an, wenn sie so etwas tut!“ rief sie, und in betreff Heinrichs versicherte sie, sie würde ihn nicht mehr achten können, wenn er so wenig Selbstgefühl hätte, daß er sie jetzt noch zurückzugewinnen versuchte.

Ich las ihr Waiblingers „Lieder der Nazarena“ vor; sie blickte dabei lange vor sich hin. Auch mit Goethes „Tasso“ machte ich sie bekannt.

Wir neckten einander in kindischer Weise, und ich zwickte sie öfters. Ich entschuldigte mich dann und sagte, es sei ja nur zum Zeitvertreib geschehen. Darüber wurde sie ungehalten und schmollte. Sie wollte es nicht leiden, daß ich es zum bloßen Zeitvertreib getan; es hätte aus Liebe geschehen sollen. Sie wollte aus Liebe gezwickt sein. Wenn ich sie dann küssen wollte, so sagte sie immer: „Halten Sie mich doch nicht so zum besten!“

8. September.

Statt des Herrn mit dem breiten Mund und dem unholden Namen ist jetzt ein neuer Zimmerherr bei Quadri eingezogen, ein Schauspieler, der sich wieder durch einen

eigentümlich schrecklichen Blick auszeichnet, im übrigen aber hübsch gewachsen ist. Pauline erzählte mir, sie habe geträumt, daß ich einen Backenbart hatte, der mir gut stand. Sie war heute wieder, besonders aber beim Abschied, sehr innig und warm. Als ich sie fragte, ob sie nicht ihre Freiheit wieder zurückhaben wolle, erwiderte sie: „Sie mögen sagen und tun was Sie wollen, ich nehme meine Freiheit nicht zurück.“ Viel anderes Geplauder und Gekose.

10. September.

Sehr warmen Empfang bei Pauline. Sie hatte ein neues Kleid an. Als ich so neben ihr saß, legte ich den Arm um ihre Schulter, und während wir plauderten, spielten meine Finger mit dem obersten Knopfe, der ihr Kleid oberhalb der Brust zusammenhielt. Sie wollte dies nicht leiden und schob meine Finger zurück; ich kehrte mich aber nicht daran, und fuhr fort, in aller Unschuld mit dem Knopfe zu spielen, ohne jedoch denselben wirklich aufzulösen. Da sie mir nicht zu trauen schien, ihr Mißtrauen aber mich ärgerte und reizte, so entspann sich ein anmutiger, kleiner Kampf zwischen uns. „Je mehr Sie sich mißtrauisch und eigensinnig zeigen,“ sagte ich, „destomehr werde ich Sie necken und quälen.“ Quälerei und Zärtlichkeit floß aber hier ganz allerliebst ineinander. Sie drückte mich häufig mit Innigkeit an sich, heiße Küsse wurden gewechselt, ein paarmal ließ sie mich ihre glühende Wange anfühlen, oft drückte sie den Mund auf meine Stirn oder auf meine Haare. Sie zwickte mich auch in den Fuß, wie ich es ihr neulich getan — „aus Liebe“. Dann las ich ihr aus Bettinas Briefwechsel mit Goethe vor, was ihr lebendigstes Interesse erweckte. Sie erinnerte sich, wie ich in späterem Gespräch merkte, der geringfügigsten Punkte aus dieser Vorlesung.

Als ich ihre Liebesversicherungen mit der Bemerkung erwiderte, diese Wärme liege vielleicht in ihrer Natur, da sagte sie, ich wisse gar nicht, wie kalt sie sein könne; sie würde auch mit mir viel kälter und schroffer sein, wenn sie nicht den festen Glauben hätte, daß wir füreinander bestimmt sind und gewiß einmal unauflöslich vereinigt werden. Sie erzählte mir genau, wer mich in den letzten Tagen gesehen und wo; dann sprach sie auch von der Annengasse

und von der schönen Philippine, welcher zuliebe, wie sie sich einbildet, ich öfter durch jene Gasse gehe.

Dieser Abend gehört zu den schönsten, die ich mit Pauline zugebracht. Sie war unbeschreiblich reizend und zugleich voll echter Liebe, voll unzweideutiger, herzinniger Zärtlichkeit. Beim Abschied war ihr mein Kuß zu kurz. Sie lud mich ein, morgen wiederzukommen, und zwar recht dringend, ebenso für Mittwoch, um mit ihr nach Eggenberg zu gehen. Sie will mich jetzt den Tag bei sich haben, und betreibt es angelegentlich, wiewohl sie weiß, daß manches sich entgegenstellt und daß meine Besuche den Leuten zu reden geben.

12. September.

Bei Paulinen. Sie war anfangs mit ihrer Arbeit beschäftigt und schien nicht am besten gelaunt. Als ich aber anfing, sie in ihrem Tun zu stören, da war sie auch nicht ungehalten.

Wir machten wieder alle fünf Spezies von Küssen durch, auch diejenigen, welche wir die „durchdringenden" getauft haben. Sie wurde dabei auch aktiv in bester Form. Zwar zögerte sie anfangs aktiv zu werden, als ich ihr aber sagte: „Gut, so kassieren wir diese Spezies," da antwortete sie: „Nein, ich will es ganz und gar nicht, daß wir diese Spezies kassieren." Sie wiederholte diese Kußart hernach und sehr oft, ja unaufgefordert. Auch auf die Augen küßte sie mich ein paarmal. Zuletzt setzte ich es auch durch, daß sie ihr Füßchen ein wenig über meinem Fuße ruhen ließ, nachdem ich ihr versprochen, dasselbe nicht zu berühren. Sie war wieder sehr zärtlich und wirklich warm; ich machte ihr aber doch den Vorwurf, daß sie zu spröde sei, worauf sie unendlich besorgt wurde und mich durch viele naive Liebkosungen zu beruhigen suchte. Wir saßen später auf dem Sofa; ich nahm eine halb liegende Stellung an und legte mein Haupt in ihren Schoß. Sie betrachtete mich und sagte, daß ich mich in dieser Lage sehr gut ausnehme; als ich nun den früher gebogenen Fuß ausstreckte, um mich noch malerischer zu zeigen, sagte sie: „Nein, lassen Sie den Fuß gebogen; so ist es schöner!" Als um 8 Uhr zum Gebet geläutet wurde, wobei sie nie versäumt zu beten, da beteten wir zusammen, eng

aneinander geschmiegt. Als ich den Kopf wieder in ihrem Schoß barg, drückte sie vier Küsse auf mein Genick. Ich sagte immer „Du" zu ihr. „Sie glauben nicht," äußerte sie, „wie mir das gefällt, wenn Sie mich duzen!" Ich forderte sie auf, auch mich das holde Wörtchen vernehmen zu lassen. Sie entgegnete, sie wage es nicht, weil ich neulich, nachdem sie mich auf mein Verlangen ein paarmal geduzt, gesagt habe: „So, nun wollen wir wieder ‚Sie' sagen"; das habe sie gekränkt. Beim Abschied ergriff sie die Initiative zu „durchdringenden" Küssen, und zwar aktiv.

14. September.

Paulinens Verhältnis zu mir ist bis auf diesen Tag so rein geblieben, daß ich nur wünschen kann, ihr Verhältnis zu Heinrich sei ebenso vorwurfsfrei gewesen. In meinem Tagebuche darf ich es wohl ungescheut niederschreiben: trotz meines leidenschaftlichen Temperaments fühle ich mich noch nicht keck und männlich-rücksichtslos genug, ein Mädchen zu verführen. Selbst die kleinen Vertraulichkeiten, die ich bei Paulinen mir bisher erlaubt, waren immer zart und im Grunde harmlos; es kam mir nicht in den Sinn, den natürlichen Entwicklungsgang einer poesievollen Liebesneigung durch irgendeine Roheit, Frechheit oder Gewaltsamkeit zu unterbrechen. Und doch ereignete sich heute zwischen mir und Paulinen eine höchst fatale Szene, deren bloße Erinnerung uns noch lange voreinander erröten machen wird. Ich verlangte aus irgendeinem Grunde, sie möge von dem Platze, wo sie saß, aufstehen, und da sie zögerte, so umfaßte ich sie mutwilligerweise, um sie aufzuheben und fortzutragen. Im Eifer dieses Versuches machte ich nun eine Handbewegung, deren Tragweite unendlich weit über meine Absicht hinausging. Ich selber war zum Tode erschrocken; Pauline rief: „Nun mag ich Sie nicht mehr! O Gott, hätte ich das gedacht!" und brach in ungeheures Schluchzen und Weinen aus. Ich suchte, nachdem ich mich selbst von meinem Schrecken ein wenig erholt, durch die ernstesten und liebreichsten Versicherungen meiner Unschuld sie zu begütigen, aber je rührender ich ihr zusprach, desto heftiger schluchzte sie, reden konnte sie nicht. „Nun denn," sagte ich endlich, „wenn Sie nicht vergeben können, dann leben Sie wohl!" und erhob

mich, um fortzugehen. Ich nahm meinen Hut, trat noch einmal zu ihr und wiederholte mein Abschiedswort. Da ergriff sie meine Hand und hielt mich zurück, blickte aber nicht auf, sondern weinte fort und bedeckte ihr Gesicht. Ich sprach ihr wieder mit sanften Worten zu; sie merkte, daß mich ihr unaufhörliches Weinen kränke, und da sie davon nun einmal nicht ablassen konnte, so legte sie in der Besorgnis, ich könnte sonst auf und davon gehen, ihre Hand an meine Wange und drückte meinen Kopf an sich. „Glauben Sie denn wirklich," sagte ich, „daß ich es absichtlich getan?" „Nein, o nein!" versetzte sie endlich, „wie könnte ich das glauben? Ich müßte Sie ja verachten!" Nun suchte ich sie zu überreden, daß die Sache am Ende doch nicht gar so bedeutend sei, als sie sich einbilde. „Ach Gott," rief sie naiv, noch immer Tränen vergießend, „ach Gott! wenn so etwas nichts machte und erlaubt wäre, was würde da nicht alles geschehen in der Welt!" — „Sie lieben mich also von jetzt an nicht mehr?" fragte ich. „Doch was frage ich?" fuhr ich fort; „Sie haben es mir ja vor wenigen Augenblicken rund herausgesagt, daß Sie mich nicht mehr lieben." „Können Sie es glauben?" erwiderte sie. So erfolgte denn noch eine leidliche Beschwichtigung auf diesen stürmischen und verhängnisvollen Auftritt.

15. September.

Abends wieder bei Paulinen. Sie fürchtet, ich denke schlecht von ihr, weil sie mir des gestrigen Unglücks halber nicht länger zürne. „Wenn Sie das nicht meiner Liebe zuschreiben, sondern glauben, ich hätte mich aus Leichtsinn so bald beruhigen lassen, so will ich gar nichts mehr von Ihnen wissen." — Als ich kam, war sie eben beschäftigt, eine Flechte ihres wunderschönen, außerordentlich feinen Haares in der Form eines Vergißmeinnichts auf einem seidenen Stoffe für mich zu befestigen; da aber das Haar den Stoff befleckte, so stand sie von der Sache ab und versprach mir einen Büschel ihrer Haare einfach geflochten zu geben. Lotte war da, sie hatte einen Blumenstrauß gebracht, den mir Pauline sogleich schenkte. Es kam auch noch eine alte Jungfer, so daß wir nicht viel mitsammen plaudern konnten. Pauline flüsterte mir aber doch einmal ins Ohr: „Liebst du mich?"

— Zuletzt kam aber noch der Herr von Marx aus Arnfels, der Verwandte, bei welchem Pauline kürzlich mit ihrem Vater einige Tage zugebracht hatte. Er hatte einen Neffen bei sich, einen hübschen Kerl, sehr elegant gekleidet, Handelsbeflissener aus Wien. Der beguckte die Pauline, als ob er sie mit den Augen verschlingen wollte, redete aber nichts. Pauline sah ihn aus Rücksicht auf mich fast gar nicht an, doch fand ich ihre Wangen etwas röter und das Licht ihrer Äuglein etwas wärmer, als gerade nötig war. — Als die Leute sich entfernt hatten, las ich Paulinen meine zweite Epistel an sie vor. Sie hatte großes Wohlgefallen daran und lief sehr erfreut, wie immer in solchen Fällen, zu ihrem Kasten, um das Blatt zu den übrigen zu legen.

17. September.

Pauline erzählte mir, daß sie mit Herrn von Marx, seinem Neffen, noch einem Verwandten von ihm, der Sophie und der Lotte in Eggenberg gewesen sei. Ich konnte nicht umhin, sie darauf aufmerksam zu machen, daß es nach diesem Ausfluge nicht zu verwundern sein möchte, wenn ich auf den Marxschen Neffen eifersüchtig wäre. Sie meinte, sie habe die Einladung nicht ausschlagen können, auch habe sie nicht gedacht, daß der Marxsche Neffe meine Eifersucht erregen würde. Derselbe habe übrigens auf dem ganzen Wege und in Eggenberg selbst so wenig ein Wort gesprochen wie vorgestern abends, es sei also gar keine Gefahr gewesen. Sie erzählte mir ferner, es sei zwischen ihr und Marx mehrmals die Rede von mir gewesen. Schon in Arnfels habe sie mit seiner Frau oft stundenlang von mir gesprochen; sie habe auch dem Marx gesagt, daß sie von Heinrich sich um meinetwillen losgesagt und daß sie mich wahrhaft liebe; er habe auf dem Rückwege von Eggenberg wieder von mir gesprochen und sie habe auch da ihre Liebe zu mir nicht verleugnet. Er habe ihr nämlich Glück gewünscht zu einer baldigen Verbindung mit mir; sie habe gesagt, es könne vielleicht durch meine Entfernung von Graz noch etwas dazwischen kommen: es solle ihr dies aber sehr leid tun, und sie für ihre Person wolle gewiß nichts dazu beitragen. (Diese Ausdrücke sind verhältnismäßig ein wenig matt ausgefallen.) Marx habe übrigens geäußert, daß ich ihm

gefalle, und daß er einmal länger mit mir zu sprechen wünschte. Er hätte sie gern nach Arnfels mitgenommen, und sie hätte um so eher der Einladung Folge leisten können, da auch die Sophie mitging; sie habe aber um meinetwillen nein gesagt, und diese Verzichtleistung sei ihr keineswegs schwer gefallen.

Als ich später einen Zweifel äußerte, ob wirklich ihr Herz eine baldige Verbindung mit mir unter allen Umständen wünschenswert finden würde, da erklärte sie neuerdings entschieden, daß sie gern bereit sei, mir überallhin zu folgen, sei es auch an den entferntesten und unbedeutendsten Ort. Sie wiederholte das ein paarmal mit großer Bestimmtheit. Eine innige Verbindung mit mir, sagte sie, sei ja ihr ganzes Trachten; wie ich denn glauben könne, daß sie nicht dazu geneigt sei: sie finde ja in mir ihr ganzes Glück und verlange nichts weiter. Als ich äußerte, meine Persönlichkeit sei es vielleicht am wenigsten, wodurch ich Eindruck auf sie gemacht, entgegnete sie: „So? da fragen Sie nur . . . .“ Hier brach sie ab; vermutlich wollte sie sich auf Personen berufen, welchen gegenüber sie mein Äußeres in Schutz genommen hatte. — Sie erzählte mir unter anderem, daß sie jede Nacht von mir träume; von mir und von ihrer verstorbenen Mutter. Vorgestern habe sie einen entsetzlichen Traum gehabt: ich war gestorben, und sie wollte sich im höchsten Schmerz an meiner Statt in den Sarg legen; vor übergroßer Angst erwachte sie, und im Augenblick des Erwachens fühlte sie ihr Haupt auf das Polster zurücksinken: woraus sie schloß, daß sie in ihrer Aufregung während des Traumes sich mit halbem Leib emporgerichtet hatte.

19. September.

Als ich abends zu Paulinen kam, zeigte sie mir eine große Zeichnung in Goldrahmen, die sie seit langer Zeit für mich angefangen und jetzt vollendet hatte. Dieselbe stellt Klosterneuburg und die Donaugegend vor. Pauline erzählte mir, wie sie das Bild unter Kugelmeiers Aufsicht gezeichnet, und wie dabei immer von mir gesprochen worden.

Später benahmen wir uns wieder sehr kindisch, sehr mutwillig. Ich quälte sie zwei Stunden lang mit verschiedenen Neckereien, wobei wir beide sehr warm wurden.

Endlich fand sie es gar für gut, das Zimmer zu verlassen, um meinem Übermut zu entrinnen. Da sie nicht zurückkehrte, so ging ich hinaus, sie zu suchen, und zwar zuerst in der Küche. Hier war sie nicht. Ich öffnete einige andere Gemächer und fand sie zuletzt in einem derselben auf dem Sofa sitzen. Es war kein Licht in diesem Zimmer angezündet, und ich vermochte kaum ihre Gestalt im Dunkel zu unterscheiden. Darum blieb ich auch an der Schwelle stehen und wagte es nicht, einzutreten. Da ereignete sich nun etwas höchst Sonderbares. Während ich nämlich so dastand und, die Tür in der Hand, ins dunkle Zimmer hineinsah, glaubte ich aus dem Munde Paulinens die leisen Worte zu vernehmen: „Kommen Sie nicht herein?“ Der Ton dieser Frage hatte etwas so Seltsames, sie schien so unbewußt und wie im Traum oder Taumel hingehaucht, daß ich, der ich selbst ganz träumerisch und taumelig war, gar nicht wußte, höre ich recht, oder täuscht mich bloß die aufgeregte Phantasie. Mag ich nun recht gehört haben oder nicht, soviel ist gewiß, daß ich jetzt noch weit weniger mich getraute, das Zimmer zu betreten. Pauline stand auf und folgte mir ins erleuchtete Wohnzimmer zurück. — Der Papa kam nach Hause und machte dadurch unseren Neckereien ein Ende.

20. September.

Heute vormittag ging ich nach Eggenberg, um die Lotte zu besuchen und sie wegen der neulichen Kränkung zu versöhnen. Es war ein herrlicher Tag. Lotte sah nett aus und war sehr freundlich. Wir setzten uns im Garten unter den Nußbaum, und unter dem angenehmsten Geplauder verging die Zeit. Ich gab ihr das an sie gerichtete Sonett, woran sie große Freude hatte. Dasselbe lautet:

Gewitter stürmen, alle Pulse stocken
Im Reich der Lieb'; es fliehn' die Amoretten
Erschrocken hin und her, die Musen beten,
Gott Amor eilt zur Kirch' und zieht die Glocken.

Woher der Sturm? Was sind sie so erschrocken? —
Charlotte zürnt! — Wie um der Alpenketten
Schneehaupt die Nacht, wehn um der Unerflehten
Glanzreiche Stirn im Zorn die Rabenlocken.

Erbarmen, Holde! Hör' das Angstgewimmer
Der Armen, die du führst am Liebeskettlein:
Blick' endlich auf vom Strickstrumpf! Zürne nimmer!

Umsonst — sie zürnt. Ein letztes Stoßgebetlein
Seufzt leis' der Dichter, und bevor in Trümmer
Die Welt geht, schreibt er schnell noch ein Sonettlein.

Ich kehrte in der glücklichsten Stimmung zurück. Es war einer der rein empfundenen Momente gewesen, die das Gemüt, ohne es aufzuregen, mit seliger Heiterkeit erfüllen. So ein Stündchen, in der lieblichsten Natur, am blausten Tag, mit einem nicht geliebten, aber sympathischen, sehr verständigen Mädchen unter einem Nußbaum im Garten verplaudert, verdient denn doch wohl so gut, wie die schönen Liebesmomente mit Paulinen, in diesen Gedenkblättern festgehalten zu werden. Wäre nur auch Pauline selbst dabei gewesen! Aber es war vielleicht so besser; denn hätte nicht die Sehnsucht nach ihr mich am Ende doch fortgedrängt, wie wär' ich von dem ländlich-holden Ruheplätzchen ohne Schmerz wieder losgekommen?

21. September.

Einer der herrlichsten Abende meines Lebens. Pauline empfing mich sehr herzlich. Sie übergab mir einen großen Büschel ihrer feinen und glänzenden Haare, in einen Zopf geflochten und dann rund zusammengelegt, und ich mußte ihr geloben, dies Geschenk zu immerwährendem Andenken aufzubewahren. Ich pflege jetzt *du* zu ihr zu sagen, wenn wir allein und gut gelaunt sind, weil es ihr Freude macht. Ich verlangte nun von ihr, sie sollte mich diesen ganzen Abend auch duzen. Wenn sie aus Unachtsamkeit sich verspreche und „*Sie*“ sage, so solle sie verurteilt sein, mir *tausend wohlgezählte Küsse* in ununterbrochener Folge zu geben. Sie versprach sich bald, und war nun herzlich gern bereit, sich der festgesetzten Strafe zu unterziehen. Sie gab mir wirklich die tausend Küsse mit großer Innigkeit und Wärme. Es wurde uns sehr heiß dabei. Sie ermüdete gar nicht; mir selbst war die Sache viel beschwerlicher als ihr. Sie hielt meine Wangen dabei mit den Händen fest; schon trat mir der Schweiß auf die Stirn, aber ich durfte

nichts merken lassen, und sie wollte es nicht leiden, wenn ich ernsthaft dreinsah. Wenn ich aber lachte, so wurde sie gleichfalls böse, und meinte, ich wolle ihrer spotten. Im übrigen übereilte sie sich nicht und zählte mir ein Hundert um das andere bedächtig auf. Es waren die süßesten Küsse, die sie mir bisher gegeben, und sie waren von sonstigen Beweisen der Zärtlichkeit und Innigkeit begleitet. Merkwürdig war der letzte dieser tausend Küsse; er währte fast ein paar Minuten.

Ich habe Pauline nie so warm, so innig gesehen. Auf die tausend Küsse folgten andere. Sie küßte mir Augen, Stirne, Wangen, auch das Ohr, bis die Ankunft des Papas dem herzlichen Verkehr ein Ende machte. Wir überließen uns nun dem Gespräch. Pauline sprach davon, wie gut mir mein grauer, rotgefütterter Schlafrock stehe, und da ich ihren sehr kräftigen Beteuerungen nicht Glauben schenken wollte, so versicherte sie mir's „bei ihrer Ehre" und gab mir die Hand darauf. Überdies berief sie sich auf das Zeugnis der Frau von Sölder und ihrer Tochter Nelly, die auch so geurteilt hätten. Als ich ihr erzählte, wie gut ich mir's gestern in Eggenberg habe sein lassen, und daß ich der Lotte ein Sonett gebracht, so machte es auf sie nicht den besten Eindruck. „Schon wieder ein Sonett!" rief sie und fing an, das andere Sonett zu rezitieren, mit welchem ich schon früher die Lotte scherzhaft angesungen.

Anfangs Oktober (Donnerstag).

Wieder viel gekost. Als ich fortgehen wollte, zog mir Pauline den Überrock herab.

(Freitag.)

Als ich heut Paulinen besuchte, hatte sie eben Zeichenstunde. Auch Nelly war da, im Gesicht immer hochrot und darum wiederholt aufgezogen von Kugelmeier. Pauline sagte zu letzterem: „Aber Sie sind unbarmherzig, Herr von Kugelmeier." Ich lobte Nellys glänzend braunes Haar, worauf sie Pauline sehr mißgünstig ansah, und als wir allein waren, fragte sie: „Sind die Haare der Nelly so wie die der Hermine?" Ich habe nämlich die Haare der Hermine ihr manchmal gepriesen.

Dann allerlei nichtssagendes, zum Teil albernes Geplauder, was sicher ein Symptom von Liebe ist. Ich sagte z. B. „Wenn du mich nicht lieb hast, sollst du mich auch nicht haben." — „Wenn ich dich aber lieb habe," entgegnete sie, „werde ich dich ganz gewiß haben?"

16. Oktober.

Heute habe ich wieder gelegentlich den Versuch gemacht, Paulinchen aufzuheben und fortzutragen; doch war ich dabei vorsichtiger, als am 14. September. Ich erwähne die Sache nur, weil Pauline eben im Augenblick, als ich sie durch mein Anfassen in Schreck versetzte, den Ruf der Angst mit der Äußerung ihrer Zärtlichkeit in lieblicher Weise vereinigte und ausrief: „Ich bitte dich, Robert," — während sie mich doch vorher keineswegs geduzt hatte.

17. Oktober.

Ich verlangte, Pauline solle sich mir aufs Knie setzen. Da sie nicht wollte, so stand ich von meiner Forderung ab. Zum Lohne für meine Nachgiebigkeit — setzte sie sich mir aufs Knie.

19. Oktober.

Pauline hat geträumt, daß wir nach Jahren wieder zusammentrafen; ich war verheiratet, sie nicht. Sie hatte sich gehärmt um meinetwillen und alle ausgeschlagen. Während der Erzählung küßte sie mich öfters. — Gekose; während ich Küsse auf ihren Hals und Nacken drücke, küßt sie mein Ohr.

Oktober.

Lotte äußerte neulich, Pauline sei gegen Heinrich viel abstoßender gewesen. — Pauline erzählte, sie habe geträumt, daß ich ihr einen Kuß gegeben, der so heftig war, daß sie davon erwachte.

Es ist eigentümlich, daß wir nun schon einige Monate in fast ungestört zärtlichem Verkehr und gutem Einvernehmen leben. Diese Monate sind eine wahre blühende Rosenzeit für unsere Liebe. Ich fühle mich nicht mehr wie früher

veranlaßt, Paulinens Liebeseifer durch Schmollen oder durch Zurückgabe ihrer Freiheit von Zeit zu Zeit frisch anzufachen.

14. November.

Mein Tagebuch ist in letzter Zeit wieder etwas ins Stocken geraten. Ich verzeichne nur ein kleines Zwiegespräch, das heute vorgefallen. Ich fragte, warum sie die Augen schließe, wenn wir uns küßten. „Sie tun es ja auch," erwiderte sie. — „Ich möchte aber wissen, warum Sie es tun?" — „Es freut mich eben." — „Haben Sie es auch bei Heinrich so gemacht?" — „Ich weiß es nicht mehr; aber bei Ihnen tat ich es anfangs, weil ich mich schämte; später tat ich es fast unwissentlich; ich weiß es selbst kaum, daß ich die Augen schließe." — „Ich für meinen Teil tue es, weil ich finde, daß die Küsse so noch süßer sind." — „Wirklich?" Diese Frage tat sie rasch und mit einem verschmitzten Lächeln, als ob sie zu verstehen geben wollte, daß sie die nämliche Wahrnehmung gemacht habe.

26. November.

Pauline war ungefähr eine Woche lang in Laibach mit ihrem Vater. Ich habe während ihrer Abwesenheit viel gelitten, denn ich entbehre sie schwer, und nicht ohne Besorgnis sehe ich ihr leichtempfängliches Herz neuen Eindrücken hingegeben. Inzwischen ist mein Anstellungsdekret (nominell für Cilli, mit einstweiliger Verwendung in Graz) eingetroffen. Heute kehrte Pauline zurück und empfing die Nachricht von meiner definitiven Anstellung mit ungeheuchelter Freude. Sie lief zugleich zur Ludmilla und zu anderen, um ihnen die Glücksbotschaft mitzuteilen. Sie war fast närrisch vor Freude, sprang und lachte in einem fort, und wenn ich nur einen Augenblick mit dem Papa sprach, so rief sie mich gleich wieder zu sich; sie wollte immer mit mir plaudern. Sie hatte mein Porträt mit sich nach Laibach genommen und zeigte es mir, fröhlich lachend, mit der Frage: „Haben Sie keine Küsse gespürt? Der Vater hat oft nicht gewußt," fuhr sie fort, „was ich Heimliches vorhabe. Auch die Küsse habe ich probiert, die so zerschmelzen, wie Sie sagen." Das schönste aber, was sie mir

bescherte, waren wieder ein paar Verslein, die sie auf der Reise gemacht. Die eine Vierzeile ist vom 23. und lautet:

Ich fühle nur Schmerz, nicht Freude hier,
  Weil ich von dir so ferne,
Weil ich getrennt bin von dir,
  Dem ich ruh' am Herzen nur allzugerne.

Das zweite Gedichtlein ist vom 25. und wurde geschrieben auf der Rückfahrt von Laibach, zwischen Stein und Steinbrück:

Wir fliegen dahin zwischen Fels und Gestein,
  Und neben der schäumenden Flut;
Da denk' ich: wie wird's wohl zu Hause sein?
  Ist mir mein Robert noch gut?

Ich finde besonders diese letztere Kleinigkeit sehr nett und naiv-herzig. Pauline erzählte mir weiterhin, wie sie mit ihrer Freundin Peppi in Laibach von mir gesprochen, wie diese gefragt habe, ob ich einen Schnurrbart trage, worauf sie geantwortet: „Nein, einen Backenbart", u. dgl. Der Vater, sagte sie, habe bei Tische sie immer aufgezogen, daß sie beständig wieder nach Hause trachte, auch die anderen hätten darüber gespöttelt, so daß sie über und über rot geworden.

Als später der Papa „regieren" ging — so nennen wir es nämlich, wenn der alte Herr, bestimmter Verrichtung halber, auf einige Minuten das Zimmer verläßt: Augenblicke, die wir immer so gut als möglich zu benutzen suchen — als nun, wie gesagt, der Papa „regieren" ging, trat eben die Magd herein, so daß wir wieder nicht allein gewesen wären. Pauline war darüber unwillig und sagte: „Nun muß eben d i e hereinkommen." — „Zum Aufdecken ist später Zeit!" rief sie der Magd zu und veranlaßte sie damit zum Rückzug. Wir hatten einander ja noch keinen Kuß zum Willkommen geben können; dazu mußte nun der kurze günstige Moment benutzt werden. Als ich Paulinen erzählte, wie schwer mir die Trennung von ihr diese acht Tage lang gefallen sei, und ihr gewissermaßen einen Vorwurf daraus machte, daß sie mich verlassen, da glaubte ich aus ihren Erwiderungen entnehmen zu können, daß ihr Vater Bedenken getragen habe, sie sozusagen in meiner Gewalt

zurückzulassen. Sie selbst auch scheint die Schwierigkeit ihrer Lage, wenn sie allein zurückbliebe, erwogen zu haben. Meine Besuche sich während der Abwesenheit ihres Vaters zu verbitten, das wäre ihr selbst schwer gefallen; sie anzunehmen, mußte ihr bedenklich scheinen. Sie scheint überhaupt sich mit dem Gedanken zu beschäftigen, meine Liebe zu ihr könne gelegentlich einmal über die bisherigen Grenzen unseres Verkehrs hinausgehen. Es fällt mir bei dieser Gelegenheit ein, daß sie mir erzählt hat, sie habe kürzlich in der Kirche gebetet, daß wir „brav" seien. Ich wußte damals nicht gleich, wie sie es meinte.

Das Tagebuchblatt vom 26. November 1854 ist das letzte, auf Paulinen bezügliche, das ich unter meinen Papieren vorfinde. Ich erinnere mich nicht mehr, ob ich vom 26. November bis zum 11. Dezember, an welchem die Katastrophe dieser Herzensgeschichte eintrat, nicht mehr Sammlung genug fand, um etwas aufzuschreiben, oder ob die betreffenden Blätter verloren gegangen *).

Der 11. Dezember 1854 war der Tag, an welchem ich zum letzten Male mit Paulinen persönlich zusammen war. An diesem Tage riß ich mich los von einem Herzen, an welchem, wenn es auch den frühesten, jugendlichsten Idealen meiner Poetenseele nicht ganz entsprach, mir doch zum ersten und vielleicht auch zum letzten Male recht tiefsinnig wohl geworden ist, was ich freilich eigentlich erst jetzt empfinde und zu würdigen imstande bin.

Ich will die Veranlassungen der neuen Wendung mit einigen Worten andeuten.

Eine eigentümliche Rolle hatte, wie ich schon gelegentlich erwähnt, in dem ganzen Roman meine Mutter gespielt. Die herzliche Zuneigung erwidernd, mit welcher Pauline ihr entgegenkam, betrachtete sie anfangs das verdeckte und schüchterne Spiel der Neigung zwischen mir und Paulinen nicht mit ungünstigen Augen. Es schien ihrer mütterlichen Eitelkeit zu schmeicheln, daß ein hübsches Mädchen in heimlichem

---

*) Das Folgende ist zwar größtenteils, aber nicht ganz gleichlautend mit der Darstellung in den „Stationen meiner Lebenspilgerschaft" und enthält einiges, was in dieser fehlt.

Liebesleid für ihren Sohn schmachte, und bereitwillig machte sie sich zur Zwischenträgerin der Geständnisse, mit welchen Pauline mir selbst gegenüber sich nicht hervorwagte. Als aber der Bruch mit Heinrich in aller Form vor sich gegangen war, das Verhältnis zwischen mir und Pauline einen ernsteren Charakter anzunehmen drohte, und letztere sich fast schon als Verlobte zu betrachten schien, da erwachte allmählich jene mütterliche Eifersucht, die man so häufig, insbesondere bei Frauen trifft, die das Hauswesen ihrer Söhne regieren. Zur größten Bestürzung Paulinens schlug die Freundschaft meiner Mutter für sie zuletzt in offene Feindschaft um. Die Mutter setzte keinen Fuß mehr über Paulinens Schwelle, und ich war genötigt, meine Besuche dort immer allein zu machen. Das war Paulinen doppelt peinlich, weil sie meine Mutter herzlich liebte, und weil sie das Gerede der Leute fürchtete.

Da ich der Mutter gegenüber mich nur zu dem Zugeständnisse herbeilassen wollte, Paulinen seltener zu besuchen, so kam es zu häuslichen Szenen, und die mütterliche Erbitterung nahm in solchen Fällen leidenschaftliche Formen an. Zu Anfang Dezember war diese leidenschaftliche Erregtheit schon auf einen so bedenklichen Grad gestiegen, daß ich begriff, ich hätte fortan nur die Wahl, entweder Paulinen aufzugeben, oder ein häusliches Unheil heraufzubeschwören, für welches eine Abhilfe in meinen Verhältnissen unmöglich war.

Eine endgültige Entscheidung wurde unerwartet durch Vorkommnisse von ganz anderer Art herbeigeführt.

Die Paulinen sehr befreundete, im selben Hause mit ihr wohnende Familie R. vermietete ein Monatzimmer in der Regel an Studenten, da die Universität ganz in der Nähe des Hauses liegt. Das Zimmer stand nun eben leer. Da hatte man sich nun an Pauline mit der Bitte gewendet, sie möge in Abwesenheit der Familie den Schlüssel der Wohnung übernehmen und das Monatzimmer den jungen Herren zeigen, welche dasselbe besichtigen wollten. Pauline fand sich dazu bereit und pflegte nun immer, aufmerksam gemacht durch die Köchin, welche vom Küchenfenster aus den Eingang der Nachbarwohnung übersah, die sich einstellenden jungen Leute in die besagte Nachbarwohnung zu

führen, ihnen das zu vermietende Zimmer zu zeigen, über die Mietsbedingungen Auskunft zu geben usw.

Als ich eines Nachmittags zu Paulinen kam — es war eben Sonntag und auch ihr Vater zu Hause — war eben die Rede davon, daß Pauline vormittags wieder einen Studenten, und zwar einen „hübschen Italiener", in die Nachbarwohnung geführt und dort längere oder kürzere Zeit allein mit ihm verweilt hatte. Daß mir die Sache nicht sonderlich angenehm sein konnte, brauche ich kaum zu sagen. Aber diesmal geriet auch Papa Quadri, der sonst nicht den leisesten Zweifel an der felsenfesten Tugend seiner Tochter aufkommen ließ, in einigen Aufruhr und verbot Paulinen entschieden, sich noch länger zu diesem nachbarlichen Gefälligkeitsdienste herzugeben. Was mich betrifft, so hätte ich wohl bald der Sache nicht weiter gedacht. Aber Paulinens Aussehen und ganzes Wesen an jenem Tage war es, was mir auffiel und was mich lebhafter beunruhigte. Sie kam mir ganz verändert vor; ihre Gesichtszüge hatten einen Ausdruck, wie ich ihn nie gesehen und in welchem sich bestimmte Erlebnisse zu spiegeln schienen; sie sah innerlich erregt und wie traumverloren aus.

Bald nachher wurde auch das Monatzimmer leer, welches Paulinens Vater selbst zu vermieten pflegte. Da fand sich ein bildhübscher italienischer Studiosus ein und mietete dasselbe. Ich kann nicht bestimmt sagen, daß es derselbe war, dessen Bekanntschaft Pauline in der Nachbarwohnung gemacht, aber wahrscheinlich ist es, nach dem, was späterhin erfolgt ist.

Wenn ich mir selbst das Zeugnis geben konnte, daß ich bisher zu ideal gestimmt oder zu jugendlich schüchtern gewesen war, um eine mir gegönnte Freiheit zu mißbrauchen, so kannte ich die Welt doch so weit, um zu wissen, daß Idealität und jugendliche Schüchternheit nicht gerade eine allgemeinsame Eigenschaft aller jungen Leute meines damaligen Alters seien.

Ich war also besorgt; und diese Besorgnis spannte mich auf eine Folter, deren Qualen ich mich, durch den häuslichen Kampf erschöpft, nicht gewachsen fühlte. Von allen Seiten bedrängt, wurde ich das Opfer einer Verwirrung, einer Aufregung, die nicht länger zu ertragen war. Unter

diesen Umständen warf ich mit ernster Überlegung mir noch einmal die Frage auf: „Ist Pauline das Mädchen, um welches du ringen kannst und sollst auf Tod und Leben? Bist du ihrer so sicher, um vollen Ersatz von ihr zu erwarten für alles, was du um ihretwillen dulden, für alles, was du ihr opfern mußt? — Ich konnte mir diese Frage nicht mit einem zuversichtlichen Ja beantworten. Und war ich meinerseits unter den oben angedeuteten häuslichen Umständen in der Lage, Paulinen das zu bieten, was sie und ihr Vater von mir erwarteten: eine baldige Schließung des Ehebundes, sobald ich eine entsprechende Anstellung gefunden haben würde? — Dies mußte ich entschieden verneinen!

Ich sagte kein Wort zu Paulinen von dem Italiener und ebensowenig von dem auf den Höhepunkt gestiegenen häuslichen Unheil. Ich ging vorläufig nach einem wehmütig-süß durchplauderten Abend von Paulinen weg, mit dem Vorsatze, nie wiederzukehren. Mit dem Vorsatze! Daß ich diesen Vorsatz ausführte und auszuführen vermochte, war, wie sich alsbald zeigen wird, nicht mein Verdienst.

Leider besitze ich kein Tagebuchblatt über diesen letzten Abend. Soviel ich mich erinnere, war Pauline sehr zärtlich, aber in ihren letzten Worten, als sie mich hinaus bis an die Gittertüre begleitete, spiegelte sich eine Ahnung dessen, was bevorstand, eine Ahnung, die sie vielleicht aus der schlechtverhehlten Erregung schöpfte, mit welcher ich von ihr Abschied nahm. Mir ist, als sähe ich sie noch heute sinnend stehen an der Gittertür, den Leuchter in der Hand, während ich mich von ihr wandte und wie vernichtet still die Treppe hinunterging auf Nimmerwiedersehen.

Ich habe nie genau erfahren, wie Pauline mein Fernbleiben aufnahm. Durch Kugelmeier vernahm ich einiges Spärliche von vergossenen Tränen. Auch wurde durch die Fama mir ein zartes Wort zugetragen, das sie bei Frau von Sölder gesprochen haben sollte: „Wenn er auch nicht so oft an mich denkt, wie ich an ihn, zuweilen wird er doch an mich denken!“

Aber das war alles. Sie erkundigte sich weder brieflich noch sonst irgendwie nach den Gründen meines Fernbleibens. Ich ging noch täglich, wie sonst, an ihrem Fenster

vorüber, zur gewohnten Stunde, wo sie sich immer gezeigt hatte: sie zeigte sich dort nie wieder. Hätte sie mir geschrieben, hätte sie nur den geringsten Versuch gemacht, sich mir zu nähern, ich wäre, fürcht' ich, zu ihr zurückgekehrt, ich hätte mich nicht von ihr losreißen können. Ich wartete sogar auf ein solches Lebenszeichen — sie gab keines. Das kränkte mich tief und jetzt half mir der Groll, daß ich standhaft blieb.

Vermutlich hat sie damals sich etwas darauf zugute getan, daß sie „zu stolz" gewesen, sich mir irgendwie zu nähern. Aber nach einem Grunde meines Benehmens hätte sie doch wohl fragen können, und wenn ich nicht zu stolz war, an ihrem Fenster vorüberzugehen, so brauchte auch sie nicht zu stolz zu sein, sich wie sonst an demselben zu zeigen. Bekanntlich entwickeln Liebende diese Art von „Stolz" in der Regel erst dann, wenn ihnen am Geliebten nicht mehr viel gelegen ist. Früher war auch Pauline niemals zu stolz gewesen, sich angelegentlich nach den Gründen zu erkundigen, wenn ich ein paar Tage ausblieb, und mich in zärtlicher Weise zu versöhnen, wenn ich grollte. Wie kam es, daß sie gerade jetzt plötzlich zu stolz dazu war und eine Versöhnung nicht bloß nicht suchte, sondern ihr geradezu auswich?

Die Aufklärung blieb nicht aus. Es verlautete bald, daß der Italiener die Trösterrolle gut gespielt. Ich litt im stillen sehr; es war der traurigste Winter meines Lebens. Als ich im April Graz zu verlassen und nach Triest abzureisen im Begriffe war, schrieb ich Paulinen ein paar Zeilen zum Abschied, in welchen ich auf jene Tröstungen anspielte. Keine Antwort — erst als ich am Tage der Abreise auf dem Wege zum Bahnhof war, wurde mir ein Brief Paulinens übergeben, in welchem sie sagte, es sei ihr unbegreiflich, daß ich, der vorgab sie zu lieben, dem Gerede böswilliger Menschen Gehör schenkte, „deren Zweck es ja nur war, uns zu trennen, und welche jetzt jubeln, sich nicht umsonst bemüht zu haben". Sie gab mir die Versicherung, daß sie alle jene Schwüre, die sie mir getan, „bis zum gegenwärtigen Augenblicke nicht im mindesten verletzt", daß „ihr Bewußtsein sie in Beziehung auf mich nur hochstellen, niemals erniedrigen könne", und daß sie glaube, ich stehe nicht im Rechte, ihr meine Achtung zu versagen.

Schließlich wünschte sie, daß mir im Süden das Glück zuteil werden möge, das ich hier nicht finden zu können glaubte.

Daß Pauline zu dieser Antwort sich etwa acht Tage — wenn ich nicht irre — Zeit nahm und sie mir erst im allerletzten Moment zustellen ließ, als keine persönliche Rückkehr zu ihr, keine Verständigung und Versöhnung mehr möglich war, beweist, daß ihr jede Absicht fern lag — mich in meinen Entschlüssen wankend zu machen.

Einige Jahre später bestätigte mir Kugelmeier — ein zuverlässiger Zeuge, da er Paulinen immer sehr freundlich gesinnt war —, daß zwischen ihr und dem Schwarzkopf sich ein Liebesverhältnis entsponnen, und daß derselbe, als Pauline aus Gesundheitsrücksichten späterhin eine Sommerwohnung bezog, sie dort besuchte. Mit der Rückkehr des jungen Mannes in seine Heimat hatte freilich dieser Roman ein Ende.

Später trat Pauline in ein Verhältnis zu einem ältlichen in Graz stabilen Offizier oder Militärbeamten, wobei es auf eine Heirat abgesehen war*). Sie scheint sich aber in diesem Verhältnis nicht glücklich gefühlt zu haben, denn sie faßte, wie man erzählt, plötzlich den Entschluß zu sterben, trank zu diesem Behufe, wie man erzählt, ein Glas kaltes Wasser, während sie sehr erhitzt war, und starb nach ziemlich kurzem Krankenlager an einer Affektion der Lunge im Jahre 1860, nachdem sie von ihrem Geliebten sich hatte versprechen lassen, daß er ihre Ruhestätte durch einen Denkstein kenntlich machen werde. Dies geschah in der Tat, und der ihr von ihrem Freunde gewidmete Denkstein bezeichnet sie als eine „Perle ihres Geschlechts“.

Nun ruht sie aus von aller Qual und aller Wonne, von Küssen und Tränen, tief unter der kalten Scholle. Zerfallen ist der zarte, schmiegsame Leib zu Staub. Aber etwas ist doch noch wohlerhalten übrig von ihrem leiblichen Dasein: eine Haarflechte, welche sie mir am 21. September 1854, in ein Kränzchen geflochten, zum Geschenk machte. Als ob sie erst heute von ihrem Haupte gelöst worden wären, glänzen noch

*) Er war ein Freund ihres Bruders und durch diesen in das Haus eingeführt worden.

immer diese feinen braunen Haare. Es liegt etwas Rührendes für mich darin, daß, während sie selber längst vermodert ist, das, was sie als ein Liebeszeichen von sich losgetrennt und hingegeben, durch die Liebe gleichsam über Grab und Verwesung herübergerettet, so frisch und unvergänglich in meinen Händen bleibt.

Mit eigentümlichen Empfindungen sah ich später immer, wenn ich in den Ferien Graz besuchte, durch das Burgtor schreitend von fern das wohlbekannte Eckfensterchen im 3. Stock des Hauses 59 der Hofgasse mir entgegenleuchten! Noch immer standen Blumentöpfe an diesem Fenster und ein Kanarienvogelbauer, und ich meinte, das liebe Köpfchen müsse wie einst darüber erscheinen. Am tiefsten aber fühlte ich mich bewegt, wenn ich des Abends dort vorüberging und das Licht einer Lampe durch jenes Fenster schimmerte. Da meinte ich, es müsse noch immer die alte trauliche Lampe sein, bei deren mildem Schein wir so unzählige Male auf dem Sofa vor dem Tische saßen, selig wie Kinder, plaudernd, lesend, kosend und tausend Küsse wechselnd.

Ganz wider alles Verhoffen erhielt meine Kunde von Paulinens letzter Lebenszeit im Jahre 1863 noch eine kleine Bereicherung. Einer meiner Bekannten überraschte mich mit der Nachricht, es lebe in Triest eine Frau, die, als sie im Jahre 1859 von Graz nach Triest übersiedelte, mir einen Brief „von einer gewissen Pauline" hätte überbringen sollen. Dieser Brief aber sei ihr unglücklicherweise unterwegs abhanden gekommen und sie habe es dann nicht mehr gewagt, mich aufzusuchen und den Verlust einzugestehen, bis sie zufällig die Bekanntschaft meines Freundes machte, der sich erbot, mich von der Sache zu verständigen.

Daraufhin stattete ich der Frau einen Besuch ab und fand in ihr ein bescheidenes, gemütliches junges Frauenzimmer, das sich mir zu meiner nicht geringen Überraschung als — Heinrichs Schwester zu erkennen gab. Seit früher Jugend mit Paulinen befreundet, und nur während meines Aufenthaltes in Graz dort nicht anwesend, weshalb sie mir persönlich unbekannt geblieben, war sie auch in den letzten Lebensjahren Paulinens öfter mit ihr in Berührung gekommen. Als sie nun im Jahre 1859 nach Triest abreiste, hatte Pauline sie gebeten, einen Brief an mich mit

sich zu nehmen, und dieser Brief war leider verloren gegangen.

Die junge Frau versicherte mich, daß Pauline oft mit ihr von mir gesprochen, daß sie mir immer zugetan blieb und meiner als ihrer wahren und einzigen Liebe gedachte.

Was Paulinens Verhältnis zu dem ältlichen Offizier betrifft, so meinte die Freundin, dasselbe sei von Paulinens Seite nicht auf wirkliche Liebe gegründet gewesen. Sie habe, sagte sie, Paulinen gefragt, wie sie sich nun wieder an einen anderen anschließen könne; darauf habe diese geantwortet, sie lasse sich eigentlich seinen Umgang nur gefallen, weil er so gut und liebevoll sei, was ihr zum Troste gereiche, da sonst alle Welt ihr lieblos begegne und auch ihr Vater in letzter Zeit immer grämlicher und unfreundlicher werde.

Eine Bestätigung dafür scheint in dem Umstande zu liegen, daß sie, während dies Verhältnis bestand, den besagten Brief an mich geschrieben.

Die Frau erzählte mir ferner, daß ihr Bruder jetzt in Ungarn lebe; sie sprach davon, wie sehr er Paulinen geliebt, wieviel er gelitten, als sie ihn verstieß. Ich sagte ihr, daß ich von Paulinen eine Photographie besitze und davon kürzlich eine Kopie habe machen lassen, und ich erbot mich, ihr diese Kopie für Heinrich zu übergeben, der sie gewiß nicht verschmähen werde. Sie weigerte sich anfangs verschämt, ich bestand aber darauf, daß sie das Dargebotene annehme. Es gewährte mir ein wehmütiges Vergnügen, dem von mir immer schmerzlich Bedauerten diejenige, die ich ihm unabsichtlich geraubt, nun wenigstens im Bilde zurückzugeben.

Briefe an Marie Mösner.

Graz 1862.

I.

25. Jan. 1862.

Hochverehrte, und zwar seit gestern abend aus verschiedenen Gründen doppelt verehrte Freundin!

Ich habe gestern Sie um etwas sehr Wichtiges zu bitten in der Eile vergessen. Sagen Sie dem Dr. Pipitz nichts von dem, was Sie mir mitgeteilt haben. Bringen Sie überhaupt diesen Gegenstand nirgends weiter zur Sprache: kommt aber irgendwo die Rede darauf, so sprechen Sie für Ihre Person Ihre Mißbilligung und Ihr Bedauern unverhohlen aus, und zwar in den stärksten Ausdrücken. Gestern ist leider ein ziemlich schlechtes Sonett von mir in Ihren Händen geblieben, und da ich nicht wollte, daß Sie von meiner jüngsten Poesie gar zu übel dächten, so erlaube ich mir, Ihnen hier ein anderes zu schicken, das vielleicht etwas besser ist, und das ich vor einiger Zeit gemacht habe — ich weiß nicht mehr an wen und aus welcher Veranlassung.

Hochachtungsvoll ergebenst Ihr

R. H.

II.

Hochverehrtes, und zwar seit gestern dreifach hochverehrtes Fräulein!

Da ich Sie heute nicht besuchen darf, so sende ich Ihnen, um mich wenigstens geistig anzunähern, das versprochene Sonett, in welchem zu lesen steht, wie Herr G. klagen würde, wenn er in Triest wäre, Sie öfter besuchte und — Verse machte. Wissen Sie, daß Sie gestern grenzenlos liebenswürdig waren? Sie waren so reizend, wie ich es früher nie bemerkt, und trotz der Zahnschmerzen voll schöner Herzenswärme. Sie waren so mild, sagten so wunderbare Dinge, und bewegten sich samt Ihrer Freundin in einer gehobenen, mir unbegreiflichen Stimmung. Ich war in einem Taumel, wußte nicht, was das alles bedeuten solle, bis endlich der Hofrat kam — sehr zu meinem Glück, denn was für die nächste Nacht aus meinem Schlafe geworden wäre, wenn ich das Glutandenken der mit Ihnen verlebten Viertelstunde — oder war es mehr? — unabgekühlt mit fortgenommen hätte, wer kann darüber im Zweifel sein? Die Ankunft des Hofrats, sein Gesang, den sie mit siegreicher Überwindung der Zahnschmerzen auf der Harfe begleiteten, führte mich wieder auf die Heerstraße des allgemeinen menschlichen Empfindens zurück, und ich konnte sofort in ziemlich ausgeglichener Stimmung meiner Wege gehen. Aber um des

Himmels willen! Seien Sie nie wieder so liebenswürdig! Es war grausam. Freilich — warum muß ich Ihnen eben in den Weg laufen, während Sie einen Hofrat mit hübschem Äußern und angenehmen Stimmitteln erwarten?

Hochachtungsvoll
Ihr unberufener Briefschreiber und Sonettendichter
R. H.

III.

Verehrungswürdige Gönnerin und Freundin!

Sie werden darüber gelacht haben, daß ich gestern noch spät abends eine im telegraphischen Depeschenstil gefaßte Nachricht über mein verschlimmertes Befinden Ihnen zusenden zu müssen glaubte. Es geschah wahrlich nicht in der Voraussetzung, daß die erwähnte Tatsache an sich für Sie ein Interesse haben könne, sondern nur, um mein Versäumen Ihres Konzerts und dessen, was Sie mit liebenswürdigem Scherz ein Rendezvous nennen, zu rechtfertigen. Ich habe in der Tat gestern unendlich gelitten, namentlich an rasendem Kopfschmerz; dazu war meine Phantasie, bei klarstem Bewußtsein, von wunderlichen Gestalten bestürmt; gewisse Vorstellungen, Bilder, Gedanken, die mich jetzt viel beschäftigen, drängten sich mit doppelter Lebhaftigkeit an mich heran, und wiewohl sonst nicht eben unerfreulich, zum Teil sogar hold und lieb, machten sie mir jetzt doch gar zuviel zu schaffen. Vergebens drückte ich, um ihnen zu entgehn, mein müdes Haupt mit geschlossenen Augen tiefer in die Kissen. Heute befinde ich mich bedeutend besser: vom frühen Morgen an ist zufällig so viel Tröstliches wie vom Himmel auf mich herabgetaut: eine sehr günstige Rezension Gutzkows über meine jüngste Dichtung, ferner ein grenzenlos liebenswürdiger, von Huld und Seelenfreundschaft überströmender Brief aus Graz von edler Frauenhand, endlich aus dem Hotel de la Ville eine moschusduftige Anfrage — mußte ich nach all dem nicht gleich wieder gesund werden?

Tausend Dank, Freundin! für die moschusduftige Anfrage — aber um auf etwas anderes zu kommen, sagen Sie mir doch, liebenswürdigste aller Harfenvirtuosinnen, was verstehen Sie wohl so eigentlich unter einem Rendezvous?

Sie wollen sich, schreiben Sie, einmal mit mir ausplaudern, und bestellen mich „zu einem Rendezvous“ auf Stunden, in welchem Ihr „Salon“ notorisch der Tummelplatz des Ausbundes hiesiger Notabilitäten zu sein pflegt! Sie sind schlau, schöne Harfnerin! Ich habe, wenn ich nicht irre, in einem Buche gelesen, daß es kein schöneres Mittel gibt, um sich irgendeinen für bestimmte Stunden oder Tage fernzuhalten, als daß man ihn freundlich und dringend auf andere Stunden oder Tage einladet. Dies Manöver beschränkt die sonst unbegrenzte Besuchsfreiheit sehr fein und unverfänglich. Aber — fi donc! Wie konnte ich nur so eitel sein, zu glauben, daß Sie so verblümte, so fein umschreibende, so raffinierte Formen Ihrer geneigten Willensmeinung mir gegenüber für nötig hielten? — Freilich aber hat nun die ganze Sache noch eine andere bedenkliche Seite. Ist es ratsam, für freundliche Mitteilung, vertrauliches Geplauder und dergl. Stunden anzuberaumen? Sich ausplaudern, sich mitteilen muß man, wenn es der Genius gebietet, wenn der Moment der Eingebung gekommen, wenn das Wort reif ist und von selbst geflügelt über die Lippe springt; wie mag man aber wissen, ob man in einer tagelang vorher angesetzten Stunde zur Mitteilung gerade Beruf, Drang und Stimmung haben wird? Wenn zwei sich verstehen, warm werden, sich mitteilen, so geschieht es, weil ein Dritter, der Genius, zwischen sie tritt, der das vermittelt; Genien aber hören nicht auf Termine noch auf irdischen Stundenschlag. Besser sind daher Briefe zur Mitteilung, weil man für diese die Stunde der Inspiration leichter benützen kann.

Soviel bleibt indessen gewiß, daß ich mich morgen zur festgesetzten Stunde (fünf Uhr) bei Ihnen einfinden werde, falls Sie mir nicht eine Gegenorder, oder sonst genauere Weisungen schicken. Ich sagte das Obige nur, um Sie darauf vorzubereiten, daß ich in der Vertrautenrolle, die Sie mir in einem Augenblicke schöner Erwarmung zuteilten, seither aber fast wieder entzogen zu haben scheinen, schließlich Fiasko mache.

Indem ich diesen Brief, bevor ich ihn einsiegle, noch einmal überlese, mißfällt er mir im höchsten Grade. Ich mag es aber doch nicht machen wie gestern, wo ich fünf

Blätter zu beschreiben anfing und wieder zerriß, nur um Ihnen zu melden, daß ich krank sei!

Vielleicht erzähle ich Ihnen nächstens etwas von meinen gestrigen Fieberphantasien. Manches war interessant. Unter anderem sah ich mich im Geiste auch zu Ihnen versetzt; es saßen aber dort schon „die Schmeichler in ganzen Chören", ich ging daher ins einsame Nebenzimmer, wo Ihre Goldharfe still im Abenddämmer stand. Ich setzte mich aufs Sofa und freute mich des Alleinseins. Da war es, als ob von der golden flimmernden Harfe plötzlich ein leises Klingen ausginge, und wie das einfallende Mondlicht durch die Saiten schien, da war es gar, als ob aus den glitzernden Strängen die Tongeisterchen allgemach sich loslösten und in Schwärmen aufflatterten, kleine, geflügelte Bübchen; ein liebliches Schwirren und Summen war es, bald elfenhaft-gaukelnd, bald tiefsinnig, dann wieder herzinnig. Die Bübchen setzten sich wie Falter auf große schöne Blumen, denn ringsum erblüht war eine wunderbare Tropenlandschaft, mit ziehenden blauen Strömen, farbigen Au'n und goldenen Bergspitzen, beleuchtet vom Zauberschein der Romantik. Die großen schönen Blumenhäupter aber lächelten und hatten alle ein und dasselbe liebe holde Blumenantlitz, das glich — ich weiß nicht wem. Schließlich bildeten die schwirrenden Tongeisterchen und Elfchen eine Pyramide. Auf der Spitze dieser Pyramide aber saß ein kleiner Liebesgott. Der lächelte boshaft, als ich ihn ansah, und vereinigte die Spitze seines Daumens, seiner Nase und seines kleinen Fingers zu einer langen Achse, deren trivial-spottenden Übermut ich aber mit einem so vernichtenden Lächeln souveräner Ironie und resignierter Gleichgültigkeit erwiderte, daß der Kleine ganz verblüfft wurde, das Gleichgewicht verlor und stürzte, worauf die ganze Pyramide schmählich durcheinander purzelte.

Genehmigen Sie, hochverehrtes Fräulein, den Ausdruck der ausgezeichneten Verehrung, mit welchem ich verharre

Ihr ergebenster

R. H.

IV.

3. Februar 1862.

Hochverehrtes Fräulein!

Mein Naturell verschmelzt in eigentümlicher Weise Glut, Innigkeit der Empfindung, aufopferungsfähige Hingebung mit großer Selbständigkeit des Charakters und des Urteils. Ich bin imstande, mich schrankenlos hinzugeben, aber ich besitze auch, wie sehr ich bescheiden scheine, Selbstgefühl. Und eben dieses Selbstgefühl hat einen Freimut des Ausdrucks in mir ausgebildet, der sich dort am wenigsten verleugnet, wo ich hochachte, verehre, mich hingebe. Darf ich auch Ihnen gegenüber freimütig sein, verehrtes Fräulein? Wenn ja, so erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß ich Sie seit einigen Tagen nicht ganz verstehe. Ich will darauf kein Gewicht legen, daß Sie zu den Stunden, auf welche Sie mich zu einer Zusammenkunft freundlich, ja dringend einladen, nie zu Hause sind: Zufälligkeiten können das motivieren. Aber wie soll ich es deuten, daß Sie mir wiederholt schreiben, Sie wollten mich, da Sie immer von Leuten umschwärmt sind, auf bestimmte Stunden einladen, um mit mir allein sprechen zu können, dann aber doch gerade solche Stunden bestimmen, in welchen Sie viele Besuche zu haben pflegen, die Sie doch mir zuliebe nicht werden fortweisen wollen?

Ich würde glauben, daß dies eine kleine, vielleicht gut gemeinte Mystifikation sei, wenn ich nicht soviel auf Ihren Herzensadel hielte.

Endlich bedienen Sie sich bei solchen Bestellungen hartnäckig immer des Ausdrucks Rendezvous. Die Sprache versteht unter Rendezvous meines Wissens eine Unterredung unter vier Augen und an drittem Orte: in welchem Sinne das Rendezvous in der Tat auch der einzige Weg vertraulicher Mitteilung ist. Es wäre nun lächerlich, zu glauben, daß Sie mir ein Rendezvous dieser Art gestatten wollen; nicht als ob dies Mittel, wenn Ihr freundschaftlicher Mitteilungsdrang und Ihr Vertrauen zu mir es Ihnen eingäbe, verfänglich erscheinen könnte (denn der ernste mit Herzensinteressen in keiner Weise verknüpfte Charakter des

Verhältnisses, in welchem ich zu Ihnen zu stehen die Ehre habe, würde es Ihnen gestatten, solches zu tun, ohne sich zu kompromittieren): sondern einfach darum, weil mich nichts berechtigt, vorauszusetzen, daß Sie ein Rendezvous in dem angedeuteten Sinne wünschen, oder mir gewähren würden, wenn ich es erbäte. Ferner, weil Ausdrücke, wie daß Sie mir „sehr viel zu erzählen", „unendlich viel zu sagen" haben, trotz der freundlichen und dringlichen Form, in welche Sie sich kleiden, ohne Zweifel nicht allzuernst gemeint sind, denn wenn Sie mir etwas mitzuteilen haben, warum sind Ihre Briefe so kurz, so inhaltleer? Zweifeln Sie an meiner Diskretion? Zweifeln Sie an Himmel und Erde, nur nicht an *dieser*, nur nicht an meiner Ehrlichkeit, an meiner mannhaften Gesinnung!

Geben Sie mir nur einen Wink, verehrtes Fräulein, der diese Bedenken löst, oder wenigstens mir die Stunde andeutet, in welcher ich kommen darf, um Ihnen Lebewohl zu sagen.

Hochachtungsvoll ergeben der Ihrige

R. H.

V.

5. Febr. 62.

Marie! Sie sind *mit* und *ohne* Nimbus ein *Engel* und ewig mein süßes liebes Kind!

R. H.

VIa.

8. Febr. vormittags.

Engel! Hier Ihr Bild; das meine — verzeihen Sie, daß ich es gleich nach dem Ihrigen nenne — bringe ich abends selbst mit; ich werde nichts aus dem Herzen heraus darauf schreiben, damit es *ostensibel* bleibt. Die Soiree um 6 Uhr abends macht mir Bedenken; ich kann nicht glauben, daß Sie da einige Augenblicke für mich haben. Die Matinee war ohnehin so kurz, und Sie — nicht besonders; es hätte der Podestà dabei sein können. Indessen es geschehe alles wie Gott und Sie wollen.

Bruder Robert.

VI b.

8. Febr. 62, abends.

Hochverehrte Freundin!

Ich hatte um 6 Uhr die Ehre, mich bei Ihnen einzufinden, traf vor Ihrer Tür Frl. M., im Begriffe auszugehen, hörte von ihr, daß Sie nicht zu Hause seien, ging mit ihr hinab, kehrte nach einiger Zeit nochmals zurück, klopfte wiederholt an allen Türen, wartete bis nach 6½ Uhr und sah mich dann veranlaßt heimzukehren. Sollte ich Sie verletzt haben? Die Sache beunruhigt mich unendlich. Mein Porträt erhalten Sie beifolgend wieder zurück.

In treuer Ergebenheit Ihr

R. H.

VII.

9. Febr. 62.

Sind Sie böse, verehrteste Freundin? Meinen Brief von gestern abend haben Sie doch erhalten? Das beifolgende Sonett wollte ich anfangs auf die Photographie schreiben. Es wäre aber doch zu kühn gewesen.

Hochachtungsvoll der Ihrige

R. H.

P. S. Der Gedanke, Sie unwissentlich verletzt zu haben, quält mich entsetzlich. Ist es denn bei der Gesinnung, die ich für Sie hege, und die Sie kennen, möglich, daß ich Sie beleidige?

VIII.

10. Febr. 62, früh.

Liebste, beste Freundin!

Gestern schrieben Sie mir aus dem Bette, heute ich Ihnen, am frühesten Morgen. Ich muß Sie bitten, innig Verehrte, Teuerste, wenn ich Ihnen gestern abend etwas ernster und zurückhaltender erschienen bin als gewöhnlich, dies nicht zu mißdeuten. Das kleine Abenteuer, das mir nach 6 Uhr an Ihrer Tür begegnete, hat in meinen Gesinnungen gegen Sie, Engelskind, unmöglich etwas ändern können. Daß der Scherz des jungen Herrn etwas plump war,

ist nicht Ihre Schuld. Nie habe ich auf Ihre überfließende Herzensgüte gegen mich, selbst wo sie nach meinen Begriffen die Form der Zärtlichkeit annahm, Hoffnungen und Ansprüche gebaut, die mich jetzt berechtigten, neugierig, oder befremdet und überrascht zu sein. Ich müßte der lächerlichste Mensch von der Welt sein, wenn ich so etwas merken ließe, aber glauben Sie mir, auch im Innersten hat der Vorfall mich gänzlich unberührt gelassen. Seit dem Abend des 6. und dem Morgenrendezvous des 7. ist in mir aller Zwiespalt, alle Unruhe, ja selbst die Möglichkeit des Zwiespalts und der Unruhe ausgetilgt. Sie hatten anfangs verwirrend auf mich gewirkt, mich in ein Meer von Ungewißheit getaucht; in diesen beiden Tagen aber kam ich für immer ins klare. In Ihr tiefstes Wesen durfte ich blicken, und der Himmel fügte es, daß die schmerzlichen Eindrücke von den tröstlichen aufgewogen wurden, daß ich ruhig werden und bleiben konnte, und daß kein bitterer Stachel in meiner Brust zurückblieb. Sie streiften den Nimbus ab, und dies hätte mich vielleicht betrübt, aber Sie zeigten mir gleichzeitig Ihr Herz, Ihr himmlisches, der edelsten Regungen fähiges Herz, und ich konnte fortfahren Sie zu verehren, zu verehren im edleren Sinn des Wortes, ruhig und wunschlos. Der Zauber jungfräulich-verschämter, edler, reiner Weiblichkeit hat nie mächtiger auf mich gewirkt als die himmlische Huld und Milde, die naive Hingebung an den Ernst, an die Poesie, an das Ideal, womit Sie in jenen Stunden mich fast zu Tränen rührten. Tun Sie, herrliche Freundin, was Sie wollen; vor Ihrem Herzen werde ich immer niedersinken und anbeten. Nichts kann mich je an Ihnen irremachen; ich habe gesehen, wie der Grund Ihres Wesens beschaffen ist und wessen Sie fähig sind.

An dieser Empfindung, an dieser Stimmung für Sie konnte der gestrige Vorfall nichts ändern. Ihr Glück kann mir immer nur Freude machen. Ich wäre untröstlich, wenn Sie mir nicht mehr mit voller Harmlosigkeit entgegentreten wollten, mir etwa gar die Möglichkeit entzögen, Ihnen Lebewohl zu sagen. Nein, gestatten Sie ein solches — wenn auch nicht unter vier Augen —

Ihrem treuesten und besten Freunde

R. H.

IX.

10. Febr., abends.

Verehrungswürdige Freundin!

Ihr Benehmen hatte heut etwas schneidend Eisiges, etwas tief Verletzendes, und wenn Sie mich fragten, wieso? so wüßt' ich nicht einmal zu antworten. Ich weiß nur, daß ich kein herzliches Wort des Abschieds über die Lippen brachte, obwohl ich merkte, daß Sie, nur um mich los zu werden, geäußert hatten, Sie würden morgen nicht reisen. Ich kehrte heim mit der peinlichsten Empfindung einer ungelösten Dissonanz. Plötzlich aber fiel ein aufklärender Lichtstrahl in meine Seele, der mir das Schönste zurückbrachte: die Wonne der Wehmut. Sie lieben, — ich weiß auch wen. — Die Dissonanz ist gelöst, denn ich begreife Sie wieder und nur das Unbegriffene macht mir Pein. Jetzt verstehe ich Ihr Benehmen. Die ganze Welt ist Ihnen nichts und Sie haben recht. Leben Sie wohl, schöne Glückliche! und denken Sie später auch wieder einmal an den Dichter

R. H.

P. S. Es ist nicht der in meinem Vormittagbriefe erwähnte Geck an der Tür, den ich meine, es ist ein bescheidener, liebenswürdiger Mann, ein Mann, der Ihrer wert ist. Ich weiß es gewiß, daß Sie ihn lieben.

X.

19. Febr. 1862.

Hochverehrtes Fräulein!

Indem ich den Ursprung Ihres sehr werten, soeben in meine Hände gelangten Schreibens vom 17. d. M., in welchem Sie Ihr Erstaunen über eine gewisse „pyramidale Idee" ausdrücken, nur in der Besorgnis erblicken kann, daß ich besagte Idee aus äußeren Quellen, etwa gar aus Andeutungen der Leute geschöpft habe, ja daß vielleicht der eine oder der andere Ihrer Schritte hier in weiteren Kreisen im Sinne jener Idee hätte gedeutet werden können, beeile ich mich, während ich mich glücklich schätze, daß dieser Zwischenfall mir das Vergnügen verschafft, wieder aufs angenehmste an Sie erinnert zu werden, — in Erwiderung Ihres Geehrten Ihnen die Versicherung zu geben, daß die in Rede

stehende Idee eine ganz subjektive, nebenbei auch nur momentane war, mit welcher ich mich selbst seither gar nicht weiter beschäftigt habe, wonach Sie denn, wie ich glaube, über diesen Punkt vollkommen beruhigt sein dürften und mir nichts weiter hinzuzufügen bleibt, als zu Ihren bevorstehenden venezianischen Triumphen Ihnen im vorhinein Glück zu wünschen, die Grüße Ihrer lieben Cousine und des Herrn Heller schönstens zu erwidern und Sie zu bitten, mir die wiederholte Versicherung der ausgezeichneten Hochachtung zu gestatten, mit welcher ich die Ehre habe zu verharren, hochgeehrtes Fräulein

Ihr ergebener

R. H.

XI.

23. Febr. 62.

Hochgeehrte Freundin!

Daß Sie es bemerkt haben, daß mein letztes Schreiben zeremoniös, kühl und höflich war, hat mir große Freude gemacht. Ich wollte es eben nur versuchen, ob Ihnen eine solche diplomatische Note genügt; wäre dies der Fall gewesen, so hätte ich Ihnen weiter nichts zu sagen gehabt; da es aber nicht der Fall war, so bin ich mit großer Genugtuung bereit, Ihre Anfrage vom 17. etwas offener und ausführlicher zu beantworten, frank und frei alles herauszusagen, was ich Ihnen gegenüber noch auf dem Herzen habe, und endlich auch die Reihe von Aufregungen ein für allemal zum Abschlusse zu bringen, deren Opfer ich seit dem 11. Januar d. J. gewesen bin.

Meine „pyramidale Idee“, daß Sie lieben, entsprang aus nichts anderem, als aus dem Bedürfnisse meines Herzens, dasjenige, was mir an Ihnen befremdend war, auf schöne und edle Motive zurückzuführen. Sie entschuldigen wollt' ich, und mich selbst beruhigen. Die Stellung, die Sie in den letzten Tagen Ihres Hierseins zu mir einnahmen, Ihr Hinweggleiten über meine alte schöne Lieblingsidee (Les Adieux!), für deren zugesagte Ausführung der wiederholte Aufschub Ihrer Reise Ihnen hinlängliche Zeit gelassen hätte, die durchscheinende Berechnung, mit welcher Sie jedem mündlichen Lebewohl auswichen, endlich die unbe-

schreibliche Zerstreutheit, lächelnde Kühle und Entfremdung, die Sie an den letzten Abenden mir gegenüber zur Schau trugen, und von welcher ich nicht eigentlich anzugeben wüßte, worin sie bestand, die mich aber höchst eigentümlich berührte und mir die Zunge lähmte: das alles als Symptome einer allgemeinen Verstimmung zu betrachten, erlaubt mir die Erinnerung an Ihre, gerade am letzten Abend sehr brillante und rosige Laune nicht. Es blieb mir also nur die Alternative, zu glauben, daß Sie lieben, oder daß Sie launenhaft, sehr launenhaft sind. Als enthusiastischen Verehrer Ihres Herzens entschied ich mich für das erstere. Wenn Sie das aber nicht gelten lassen — was soll ich denken?

Sie werden fragen, wie ich dazu komme, Ihnen gegenüber so anspruchsvoll und empfindlich zu sein? Ich will es Ihnen sagen. Ich kann mir von den Menschen alle Roheit, alle Lieblosigkeit gefallen lassen; von denen aber, die mir einmal Liebes erwiesen, die mir auch nur einen Augenblick die Illusion eines innigeren Seelenverständnisses gemacht, von diesen ist jede geringste Kränkung mir ein Dolchstich. „Soll ich also," werden Sie sagen, „einen jeden, mit dem ich einmal eine Stunde der intimeren Annäherung, einen Augenblick schöner Erwarmung gehabt, zeitlebens zu hätscheln und auf den Händen zu tragen verpflichtet sein?" Nein! Das wäre zuviel gefordert — ist auch in den meisten Fällen nicht eben notwendig; um eines aber bitte ich Sie, was Ihnen zu gewähren nicht allzuschwer fallen kann: seien Sie zurückhaltend mit solchen intimeren Annäherungen und schönen Erwarmungen Personen gegenüber, die ein tieferes Gemüt haben und das Leben ernst nehmen.

Ich habe einige Momente mit Ihnen durchlebt, die ein Geck vergessen kann, der sich bei Ihnen amüsiert, nicht aber die eingedenke Seele des Dichters. Ich bin keiner von denen, welche man küssen darf und dann sagen: „Jetzt geh hin und vergiß mich!"

Ich verdanke der Begegnung mit Ihnen sieben Sonette nebst der Erinnerung an einige Tropfen Wonne und einen Ozean von Aufregungen und Herzensqualen. Und doch war ich nicht einmal im eigentlichen Sinn des Wortes, was man so nennen könnte, verliebt in Sie. Die Logik einiger Tatsachen und die Prosa einiger Wahrnehmungen hat mich vor

einem Extrem bewahrt, das mich ins Verderben gestürzt, vernichtet hätte. Auch bin ich nicht der Mann, der lächerlichen Hoffnungen sich hingeben könnte. Ich weiß recht gut, daß, solange die Welt steht, die Schönen sich zum Schönen neigen: zur rotwangigen, weltgewandten, geschniegelten Schönheit, während die gedankenblasse Poetenstirn einsam brütet und höchstens einmal in einer Stunde schöner Erwarmung ein flüchtiger Kuß der Weihe von holden Lippen darauf herabtaut.

Finden Sie in diesen Zeilen keinen Ausdruck des Grolles, nicht einmal der Erkaltung. Ich bewahre wie ein Heiligtum das unverkümmerte Andenken jener kurzen, einzigen Momente, wo Sie ganz Sie selbst, wo Sie ein Engel waren, kein launenhaftes Evakind. Noch nehme ich nichts zurück von all dem, was ich von Ihrem Herzen gesagt und gesungen habe. Ich weiß, daß Sie nicht immer oben schweben im goldnen reinen Morgenrot, aber es genügt mir, daß Sie geflügelt sind und fähig sich aufzuschwingen.

Was aber soll unser weiterer Verkehr? Was sollen meine Briefe Ihnen, der Schönen, Glücklichen, die von einem Honigmond der Liebe zum anderen gaukelt? Ich würde Sie bitten, sich meiner, meines Herzens, meiner Briefe, meiner Verse zu erinnern, wenn Sie einmal häßlich werden, oder alt und krank oder unglücklich: da ich aber diesen Zustand bei Ihnen mir weder denken kann noch will, so vergessen Sie mich ganz, und leben Sie wohl auf Nimmerwiedersehen und Nimmerwiederschreiben!

R. H.

P. S. Ich erlaube mir noch die dringende Bitte, mir den Empfang dieses Schreibens, womöglich umgehend, nur mit einem Worte anzuzeigen, oder sonst etwas zur Erwähnung desselben hinzuzufügen. Ich sehne mich nach Ruhe.

XII.

26. Febr. 62.

„Verboten" habe ich Ihnen nicht, teuerste Freundin, mir ausführlich zu schreiben, und wenn mein Brief Ihnen „wehe getan", so tun Sie mir nun wieder weh, indem Sie dies sagen, und ich erblicke einen Beweis darin, daß Sie

den Brief nicht ganz verstanden, und, wenn auch schon mehr als zehnmal, wie Sie schreiben, doch vielleicht noch nicht oft genug gelesen haben. Lesen Sie ihn aber für jetzt nicht wieder, er kann Sie in Ihrer gegenwärtigen Herzens- und Gemütsverfassung nur störend, fremdartig und unangenehm berühren. Wenn ich übrigens glaubte, meine Rechnung mit Ihnen sei abgeschlossen, so irrte ich. Vor ein paar Tagen sah ich eine Photographie (von Jagemann in Wien, wenn ich nicht irre), die Sie dem Prof. Malpaga geschenkt, und die ohne Frage das beste, das einzig wahre Bild ist, das mir von Ihnen vorgekommen. Dies Porträt ist mir zu meiner Ruhe noch unentbehrlich. Ich muß ein Bild von Ihnen haben, das Sie mir würdig vergegenwärtigt. Wollen Sie mir noch dies letzte, liebste Geschenk gewähren? Ich weiß, Sie werden es mir nicht versagen. Auch ich ließ ja mehr als ein Andenken in Ihren Händen, Andenken, die freilich jetzt unter den Triester Schatullen, Diademen und Korallenschmucksachen verschwinden, aber doch vielleicht einmal zu Worte kommen und übrigbleiben, wenn manches andere verrauscht und verflattert ist.

Nun aber leben Sie wohl und erinnern Sie sich im Lauf der Jahre wieder einmal an Ihren besten Freund — doch nein, „Freund" ist ein so dummes, kaltes Wort, also lieber: Leb' wohl, liebe Schwester Marie, und denke später wieder einmal an

Deinen treuen Bruder

Robert.

XIII.

8. März 62.

Innigst geliebte Schwester Marie!

Tausend Dank für Dein schmerzlich ersehntes, liebes holdes Bild! Ich sage Du zu Dir, erstens, weil ich schon als Dichter das Recht habe, Kaiser, Könige und schöne Frauen zu duzen, dann weil ich Dein Bruder bin, und endlich, weil es mir nicht gegeben ist, kurze und ganz nichtssagende Briefe zu schreiben und ich, da ich von meiner brüderlichen Zärtlichkeit nicht mehr ausführlich reden und schreiben darf, wenigstens in das kurze, holde Wörtchen Du

noch einmal alles, was ich brüderlich für Dich empfinde, zusammendrängen und so bei Dir einschwärzen möchte. Und warum soll ich nicht durch einen kleinen Mutwillen mich für das Herzeleid und den Ärger schadlos halten, den es mir verursacht, so gar nichts Genaueres von Dir und Deinen neuesten Schicksalen, Plänen usw. zu wissen? Deine wehmutvolle „Ergebenheit in meinen Willen" ist sehr schön, aber Du treibst sie bis zur Grausamkeit. Wie albern war ich, um meiner Ruhe willen Dich zu bitten, mir nicht mehr zu schreiben, da Du doch, wie Deine letzten Zuschriften beweisen, Meisterin bist in kleinen Brieschen, die gar nichts Aufregendes enthalten.

Leb' wohl, geliebtes Schwesterlein! Sei glücklich und zuweilen auch tugendhaft! Küsse keinen, den Du nicht liebst, nimm in den Hotels keine Appartements mit kleinen Nebenzimmerchen und versteckten Seitentürchen, und gib kein Rendezvous, oder versprich wenigstens keines, das Du nicht wirklich halten willst.

Im übrigen aber sei versichert, daß Dich niemand je so lieb gehabt hat, noch so lieb haben wird wie

Dein ewig treuer Bruder

Robert.

XIV.

25. März 62.

Liebenswürdigste Gönnerin, Freundin, Kammervirtuosin, Schwester, Engel und liebstes Kind!

Sie sind sehr naiv, wenn Sie fragen, ob ich Ihnen nicht grolle, daß Sie mir nicht früher geschrieben, wie sehr mein letzter Brief Sie erfreut hat. Fragen Sie doch erst, ob ich Ihnen verzeihe, daß Sie mir überhaupt wieder schreiben? Ist das nicht gegen die Übereinkunft? Haben wir nicht feierlich mit „Vergessen Sie mich" und „Auf Nimmerwiedersehen" voneinander Abschied genommen? Nun fügt es aber der Himmel wieder anders, wie es scheint, und ich ergebe mich mit Wehmut in seinen und Ihren Willen. Ohnehin ist mir, daß ich es nur gestehe, seit Sie mir die beiden Veilchenbriefe zum Lebewohl gesendet, so unsäglich langweilig zumute gewesen. Ich hatte meinen erbetenen

„Ruhe"stand von Herzen satt und fing schon wieder an zu schwanken, ob es nicht besser sei, zu scheitern auf dem hohen Meere der Unruh', als im Sumpf der Apathie zu ersticken.

Wissen Sie denn aber auch, innigst geliebte Gönnerin und verehrungswürdige Schwester, daß Ihr wertes Brieflein ein unerwartetes Geburtstagsangebinde für mich war? Wenn nämlich Johannes Minckwitz' „Neuhochdeutschem Parnaß" zu trauen ist, so bin ich am 24. März 1830 geboren. Eh bien! Am 24. März l. J. früh um 10 Uhr saß ich traurig in meiner Kammer und dachte: „Du lieber Himmel, wirst du mir denn zu meinem heutigen Geburtstag nicht die kleinste Freude gewähren?" In diesem Augenblicke trat, wie aus Himmelshöhen, der Briefträger herein und übergab mir Ihren Brief. Ich erkannte eine liebe, liebe Handschrift. „Ist es denn möglich?" fragte ich mit klopfender Brust, und verzieh es mir in diesem Augenblicke, daß ich vor drei Dezennien die Unvorsichtigkeit beging, geboren zu werden.

Also Sie haben es nicht übelgenommen, herzallerliebste Schwester Marie, daß ich in meinem letzten Schreiben Du zu Dir gesagt? Wenn Du wüßtest, welche kindische Freude mir das verursacht, Du würdest diesen unverfänglichen Scherz, dies unschuldige Gekose auf so und soviel Meilen Entfernung auch weiterhin in meinen Briefen manches Mal mir eine Weile gönnen und lassen. Selbst wenn einmal ein solcher Brief in fremde Hände fiele, so könnte die Intimität mit einer idealgestimmten Poetenseele Sie schwerlich kompromittieren. Ja, wenn ich ein Bankier wäre oder ein Husarenoffizier! So aber weiß jeder gleich, wie es gemeint, daß es nur eine poetische Lizenz und ohne alle Konsequenz ist.

Daß Dir in Venedig nicht bloß***, sondern auch Deine „Cousine" durchgegangen, dazu kann ich Dir nur Glück wünschen. Und wenn unter den „teuren Sachen", die sie mitgenommen, nicht etwa meine Briefe und Sonette waren, so ist auch dieser Verlust zu verschmerzen. Du hast der „teuren Sachen" nur zuviel.

Als Neuigkeit kann ich Dir meinerseits mitteilen, daß ein Brief aus Graz mir die baldige Hierherkunft einer gegenwärtig dort konzertierenden Geigerin, Charlotte Dekner, ankündigt, die sehr jung und sehr reizend sein soll, und die

man, stelle Dir vor, ebenfalls an mich empfehlen will. O Himmel! Wie kommen die Leute nur dazu? Habe ich doch erst kürzlich den lieben Gott gebeten, mir entweder eine stärkere Konstitution zu verleihen, oder nie wieder eine Kammervirtuosin, reizende Künstlerin u. dgl. in meine Nähe zu bringen. Es scheint, daß der liebe Gott auf dies Ansuchen für jetzt nicht eingehen zu können geglaubt hat. Hoffen wir wenigstens, daß das unberühmte, jugendliche Charlottchen noch nicht ganz so raffiniert-böse ist, wie das berühmte, vielgewanderte, schlaue, dichtermörderische, Violinvirtuosen entführende Mariechen.

Du wirst Dich aus dem heutigen Schreiben schon überzeugt haben, liebste Schwester, daß ich im Notfall, wenn es durchaus weiter korrespondiert sein soll, auch einen weniger ernsthaften Ton anzuschlagen weiß, als derjenige ist, in welchem ich meine vorletzte Herzensergießung geschrieben habe. O, ich kann die Sachen auch von der scherzhaften Seite nehmen!

Zum Schluß aber erlaube ich mir für diesmal noch eine ganz ernsthafte Bemerkung. Daß sich Dir eine ehrenvolle Gelegenheit bietet, nach Mailand zu gehen, freut mich sehr, aber ich möchte Dir gern eine brüderliche Ermahnung mit auf den Weg geben. In einem Deiner letzten Briefe kommt eine Stelle vor, worin Du bedauerst, nie vergessen zu dürfen, daß Du Kammervirtuosin bist, und „daß man ein Vaterland hat, welches man sich leider nicht wählen kann". Bezieht sich dies eben nur auf deine k. k. Kammervirtuosenwürde und Deine österreichische Herkunft, so habe ich nichts zu sagen. Solltest Du aber je Dich verleiten lassen zu glauben, Du müßtest Dich irgendwo Deiner deutschen Herkunft schämen, und dieselbe könne Dir namentlich in Italien Verlegenheiten bereiten, so würdest Du Dich in einem sehr bedauernswerten Irrtum befinden. Die Italiener sind im ganzen ein viel zu gebildetes und edles Volk, als daß sie nicht den deutschen Künstler eben als solchen schätzen sollten, und besitzen selbst zuviel Patriotismus, als daß der Mangel an solchem und an natürlichem Selbstgefühl bei einem Fremden nicht eine heimliche Verachtung in ihnen erzeugen müßte, wenn sie derselben auch keinen förmlichen Ausdruck geben. Nein, liebste Schwester! Bekenne Dich immer mit

Stolz als Landsmännin Mozarts und sei überzeugt, Du wirst nur noch mehr imponieren, nur noch höher geachtet werden!

Nun Adieu, Engel! schreibe wieder, wenn es Dir der Genius eingibt, und wenn Du heimkehrst, so reise ja gewiß über Triest, ich habe dringend mit Dir zu reden.

Es grüßt, küßt, herzt und drückt dich (im Geiste nämlich)

Dein ewig treuer Bruder

Robert.

XV.

26. April 62.

Verehrungswürdige Gönnerin, Freundin usw.!

Wie geht es Ihnen? Sind Sie noch krank? Oder grollen Sie mir? Gestern fragte mich jemand: „Ist es wahr, daß Frl. Mösner wieder hier ist?“ Ich erschrak anfangs, konnte aber zuletzt doch nicht glauben, daß Sie inkognito für mich nach Triest kommen würden. Wieviel gäbe ich darum, zu erfahren, ob wir Sie hier noch sehen werden oder nicht? Frl. Dekner samt Papa hat von Ihrer Erklärung hochachtungsvoll und ergeben Notiz genommen und bedauert sehr, daß die notgedrungene Kürze der Mitteilung Ihnen nicht gestattete, sich darüber auszusprechen, ob Ihnen der Brief des Frl. M. nebst dem anliegenden Porträt zu seiner Zeit wirklich zugegangen? Das Fräulein ist seither ein paarmal mit Glück hier aufgetreten.

Persönlich zieht sie mich nicht an, sie ist noch sehr grün. Ich will lieber gepeinigt als gelangweilt werden. Ein einziges nichtssagendes Brieflein von*** ist mir lieber als hundert jugendliche Geigerinnen. Haben Sie nicht wieder einmal eine Zeile für

Ihren allergetreuesten Sklaven und Bruder

Robert?

XVI.

Hochverehrte Freundin!

Zufällige Umstände verhindern mich, noch heut ins Hotel de la Ville zu stürzen, um mich zu überzeugen, ob ich diesen Vormittag nur geträumt oder wirklich ein Billett

empfangen, das Ihren Namen trug. Da ich übrigens auch im Zweifel bin, ob ich nicht im Bewußtsein der vielen und unverzeihlichen Albernheiten, die ich Ihnen in letzter Zeit geschrieben, bei unserem ersten Wiedersehen vor Scham erröte, erbleiche, ergrüne oder vergilbe, und hierdurch zufällig Anwesenden ein verwunderliches und unerklärliches Schauspiel bereite, so werde ich, wenn ich Sie aufsuche, vor Ihrer Tür solang immer wieder umkehren, als mir aus Ihrem Zimmer schallende Stimmen verraten, daß Sie Besuch haben. Fürchten Sie im übrigen von meiner Seite bei persönlicher Begegnung weder einen Rückfall in den ernsthaften Ton meiner ersten Briefe nach Venedig, noch in den scherzhaften meiner letzten. Poeten sind nur übermütig aus der Entfernung und mit der Feder in der Hand. Nein, fürchten Sie nichts. Der poetische Scherz unserer Bruder- und Schwesterschaft macht billigerweise der tatsächlichen Wirklichkeit wieder Platz, welcher gemäß ich nichts anderes zu sein die Ehre habe als

Ihr hochachtungsvoll ergebener Diener und Freund
R. H.

XVII.

11. Juni 62.

Hochgeehrte Freundin!

Nachdem Sie von Ihrem, durch einen neuen Ausflug nach Triest unterbrochenen Laibacher Aufenthalt, dem sich vermutlich auch ein Wiener Aufenthalt angeschlossen, nun endlich wohl in Salzburg eingetroffen sein dürften, so erlaube ich mir, unter Ihrer dortigen Adresse zur Erwiderung Ihres letzten, das aus Laibach datiert war, einige Zeilen an Sie zu richten.

Ich weiß nicht, aus welchen Motiven die zurückhaltende Stellung entsprang, die Sie bei Ihrem letzten Hiersein mir gegenüber einnahmen. Soviel aber ist gewiß, daß ich keinen Augenblick verkannte, wie sehr diese Zurückhaltung in meinem Interesse lag. Sie werden darum auch bemerkt haben, daß mein Verhalten mit dem Ihrigen im vollkommensten Einklang war, und daß ich keinen Versuch machte, mich an Sie zu drängen.

Fräulein M. hat wirklich in Graz, wie man mir von dort mitteilt, ganz nach meiner Erwartung schlecht von mir gesprochen. Werden Sie das auch tun? Kein Gedanke ängstigt mich mehr als dieser, daß Sie, bewogen durch Einflüsterungen, Lügen oder Mißverständnisse, mir Ihr freundschaftliches Andenken entziehen und lieblos, oder wenigstens indiskret von mir sprechen könnten. Ich meinerseits werde nur mit Begeisterung, Hochachtung und Diskretion vor anderen Ihrer gedenken. Es würde mich tief kränken, wenn Sie nicht wenigstens die letztere erwiderten.

Was Ihren Rat anbelangt, ich sollte das Leben kühl und leicht nehmen wie Sie selbst, so scheint derselbe allerdings plausibel, und niemand hat ihn schöner ausgedrückt als Platen, wenn er singt:

„Nur jenen ist das Leben schön und teuer,
Die frank und ungefesselt mit ihm scherzen,
Und ihnen ruft ein Gott: die Welt ist euer —"

nur fürchte ich, daß bei solch leichter und kühler Auffassung des Lebens aller Charakter, alles Gemüt und aller Herzensadel allgemach zum Teufel geht.

Bleiben Sie heiter und glücklich, gewähren Sie fortwährend auch dem Schönen, Reinen, Edlen und Idealen ein Winkelchen in Ihrem Herzen, und erfreuen Sie, wenigstens so oft etwas Bedeutendes in Ihrem Leben sich ereignet, durch einige Zeilen

Ihren

teilnehmendsten und unveränderlichsten Freund

R. H.

XVIII.

Graz, 31. Juli 62.

Die poesiereiche Schilderung Ihres ländlichen Salzburger Aufenthalts hat mich ungemein angesprochen und ich stelle mir lebhaft vor, wie Sie in grüner Einsamkeit in Ihrem Bergeshäuschen stille Wanderer als jüngste Lorelei mit Harfengetön anlocken. Sie machen aus dem Kapuzinerberg einen Venusberg; Gott schütze alle Tannhäuser, die dort herumschlendern, denn mit dergleichen ist nicht zu spaßen. Nun aber lassen Sie sich erzählen, wie es kommt, daß ich Ihnen

so lange nicht geschrieben, und warum ich es jetzt nicht von Triest aus tue, sondern, wie Sie, aus der lieben Waldesgrüne heraus. Den ganzen Juni lag ich krank an Rheumatismus, Nervenan- und -abspannung, gebrochenem Herzen und dergleichen. Zuletzt wurde ich hierher nach Tobelbad geschickt, wo ich bade in Wasser, Nadelholzduft und Gottes freien, himmlischen Lüften.

Die Plaudereien Ihrer „Cousine" haben meine hiesigen Freundinnen sehr eifersüchtig gemacht. Sie hat erzählt, ich sei in Frl. Mösner sterblich verliebt gewesen, habe sie besungen, habe ihre Harfe geküßt und geweint, so oft ich sie angesehen. Habe ich wirklich geweint, so oft ich Sie angesehen? Es ist möglich. Den Ausdruck, ich hätte Ihre Harfe geküßt, fand ich sehr diskret.

Von diesem und ähnlichem abgesehen, lebe ich hier, wie Sie, in ländlicher Ruhe und fühle mich glücklich. Wissen Sie was? Hängen Sie Ihre Harfe „an den Nagel", ich tue dasselbe mit meiner Leier. Kaufen wir in Gesellschaft ein kleines Bauernhäuschen mit einigen Grundstücken und treiben wir Viehzucht und Ackerbau. Die Feldarbeit wird uns beide, Sie geistig und mich körperlich, auffrischen. Die Woche hindurch arbeiten wir im Schweiße des Angesichts: Sonntag nachmittags harfen Sie ein wenig und ich leiere.

Inzwischen verharrt, weiterer freundlicher Kundgebungen aus der Ferne gewärtig, in unveränderten Gesinnungen

Ihr treu ergebener

R. H.

XIX.

10. März 63.

Hochverehrte Freundin!

Als ich Ihr letztes liebes Schreiben vom 15. August v. J. in Tobelbad erhielt, da wäre mir nichts leichter, nichts angenehmer gewesen, als Ihnen sofort mit derselben Raschheit und Pünktlichkeit zu antworten, mit welcher ich sonst alle Briefe, die ich erhalte, beantworte, geschweige die Ihrigen; aber hören Sie, was plötzlich für ein Gedanke sich mir aufdrängte. „Könnte" — so dacht' ich — „dies Hinundwiederschreiben nicht etwa gar nur ein zweck- und bedeutungsloser

Austausch geschriebener Blätter sein, den du nicht einem inneren Antrieb, sondern nur der Höflichkeit, der Herzensgüte, oder der freundlichen Schonung deiner Korrespondentin verdankst? Zwingst du nicht durch deine Antwort Fräulein Mösner, dir früher oder später wiederzuschreiben, und bist du so gewiß, daß sie es gerne tut? Wie wär' es, wenn du versuchsweise dich zu dem Manöver entschlössest, gar nicht zu antworten? Empfindet Fräulein Mösner wirklich zu tieferem Verkehr mit dir sich fortwährend angeregt, so wird sie von selbst wieder einmal schreiben; wo nicht, so ist eine für sie lästige Korrespondenz in einer Weise abgebrochen, bei welcher sie kein Vorwurf trifft."

Auf diese Art, verehrte Freundin, kam unser Briefwechsel ins Stocken, und es ist keineswegs meine Absicht, ihn mit gegenwärtigen Zeilen wieder in Gang zu bringen. Ich erbitte, ja wünsche keine regelmäßige Korrespondenz. Sie erinnern sich vielleicht, daß ich schon einmal, während Sie noch in Venedig weilten, darauf habe verzichten wollen. Aber ich muß offen gestehen, hochverehrte Freundin, meine Verzichtleistung kann nicht so weit gehen, daß ich mich mit dem Gedanken vertraut machen möchte, nie im Leben wieder etwas von Ihnen zu erfahren. Ich kann nicht anders, ich muß die Bitte, die ich schon in früherer Zeit getan, noch einmal wiederholen: widmen Sie mir ein paar Zeilen, wenn irgendein bedeutendes Ereignis in Ihrem Leben eintritt, und lassen Sie, wenn nicht früher eine Veranlassung sich ergibt, doch wenigstens alle 5—10 Jahre mich einmal wissen, wie es Ihnen geht!

Erblicken Sie in der Hartnäckigkeit, mit welcher ich Ihr Andenken festhalte, nicht den schmachtenden Seufzer eines betörten Dichterherzens. Ich gedenke Ihrer mit Ruhe, und immer geschieht es zugleich mit dem tief-innigen Segenswunsch, daß ein Schutzgeist seine Hand über Sie halte, damit Sie nicht bloß geschmeichelt und glücklich, sondern auch edelgesinnt, verständnisvoll und empfänglich für eine Huldigung bleiben, wie Sie Ihnen dargebracht hat und immer darbringen wird

Ihr treu ergebener

R. H.

XX.

1. April 63.

Hochverehrte Freundin!

Unendlich liebenswürdig finde ich es, daß Sie mein Schreiben rasch und freudig erwidert haben, obgleich durch dasselbe gar keine bestimmte Veranlassung zu einer Erwiderung gegeben war. Wie es aber eben die Art derjenigen ist, bei denen die Herzensgüte zur Verschwendung geworden, geben Sie im Drang des Gebens oft mehr, weit mehr als man verlangt hat, nur leider so eigentlich gerade dasjenige nicht, was man verlangt, was man erbeten hat, und worauf es dem Bittsteller vielleicht einzig ankam. Hauptinhalt meines Schreibens war die Bitte, mir mit ein paar Worten Nachricht zu geben, so oft bedeutendere Wendepunkte in Ihrem Leben einträten. Ich würde viel darum geben, wenn in Ihrem heutigen Schreiben eine Andeutung sich fände, die mich darüber beruhigte, ob ich die Gewährung dieser meiner Bitte hoffen darf oder nicht. Die Sache ist nicht unbedeutend: Sie würden durch ein solches Gewähren eine Verpflichtung auf Jahrzehnte hinaus übernehmen, und darum versteht die Zusage sich keineswegs von selbst. Oder hätten Sie wirklich im Übermaß Ihrer bekannten Güte für den Augenblick die Gewährung meines Wunsches als etwas Selbstverständliches betrachtet wissen wollen? Ich will mich mit dieser, freilich etwas unbescheidenen Annahme trösten und in der Hoffnung leben, Sie hätten wirklich die wohlerwogene und entschiedene Absicht, Ihren wärmsten Freund über Ihre ferneren Schicksale nicht im Ungewissen zu lassen, so wie auch ich Ihrer wohlwollenden Aufforderung folgen und Ihnen schreiben werde, so oft sich etwas in meiner Lage verändert.

Von meinem gegenwärtigen Befinden ist sehr wenig zu sagen. Ich lebe meinen Plänen, hänge mit der Menschheit fast nur durch einen ziemlich ausgebreiteten Briefwechsel zusammen, und schreibe Dichtungen, von welchen man mehr oder weniger freundliche Notiz nimmt. Meine Gesundheit schwankt, wie alles Irdische, zwischen gut und böse in verjährter Unentschiedenheit. Zusammenfassen ließe sich das alles nur in dem Ausspruch: „Ich langweile mich.“ Ihre tausend Grüße erwidere ich mit freudigem Dank; aber Sie

irren, wenn Sie glauben, ich sei geneigt, von dieser runden Summe an andere etwas abzutreten. Nur dem Papa habe ich das ihm huldvoll zugedachte Hundert ausgefolgt: er dankt verehrungsvoll, beschämt durch Ihr Wohlwollen. Aber die anderen gleichgültigen Leute — die sollen es erst beweisen, daß sie, wie ich, nicht leben können ohne Grüße von Marie Mösner. Sie sollen erst beweisen, daß sie Ihr Andenken so zähe festhalten, wie ich es tue, und daß sie sich, wie ich, sogar nicht scheuen, durch eben diese Zähigkeit in Ihren Augen ein wenig aufdringlich, vielleicht auch ein wenig lächerlich zu erscheinen.

Immerdar von Herzen der Ihrige

R. H.

Briefe an Antoinette Julius.

Triest 1863.

Fräulein Antoinette Julius war eine Schauspielerin, welche sich als Mitglied einer am Armoniatheater in Triest gastierenden Gesellschaft im Jahre 1863 einige Monate lang daselbst aufhielt.

Ich fand über sie unter meinen Papieren die folgenden Tagebuchnotizen und Briefe an sie, die ich hiermit wörtlich aus dem stenographierten Konzept ins reine schreibe.

März 1863.

Das erstemal einen Abend mit A. J. zugebracht. Sie fühlt sich ungemein zur Mitteilung angeregt und ist glücklich dabei. Wahre Sympathie. Die folgenden Male kälter — man sieht, daß sie launenhaft ist und die Eindrücke bei ihr nicht dauern. Ich ärgere mich darüber und finde, daß mich das zu sehr aufregt; beschließe daher, nicht mehr hinzugehen. Ich schreibe ihr jedoch Briefchen, meist scherzenden Inhalts.

31. März.

Sie begegnete mir auf der Straße. „Endlich!“ rief sie aus und lud mich sehr angelegentlich ein, nachmittags zu ihr zu kommen. Ich ließ mich dadurch bestimmen und ging wirklich hin. Ich kam um 5 Uhr und ging erst um 9¼ Uhr wieder fort, da wir sehr tief in den Text gerieten und sie mir ihre höchst merkwürdige Lebensgeschichte erzählte. Abschied sehr herzlich und langwierig. Ich fand, daß ich sie auf Momente sehr erwärmen kann. Das heutige Gespräch hat mich ungemein erquickt. Diese fünf Stunden gehören zu den beseligendsten, die ich erlebt habe. Mir ist so unendlich wohl bei einem weiblichen Wesen, welchem das Herz aufgeht, wenn ich auch überzeugt bin, daß es nur ein vorübergehender Moment ist.

12. April.

Sie läßt mir durch Costa sagen, daß meine Briefe immer einen großen Eindruck auf sie machen, daß sie immer den ganzen Tag davon erregt ist; sie wolle mir heute noch schreiben.

Nachmittag sie besucht. Pflastertreter und Mädchenjäger. Nach dem Theater ihr einen Brief übergeben.

I.

Triest, 21. März 1863.

Sehr verehrtes Fräulein!

Ich habe die Ehre, Ihnen hierbei einen Ausschnitt aus der „Triester Zeitung“ zu übersenden, in welchem Sie eine Theaterkritik und in dieser ein Urteil über Ihre vorletzte Leistung finden werden. Glauben Sie nicht, daß dieser Berichterstatter Ihnen schmeicheln wollte, oder Ihnen je schmeicheln werde. So wie ich den Mann kenne, würde er es auch nicht verschweigen, wenn er einmal etwas zu tadeln fände. Ich werde sobald nicht das Vergnügen haben, Sie wiederzusehen, aber ich werde darum nicht aufhören, mit Ihnen in Verkehr zu stehen. Sie sprechen von der Bühne herab zu mir, und ich antworte vielleicht von Zeit zu Zeit mit einem kritischen Brieflein. Ich freue mich, daß durch das Hugo

Müllersche Gastspiel für Ihre Kunstentfaltung eine neue Epoche angebrochen ist, und ich konzentriere die Gefühle der persönlichen Freundschaft und Verehrung, die ich für Sie hege, gänzlich in dem lebhaften Anteil, den ich an Ihrem künstlerischen Wirken nehme. Wissen Sie, an wen Herr Hugo Müller bei seinem ersten Auftreten mich in ganz eigentümlicher Weise erinnert hat? An Sie! Lachen Sie nicht; ich finde bei ihm gewisse mimische Züge, Wendungen und Bewegungen, die er Ihnen abgelauscht haben muß — oder, was noch wahrscheinlicher ist, Sie ihm. Vielleicht sind es auch ganz unbewußt angeflogene Ähnlichkeiten, psychologisch interessante Spuren eines ehemaligen Versenkens Ihres weiblichen Genius in den seinen. Denn Sie schwärmen ja für ihn, wie Sie selbst sagten. Es gefällt mir gar nicht, daß dieser Herr Müller auf der Bühne Sie so oft bei der Hand faßt, von welcher ich zufällig weiß, daß sie sehr zart und weich ist. Ich liebe sie — nicht Sie, sondern sie, die zarte, weiche, weiße Hand, und sobald ich liebe — zuweilen auch schon früher — bin ich eifersüchtig. Adieu, liebstes Fräulein — wie heißen Sie doch eigentlich? Antoinette, glaub' ich; das ist mir aber zu französisch. Da Sie dem berühmten Geschlechte der Julier angehören, welches, wie Sie wissen, oder nicht wissen, seinen Ursprung durch Julius Cäsar und Äneas auf die Venus zurückführt, so will ich Sie Julia nennen, oder lieber Giulietta. Unter diesem Namen bleibt Ihrer, als ein Romeo der Freundschaft, mit der Beständigkeit einer Dichterseele eingedenk

Ihr treu ergebener

R. H.

II.

25. März.

Verehrungswürdiges Fräulein Giulietta!

In beifolgender Kritik der „Triester Zeitung" sind Sie wieder erwähnt, freilich nur mit einem Wort, aber an Herrn Müllers holder Seite. Was wollen Sie mehr? Sind Sie nicht mit Ihrem Ideal zusammengestellt und gleichsam in einen Lorberkranz mit ihm eingewickelt? Sie ersehen übrigens aus dieser Zusammenstellung, daß der Rezensent

der „Tr. Ztg." Sie Herrn Müller gleichstellt; es ist möglich, daß Sie ihm für seine Person noch lieber — vielleicht sehr lieb sind. — Wieviel würde ich darum geben, wenn ich wieder einmal ein halbes Stündchen mit Ihnen plaudern könnte! Aber ich halte Wort und besuche Sie lieber nicht; denn wenn ich Sie an manchen Tagen besuchte, so würde ich mich an allen anderen Tagen, wo ich Sie nicht besuchen darf, zu sehr langweilen. Das ist mein vollkommener Ernst. So wie ich z. B. auch, wenn Sie mir im Theater keinen Blick zuwerfen, mich darein zu finden weiß; werfen Sie mir aber einen zu, so kränke ich mich hernach über jeden, den Sie nicht mir zuwerfen. — Lassen Sie sich photographieren, Fräulein, ich bitte Sie um des Himmels willen!

Von Herzen der Ihrige

R. H.

P. S. Apropos, geehrtes Fräulein, hat Ihnen schon jemand gesagt, daß Sie sehr hübsche, weiche und edelgerundete Schultern besitzen? Ich habe es neulich im Hotel „zur Kaiserin Elisabeth" bemerkt, als Sie ein weitausgeschnittenes Kleid und ein ungarisches Hütchen trugen. Auch Ihr schönwallendes Haargelock würde ich loben, wenn ich nur — Doch genug. Leben Sie wohl!

III.

31. März.

Verehrungswürdige Gönnerin und Freundin!

Aus alter Gewohnheit fahre ich fort, Ihnen Ausschnitte aus der „Triester Zeitung" zuzusenden, obgleich ich nicht im mindesten weiß, ob Ihnen diese meine Sendungen und Zuschriften angenehm sind oder nicht. Einen besonders glänzenden, epochemachenden Erfolg dürften sie bei Ihnen nicht haben; ja wenn ich meiner Ahnung und Ihrer Nasenspitze trauen darf — soweit ich letztere in jüngster Zeit zu sehen Gelegenheit hatte — sind Sie durch einzelnes in meinen Zeilen sogar verletzt. Und ich Armer habe doch alles so gut gemeint! Aber es geschieht mir vollkommen recht! Unterhalten Sie sich gut, liebes Fräulein Giulietta, in diesen Feiertagen, benützen Sie diese freie Zeit, um sich photo-

graphieren zu lassen, und genehmigen Sie den Ausdruck der besonderen Hochachtung, mit welcher ich die Ehre habe zu sein

Ihr ergebenster

R. H.

IV.

1. April.

Sehr liebe Freundin!

Der Sturm rüttelt ungemütlich an meinen Fenstern, aber in mir zittert gemütlich die Erinnerung nach an unser fast fünfstündiges trauliches Geplauder von gestern abend. Es hat mich, merkwürdigerweise, weniger im eigentlichen Sinne aufgeregt und nervös angespannt als manches unserer früheren viel kürzeren und inhaltsloseren Gespräche. Der Grund hierfür liegt wohl in der beruhigenden Genugtuung des Einblicks, den Sie mir in Ihr Schicksal und in Ihr Inneres gegönnt haben. Alles Klare beruhigt mich, während das Unklare mich verwirrt und aufregt. Im Geiste bin ich noch um Sie und spinne nach meiner Gewohnheit die angeknüpften Gespräche weiter; aber was soll ich Ihnen schreiben? Ich bin ein Kind gegen Sie. Ich habe viel Romantisches, Poetisches erlebt; aber ich habe vom Leben doch eigentlich nur den obersten, ätherischen, wesenlosen Schaum abgeschöpft, während Sie Wonne und Leid bis auf den Grund, fast bis auf die Hefe hinunter durchgenossen haben. In der Erwägung, ob ich Ihrer freundlichen Einladung zu ferneren Besuchen folgen soll, bin ich leider noch um keinen Schritt weiter gekommen. Die Rücksicht auf die Verschiedenheit unserer inneren Lebenseinrichtungen, noch mehr aber die Rücksicht auf mein Naturell läßt es mir im Grunde doch noch immer als das Rätlichste erscheinen, den ursprünglich gefaßten Entschluß, Ihnen fernzubleiben, den Sie gestern wankend gemacht haben, wieder festzuhalten. Ich verwünsche dies mein Naturell, ich verwünsche die großen Ansprüche, die mein drangvolles Gemüt an alle Verhältnisse und Beziehungen des Lebens stellt. Meine nervöse Erregbarkeit bringt mich um jeden ruhigen, heiteren Genuß. Ich möchte ruhig, ich möchte leichtsinnig sein wie alle anderen Leute, ich möchte

die Welt, die Menschen und die Dinge kühl anschauen. Ja, die kühle Weltanschauung — oft sehne ich mich nach ihr wie nach einem Talisman, der mir das Feenreich des Genusses aufschließen sollte, ohne daß ich den Zoll mit meinem Herzblute bezahlen müßte. Wenn nur der holde Leichtsinn neben dem Vorteil, daß er die schmerzbereitende Empfänglichkeit für den Eindruck des Schönen und Herrlichen in uns bis zu einem Grade abstumpft, auf welchem sie unserer Ruhe nicht mehr verhängnisvoll wird, nicht auch den Nachteil mit sich führte, daß er uns nach und nach mit dem Alltäglichen befreundet, daß er uns das Flache zuletzt lieb und das Gemeine wenigstens erträglich macht. Für die edle Blume der Weiblichkeit müßte die kühle Weltbetrachtung, wie ich mir vorstelle, wahrer Mehltau sein. Und doch ist an der edlen Blume der Weiblichkeit viel gelegen; ich meine, sie bleibt doch immer das einzige Unterpfand für das Glück des Weibes, die einzige Anwartschaft auf Lebensfreuden, die mehr als bloße Zerstreuung sind. Eine Frauenseele, so edel und des Glückes wert sie von Natur sein mag, müßte, wie ich glaube, auf dem Wege kühler Weltanschauung allmählich zu dem Standpunkt herabsinken, wo das Weib aufhört, mit Entrüstung und Ekel den Mann zu betrachten, der bei ihr nichts anderes will als sich amüsieren. Man nennt diesen Standpunkt den der „Liaisons" und behauptet, daß Theaterdamen für dieselben eine gewisse Disposition besitzen. Daß Sie himmelweit von diesem Standpunkte entfernt sind, weiß ich; aber Sie haben viel erlebt, und wer vieles erlebt hat, der findet, wenn er das, was er erlebt, auch überlebt, auf dem Grunde des geleerten Lebensbechers die Resignation — und die Resignation ist die Zwillingsschwester der „kühlen Weltanschauung". Lachen Sie nicht über diese Erbauungsrede; wir haben die Osterwoche, ein bißchen Ernst kann nicht schaden, und Sie wissen, daß ich auch anders sein kann als ernsthaft.

Von Herzen der Ihrige

R. H.

V.

9. April.

Sehr geehrtes Fräulein!

Aus der beiliegenden Rezension ersehen Sie, daß der Kritiker der „Triester Zeitung" Ihnen nicht entgelten läßt, was Sie an dem Dichter und Menschen Robert Hamerling dadurch verbrochen haben, daß Sie, Ihre neuesten Gesinnungen auf eine etwas brüske Art andeutend, zur Stunde, auf welche Sie ihn eingeladen hatten, einfach ausgingen, und ebenso einfach seine schriftliche Annäherung unbeachtet ließen, obgleich seine Adresse zwei- oder dreifach in Ihren Händen war. So wenig der Kritiker während der Dauer unserer freundschaftlichen Beziehungen ein Jota mehr als die Wahrheit von Ihrer künstlerischen Tüchtigkeit sagte, so wenig wird er künftighin, nachdem diese freundschaftlichen Beziehungen aufgehört haben, ein Jota weniger als die Wahrheit sagen. Seien Sie in dieser Beziehung ganz unbesorgt.

Es ist albern, daß ich mich über Dinge, wie sie mir von Ihnen widerfahren sind, so schwer hinwegsetzen kann. Um meine allzugroße Empfindlichkeit für schmerzliche Eindrücke dieser Art allmählich abzustumpfen, habe ich mich entschlossen, soviel als möglich weiblichen Umgang aller Art zu suchen, und keiner weiblichen Bekanntschaft auszuweichen, zu welcher sich mir Gelegenheit bietet. Ich fühle gerade im gegenwärtigen Augenblick außerordentlich wenig Lust dazu; aber ich denke sogleich den Anfang damit zu machen. Vielleicht finde ich auf diesem Wege zuweilen ungehofft das bißchen Verständnis, Wärme und Sympathie, das mein Herz beansprucht, wenn es sich irgendwo wohl fühlen soll, das ich bisher nur bei auserlesenen Frauengemütern gesucht und gefunden habe, und das ich gar so gern auch bei Ihnen gefunden hätte, ja einige Tage wirklich zu finden glaubte.

Was ich aufs tiefste bedaure, ist, daß das Aufhören unseres freundschaftlichen Verkehrs mich des Rechtes beraubt, Sie an das Versprechen zu erinnern, das Sie mir in Beziehung auf Ihre Photographie gegeben haben. Sollten Sie den Edelmut und das Zartgefühl besitzen, Ihr Versprechen auch jetzt noch halten zu wollen, so würden Sie mich zu

gerührtem Danke verpflichten. Ich erwarte in dieser Beziehung Ihren Entschluß mit größter Spannung. Herr Stauber photographiert ebenso gut als billig, und hat schon alle Ihre Kolleginnen konterfeit. Behalten Sie mein „Sinnen und Minnen“ zu freundlichem Andenken. Ich für meine Person werde Sie nie vergessen, wie ich niemanden vergesse, der mir, wenn auch nur auf Augenblicke, freundlich näher getreten ist. Leben Sie recht wohl!

R. H.

VI.

12. April.

Sehr geehrtes Fräulein!

Weniges in meinem Leben hat mich schmerzlicher berührt, als die Szene, zu deren Zeugen mich diesen Nachmittag der Zufall bei Ihnen gemacht hat. Was ich dort zu sehen, zu hören und zu verstehen bekam, das erweckte in mir das Gefühl des tiefsten Mitleids. Arme Evatochter, die vor Annäherungen solcher Art ihr weiblicher Takt nicht schützt! Arme Theaterdame, die den feinen Sinn für das, was Schmach und Insult ist, ihrem Beruf zum Opfer bringen muß — bei der man wagen darf, auf solche Art sich vorzustellen! Kein Anblick kann mich so innig rühren, wie der eines zu Höherem berufenen Weibes als schutzloser, ihrer Entweihung nicht einmal bewußter Beute eines unverschämten, gesinnungslosen Pflastertreters und Mädchenjägers. Aber freilich, Pflastertreter sind amüsant. Was liegt an weiblicher Würde, wenn man „resigniert“ hat und nichts mehr will als sich amüsieren! Sie hatten am Ende doch recht, als Sie den Freund und Dichter ziehen ließen und den Pflastertreter zurückbehielten. Was sollte ich in einem solchen Kreise? Leben Sie wohl, so gut Sie es können auf einer Bahn, auf welche Schicksal und Beruf als Theaterdame Sie anweist. Amüsieren Sie und lassen Sie sich amüsieren.

Ihr poetischer Freund

R. H.

P. S. Nur noch eine Bitte: Glauben Sie nicht, daß Leidenschaft aus mir spricht; was ich hier sagte, würde

ich jeder andern Dame in ähnlicher Lage gesagt haben. Ich habe nie mehr beansprucht als Ihre Freundschaft: aber bei mir ist die Freundschaft weder Phrase, noch Deckmantel für Pflastertreterpläne.

VII.

15. April.

Sehr geehrtes Fräulein!

Es geschieht nicht bloß aus alter Gewohnheit, noch aus bloßer Galanterie, wie man sie jeder Dame schuldig ist, daß ich Ihnen wieder ein Stück „Triester Zeitung" sende. Zum größten Teil geschieht es darum, weil ich Sie wegen der brühheiß übermittelten brieflichen Herzensergießung von Sonntag um Vergebung zu bitten habe. Was ich Ihnen schrieb, erkenne ich allerdings noch immer als die volle Wahrheit und ich könnte nicht ein Jota davon zurücknehmen. Aber es war unnötig und ich hatte kein Recht dazu, es Ihnen zu schreiben, am allerwenigsten in so bitteren Ausdrücken. Was geht mich Ihre Gesellschaft an und wer hat mich zum Wächter Ihrer Ehre bestellt? Da aber jene Zeilen nun einmal geschrieben sind, so wünschte ich wohl, daß Sie dieselben auch ein wenig beherzigten. Wenn Sie, wie sich vorgestern wieder so schön gezeigt hat, durch Herrn Müller erwärmt und künstlerisch angeregt werden, so habe ich meine Freude daran, welchen Gebrauch immer Herr Müller als Mensch von dieser Ihrer Erwärmung und Angeregtheit machen möge. Es kommt dabei doch noch ein gewisser Vorteil für Sie heraus. Wenn aber einem weiblichen Wesen, das ich achte und mit welchem ich Freundschaft geschlossen habe, Pflastertreter und Courmacher in einer Weise sich annähern, in welcher man Statistinnen und Mädchen vom Ballett sich annähert, da wallt mir das Blut auf und ich begehe im Feuereifer, wie Sie gesehen haben, dumme Streiche. Also verzeihen Sie, bestes Fräulein, was ich geschrieben! Aber — zu vergessen brauchen Sie es darum nicht!

Von Herzen der Ihrige

R. H.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

